

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2005

Cyclo Paschalis aeternum xcv ab anno A. ra Christ D xxxii ad annum D cxxvi.

extat Rotunda in Camera

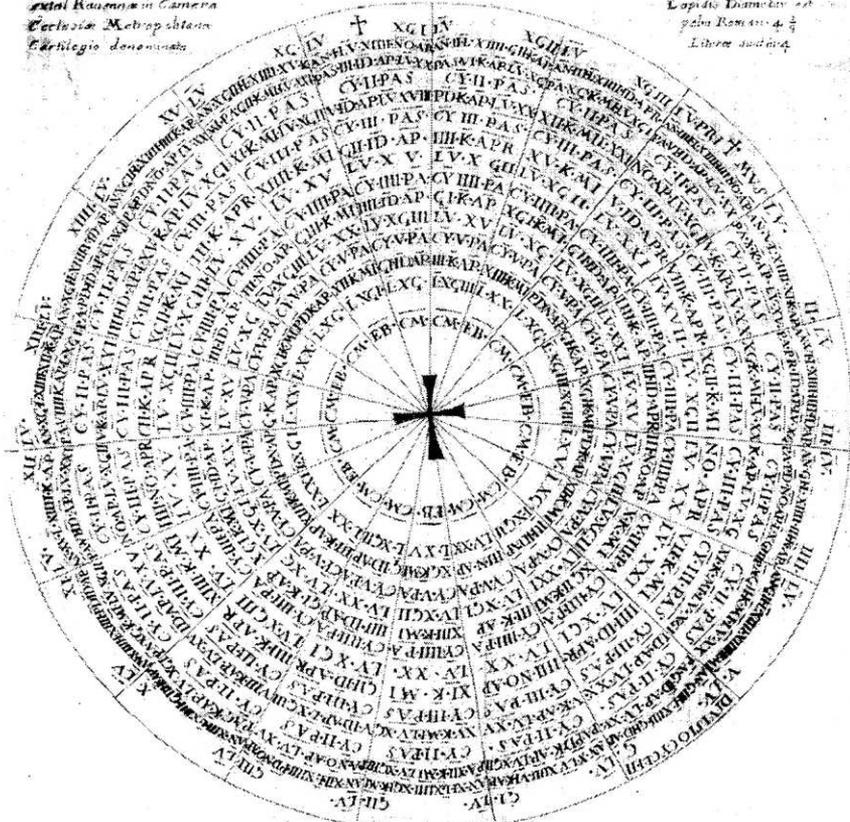
Eccliesia Metropolitana

Carthago denominata

Lapidis Trinitatis et

pala Romae 4. 2

Libera aedific.



Jahrg. 17, Heft 2, August 2005, ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Kupferstich des Kalendersteins in Henricus Noris *Dissertatio de latinorum paschali cyclo* 1691, entnommen aus Voigt [2003, 114], der auf die gegenüber dem Original veränderte Ausrichtung des Kreises und des inneren Kreuzes hinweist.

Impressum:

Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin

(vormals „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart„)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Autorenregister** der *Zeitensprünge*

Stichwortverzeichnis für alle Publikationen des Mantis Verlages:

www.chrono-rekonstruktion.de eingerichtet von Andreas Otte. Anmeldung

über andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 35,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2005 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990 -1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2000 je 35,- ; 2001-2002 je 37,50 ; 2003 = 32,- ; 2004 = 35,- . Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung),

Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21 7001 0080 0137 2388 09 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 17, Heft 2
August 2005

Editorial

Wieder gedenken wir eines Karls: Diesmal hat Johann Carolus, Buchbinder zu Strassburg, seinen 400. Jubeltag, weil er im Juli 1605 die erste deutsche Zeitung, das Wochenblatt *Relation*, herausgegeben hat (bereits 1597 erschien zu Rorschach das erste Monatsblatt, 1650 dann zu Leipzig die erste deutsche Tageszeitung). Wie es Pionieren so geht, ließ sich die Arbeit manchmal anders an als geplant:

„In der Hektik des Geschäfts gab es manche Pannen und Druckfehler“, schreibt Eckart Klaus Roloff im *Rheinischen Merkur* [Nr. 26], „da dies und jenes ‚bey der Nacht eylend gefertigt werden muß‘, wie Carolus einmal einräumt. Er bat den ‚größtünstigen Leser‘, Fehler ‚seinem vernünftigen wissen nach vnbeschwert selbstem corrigiren und endern.‘“

Dies war für den größtünstigen Leser auch beim letzten Heft der *Zeitensprünge* Parole, weil nach einem Programmabsturz nicht mit der letzten, sondern mit der vorletzten Sicherungskopie weitergearbeitet wurde. Auf diesem Umweg gerieten ausgemerzte Fehler trotzdem in die Schlussfassung, was zu einem formidablen Aufschwung bei Druckfehlern führte. In zwei Fällen kam es zu Irreführungen: Beim Aufsatz von Peter Winzeler geriet eine Passage in die falsche Umgebung (Korrektur s. S. 494). Und Armin Wirsching musste eine Formulierung monieren, die genau aus diesem Grund hätte geändert sein sollen (s. S. 495). Es mag sich alles im Druckereigewerbe verändert haben, doch der Arbeitsplatz des Druckfehlerteufels blieb nicht nur erhalten, sondern wurde sogar erweitert.

Apropos: Die von Carolus (1575–1634) begonnene *Relation* wurde 54 Jahre lang produziert – ein echter Ansporn für den Herausgeber der *Zeitensprünge*, der allerdings nie wie Carolus den Ehrgeiz oder den Geschäftssinn hatte, bei der zuständigen Behörde gleich noch ein Monopol für sein Periodikum zu erbitten. Solches ist allerdings schon damals abschlägig beschieden worden. Heute wird sich solches eher dadurch ergeben, dass Zeitungen wie Zeitschriften mit dem Internet abgestimmt werden müssen und ganze Zweige, sogar Äste vom großen Baum der Periodika absterben werden. So mögen in absehbarer Zeit Monopole aus der Not heraus entstehen.

Mit besten Grüßen

18.7.05 H. C. Ullg

Jenseits mancher Grenzen

Jahrestreffen 2005 am 6./7. Mai in Zürich

Heribert Illig

Salvador Dalí malte durchaus ein surrealistisches Sujet wie die *Apotheose des Dollars*, war aber gleichwohl nicht nur genialer Kauz, sondern ein Kenner realer Werte des Lebens. Er war es so sehr, dass ein Freund von ihm aus seinem Namen das zwar schleppfüßige, aber treffende Anagramm *Arriva Dollars* formte. Wer sich den Namen der größten Schweizer Stadt vornimmt, hört gewissermaßen zur Begrüßung ein sehr raues *Chrüzi*, dann aber die klare Aussage: *zu reich*. Für die Besucher aus einem sich abzeichnenden Schwellenland Deutschland ist Zürich wirklich zu reich und zu teuer. Ob das die Tagesmiete für einen Beamer ist, die sich auf 490 Fränkli belaufen hätte, oder ob das Hotel schon vor 23.00 Uhr die Stühle auf die Tische stellen wollte – uns war es immer Ansporn, Auswege zu finden, beispielsweise einen universitären Beamer oder nächtens Raum für Zusammenkünfte. Auf alle Fälle haben wir uns noch im deutschen Sprachraum der französischen, italienischen und rätoromanischen Sprachgrenze bis auf jeweils 100 km genähert.

Der erste Weg über die Grenze hatte uns 1990 nach Wien und damit bis dicht an die tschechische, slowakische und ungarische Sprachgrenze geführt, was damals von der Teilnehmerzahl her noch kein Risiko war, lag sie doch so bei 30 zu erwartenden Personen. Die 80 bis 85 TeilnehmerInnen der letzten Treffen waren aber bei einer derartig peripheren Position nimmermehr zu erwarten, wie spontane, bedauernde Mitteilungen zeigten. Allen Unkenrufen zum Trotz wurden es dann doch 64 Interessierte, die sich im Hotel Krone Unterstrass zusammenfanden und in Klausuratmosphäre tagten. John Spillmann hatte dieses Hotel ausgewählt; er führte auch etliche Teilnehmer schon am Donnerstag Nachmittag auf den Zürcher Uetli-Berg

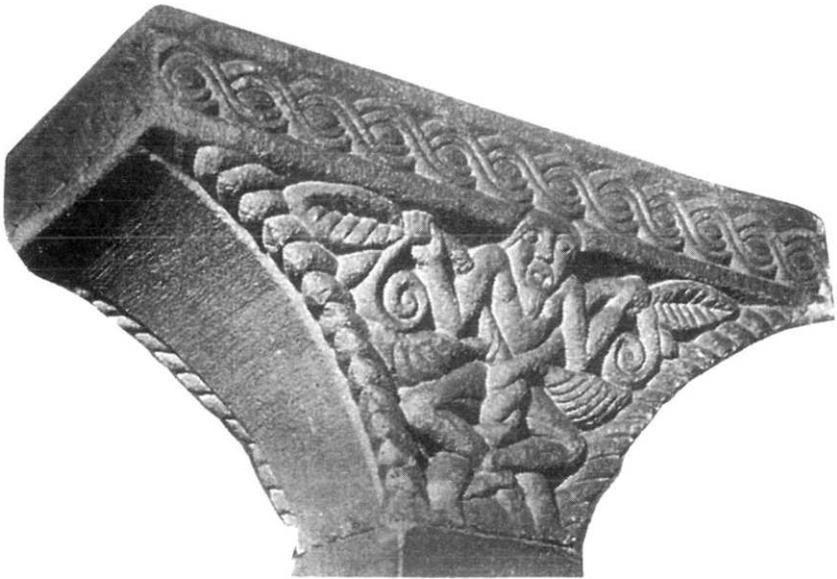
Auf Grund der meist langen Anreise waren am Donnerstag bereits sehr viele Teilnehmer eingetroffen – die Diskussionen konnten beginnen. Die Klausur wurde nur vor dem offiziellen Beginn durchbrochen, indem die Straßenbahn bemüht wurde, um zum Grossmünster vorzudringen. Dieser Bau geht bekanntlich auf einen Jagdausflug Karls des Großen zurück, der von Aachen her einen Hirsch jagte, der ihm die vergessenen Gräber dreier schon 303 geköpfter Heiliger wies. So bekam Zürich damals seine Stadtheiligen Felix und Regula, während Exuperantius erst im 13. Jh. dazustieß. Damals domizilierte Karl gegenüber dem noch nicht gebauten Grossmünster im noch vorhandenen *Haus zum [Zeit-]Loch*. Heute sitzt der große Karl versteinert

hoch oben am Südturm – über der Gedenktafel für Huldrych Zwingli – und im Original auch noch in der Krypta, wo die schwertbewehrte Statue des späteren 15. Jh. bedrohlich groß wirkt. Uns interessierte der Kapitellschmuck der Kirche und vor allem die Skulpturen ihres Kreuzganges. Er ist gegen 1850 abgerissen, seine Teile nur durch eine Privatinitiative gerettet, dann aber doch mit vielen neuen oder zumindest überarbeiteten Skulpturen wieder aufgebaut worden. Da man vor dem Abriss immerhin einen Zeichner das noch Vorhandene aufnehmen ließ, lässt sich heute immerhin bestätigen, dass viele der neuen Skulpturen den ursprünglichen gut nachempfunden sind.

Die wirre Mischung aus Flechtwerken, unverständlichen Darstellungen und antiken Zitaten wird nur durch ein Charakteristikum vereint: Es gibt keine christlichen Motive in diesem Kreuzgang, kein Kreuz, keinen Erlöser, keine Schilderungen aus dem alten oder neuen Testament (allenfalls zwei Darstellungen wären mit viel gutem Willen als Salome bzw. Samson und Dalila anzusprechen), keine Heiligen oder gar Heiligenscheine – einfach nichts. Der Veranstalter konnte diese Rätsel nur vorstellen, aber nicht lösen. Die lange abendliche Diskussion zu diesem Thema ließ fast alle Teilnehmer zu Wort kommen, ohne dass es der Rätsel weniger geworden wären. Ein Wort Bernhards von Clairvaux, der 1153 starb, aber den erst ca. 1170 begonnenen Kreuzgang so gut beschrieb, als ob er ihn selbst gesehen hätte, machte die Sache noch rätselhafter:

„Sodann in den Klöstern, bei den lesenden Brüdern, was hat dort jene lächerliche Mißgestalt, jene auffallende häßliche Schönheit und schöne Häßlichkeit zu schaffen? Was tun die unflätigen Affen, die wilden Löwen, die widernatürlichen Zentauren, Halbmenschen, gefleckten Tiger, die kämpfenden Krieger, die ins Horn stoßenden Jäger? Da sieht man unter einem Kopf viele Leiber und wieder auf einem Rumpf viele Köpfe. Man sieht an einem Vierfüßler den Schwanz einer Schlange, dort an einem Fisch den Kopf eines Säugetiers. [...] Eine so große und seltsame Mannigfaltigkeit der verschiedenen Formen tritt da zutage, daß man lieber im Marmor statt im Buch liest, lieber den ganzen Tag damit zubringt, jedes einzelne Ding zu bewundern als das Gesetz Gottes zu beachten. Bei Gott! Wenn ihr euch dieser Albernheiten nicht schämt, warum reuen euch nicht wenigstens die Kosten?“ [*Apologia ad Guillelmum* XII, 28/29]

Im Gedankenaustausch zeigte sich, wie unterschiedlich ein derartiges Ensemble empfunden wird: Was den einen beunruhigt, schenkt dem anderen Frieden, was die einen als öffentliche Propaganda (vielleicht gegen den Islam, die kurz danach im Fernsehen vorgestellte These von Claudio Lange) empfanden, sahen andere als Belustigung oder blasphemischen Spott für die Geistlichkeit, die hier ungestört von der Plebs der Kontemplation nachging.



Skulpturen aus dem Kreuzgang des Zürcher Grossmünster: oben das Dampf ausstoßende vierköpfige Ungeheuer; unten das Rätselmännchen hinterm gedrehten Baum [Hoffmann, Hans (1938): Das Großmünster in Zürich. II. Der Kreuzgang; Zürich; Taf. XV, XVI]



Skulpturen aus dem Kreuzgang des Zürcher Grossmünster: oben 'Samson und Dalila' samt Ungeheuer; Mitte das 'Kentauren-Ehepaar bei der Jagd'; unten 'Salome', ebenfalls mit Ungeheuern [Hoffmann, Taf. XV; s. S. 262]

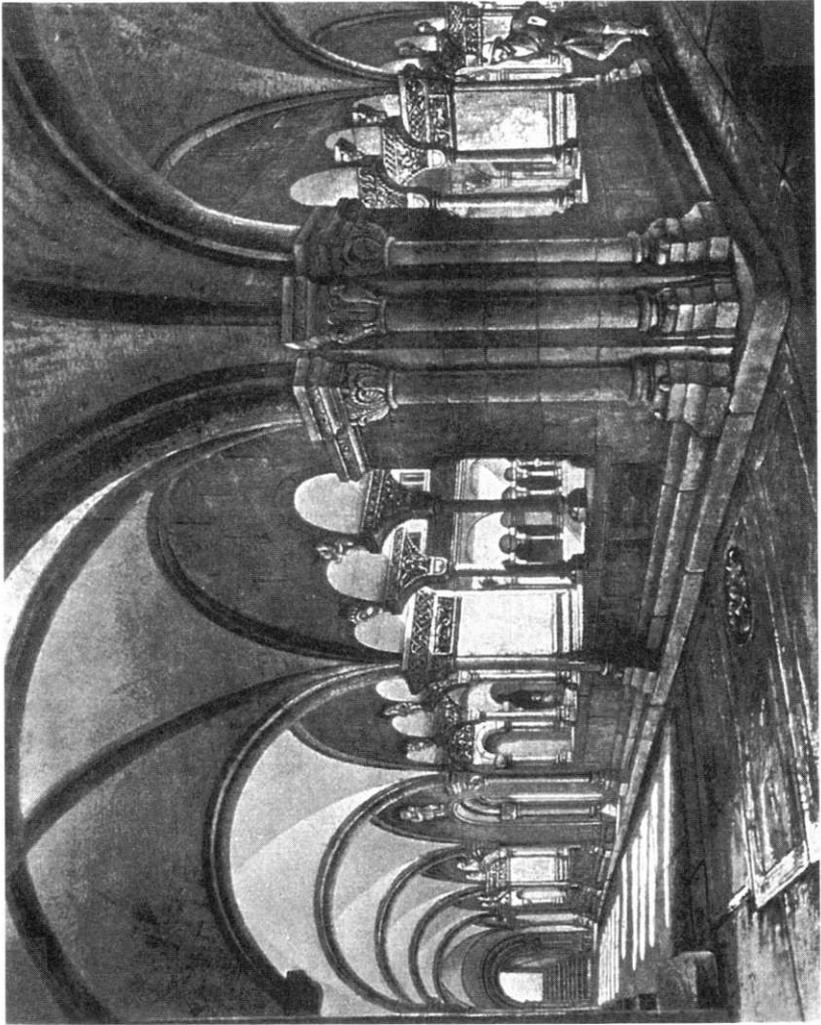
Am späten Freitagvormittag begann dann die Reihe der Vorträge mit dem Versuch des Einladenden, die Christianisierung des späteren Deutschlands darzustellen. Der Tagungstermin deckte sich fast mit dem Erscheinen des letzten Hefes, so dass es ausnahmsweise möglich und auch nötig war, einige Artikel dort vorzutragen, bevor sie die Teilnehmer anschließend lesen konnten. So war es auch bei diesem Vortrag [s. 1/05, 15-15]. Solche bereits gedruckt vorliegenden Vorträge werden hier nur gestreift.

Es folgte unser Quartiermacher *John Spillmann* gewissermaßen als Lokalmatador. Er setzte seine frühmittelalterliche Bestandsaufnahme der Stadt [2/04, 315-346] mit einer Besonderheit fort: den so genannten Mörtelscheiben. Um für größere Bauvorhaben große Mengen von Mörtel anrühren zu können, wurden Flächen angelegt, auf denen wohl meist mit tierischem Antrieb (Göpel) ein Rührwerk betrieben werden konnte. Die Forschung sieht sie gerne als karolingisch an, obwohl es keine Unterschiede zu ottonischen oder hochmittelalterlichen Überresten gibt (die ebenfalls in Zürich vertretenen Römer hatten sie nicht).

Gunnar Heinsohn hatte es glücklicherweise geschafft, den für ihn ungünstigen Termin zu halten und referierte über die fehlenden frühmittelalterlichen Regenten in Spanien, d.h. bei Westgoten, Asturiern und Muslimen, auch in diesem Land bekräftigt durch das Schweigen der jüdischen Minderheit [1/05, 76-97].

Nach der Kaffeepause folgten zwei kalenderorientierte Vorträge mit so unterschiedlicher Aussage wie nur möglich. Zunächst legte *Ulrich Voigt* gewissermaßen die dritte Fassung seines ursprünglichen Leserbriefs von 1996 vor. Sie war nun so umfangreich geworden, dass die Zeit – jedem Thema wird traditionell eine Stunde eingeräumt, von der idealerweise ein Viertel der Diskussion gehört – nicht ausreichte. So begann der zweite Tag eine halbe Stunde früher, damit das 'zerstörerische' Werk zum Abschluss gebracht werden konnte (S. 420-454). Während es hier darum ging, mathematisch nachzuweisen, dass niemals ein Jahr, auch kein ganzer Osterkreis von 532 Jahren auf der Zeitachse eingeschoben worden sein kann, berichtete *Werner Frank* über seine Forschungen in der vatikanischen Bibliothek [1/05, 4-14]. So wissen wir nun, dass 1582 vor der Kalenderreform viele Gutachten forderten, den geplanten Zeiteinsprung nicht nur über 10, sondern über 12, 13 oder gar 15 Tage auszuweiten, wobei astronomische Argumente durchaus nachrangig vorgebracht worden sind. Auf eine einschlägige Konzilsentscheidung zu Nicäa, berief sich keiner dieser Gutachter.

Der Samstagvormittag brachte die farbigsten Vorträge, schon deshalb, weil erstmals der Beamer bei uns eingesetzt wurde. Die Premiere verdankten wir *Felice Vinci* aus Rom, der uns auf Englisch wesentliche Argumente seiner These nahebrachte, derzufolge Ithaka, Troia und all die anderen Stätten



Ursprünglicher Kreuzgang, vor 1851. Westseite gegen Norden.
Aquatintablatt von F. Hegi [Hoffmann Taf. VI, Abb. 1; Quelle s. S. 262]

der homerischen Epen an der Ostsee lagen, während die Odyssee bis weit hinauf nach Nordnorwegen führte [vgl. 2/2004; 444-453]. Die Betrachter sahen immer wieder Fotos und Karten gegeneinander gestellt, teils aus Griechenland, teils aus dem Norden, was sehr eingängig und überzeugend war. Ergänzt sei das erst hier durch ein Zitat von 1941, geschrieben vom damaligen Nestor der deutschen Vorgeschichtsforschung, Carl Schuchhardt:

„Mit Homer verknüpfen sich übrigens auch die Goldschalen [von Eberswalde nō von Berlin; HI]. In der Odyssee wird bei allen Gastmälern im Haus des Odysseus, des Nestor, des Menelaos, der Phäaken immer nur aus goldenen Schalen getrunken, nur zweimal in dem ganzen Gedichte kommt ein anderes Trinkgeschirr vor: der brave Sauhirt und der plumpe Kyklop haben jeder einen Holznapf. Es muß nicht schlecht bestellt gewesen sein im damaligen Ostgermanien, wenn die Großen an der Finow lebten wie die Achäer in ihren Palästen und Burgen. Und der Fund von Eberswalde steht in diesem Kreise keineswegs allein [Funde auch bei Halle, bei Hannover, bei Stralsund, in Schleswig-Holstein und Dänemark; HI]. Die Goldschalen des Lausitzer Kreises gehören in das 8. und 7. Jahrhundert v. Chr., in die Blüte und erste große Ausbreitung der Hallstätter Kultur“ [*Alteuropa. Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker*, S. 245, Berlin].

Könnte es also sein, dass vor allem die *Ilias* von Kämpfen um neue, südliche und real existierende Burgen berichtet, in denen jene Keramik dominiert, die Homer nicht kennt, sie aber noch in einer alten Heimat ansiedelt, deren Geographie dem Sänger wesentlich besser geläufig ist als die griechischen Gewässer? Die Übertragung von Schuchhardts Datierung auf die homerische Kultur eliminiert Griechenlands „Dunkle Jahrhunderte“.

Für **Hans-Erdmann Korth** blieb der Beamer gleich in Position. Er stellte uns seine europäischen Magistralen in vielen Übersichten wie im Detail vor [1/05, 172-202]. Sie waren natürlich ein Stein des Anstoßes, weil ihr frühes Entstehen ein Scandalon darstellt. Natürlich drehte sich die Diskussion um die alles entscheidende Frage, in wie weit es hier um Zufallsbefunde in einem von Baedekersternen übersäten Europa geht; weiter stellte sich die Frage nach der tatsächlichen Vermessung. Die Folgearbeiten lassen darüber weiteren Aufschluss erwarten.

Der Nachmittag war zwei zahlenträchtigen Themen vorbehalten. **Armin Wirsching** stellte parametrische Vergleiche in und mit der Cheopspyramide an. Er konnte dem weltbekannten Sarkophag des Pharaos noch unbekannt Relationen abgewinnen, sprach aber auch über die Fertigung, bei der laut Petrie sowohl Hohlbohrer als auch Sägen zum Einsatz am Granit kamen. Erschienen ist der Vortrag bereits als Artikel in den *Göttinger Miscellen der Ägyptologen* [2004, Heft 199, 95-110]. Nun rätseln diese genau so wie wir, inwie weit hier ein pyramidologischer Ansatz vorliegt, der wie viele dieser Über-



Skulpturen aus dem Kreuzgang: Tier- und Menschenfresser, Fratzen und Könige
 [Hoffmann, Taf. XXII; s. S. 262]

legungen dazu tendiert, auch Relationen mit Maßen zu finden, die weit außerhalb der Pyramide und 'eigentlich' außerhalb des Wissens Altägyptens liegen.

Angelika Müller nahm sich Zahlenverhältnisse vor, teils aus der Bibel, teils aus astronomischen Beobachtungen wie der Saros-Periode (nach 18 J., 11 T., 7 St., 42 M. wiederholen sich Finsternisse in gleicher Reihenfolge). Ähnlich wie Wirsching fand sie seltsame Entsprechungen, hier kabbalistisch bei vielen Zahlenwerten, etwa bei Auslegungen von Worten wie Apokalypse, Lamm, Venusgöttin, Jesus bis hin zu den 297 für die Phantomzeit vorgeschlagenen Jahren. In der Diskussion wurde kritisiert, dass sich wesentliche Relationen im Altertum gar nicht ergeben hätten, weil sie dem viel später entstandenen Dezimalsystem entstammten.

Zum Abschluss sprach der gerade erst zum Honorar-Professor ernannte **Peter Winzeler** als gebürtiger Zürcher und Zwingli-Forscher über Huldrych Zwingli. Dieser war 1516–1522 Leutpriester am Grossmünster und führte von hier bis 1525 die Reformation in Zürich durch. Im engen Rückgriff auf die Bibel lehnt die reformierte Kirche der Schweiz Heiligenbilder, Klöster, Beichte, Firmung oder (damals) letzte Ölung ab. Nachdem 'unser' Zürcher Kreuzgang keine Heiligenbilder zeigt, hat er vielleicht deshalb einigermaßen überdauern können. Es gab Überlegungen, ob gezielt christlichen Szenen zerstört worden seien, doch könnten das nur sehr wenige gewesen sein. Winzeler zog jedoch Bögen weit über die Reformation im eigentlichen Sinne hinaus und lotete die Frage aus, wie weit Zwinglis Erinnerung zurückreichte (S. 482-493 [vgl. Winzeler (1986): *Zwingli als Theologe der Befreiung*; Basel]).

Da war auch die Tagung schon an ihr Ende gekommen. Der 'harte Kern' diskutierte noch bis in die Nacht hinein, um sich dann im Laufe des Vormittags voneinander zu verabschieden. An diesem Sonntag brachte das ZDF im Abendprogramm den lange angekündigten Film über den *verkauften Pharao*, sprich über den von Meinhard Hoffmann entdeckten Pharao vom Niagara Falls Museum. Damit war auch dieses Thema an unserem Tagungswochenende angesprochen, sogar breit publik gemacht.

Einmal mehr ging der Dank nicht nur an Quartiermacher und Veranstalter, sondern auch an Beba Jan-Ililig als stets präsentem 'Auge im organisatorischen Taifun'.

Teilnehmer in Zürich

✠ Gerhard Anwander, Kirchheim in Schwaben ✠ Achim Babendreyer, Bonn ✠ Werner Benecken, Wolfenbüttel ✠ Andreas Birken, Hamburg ✠ Herwig Brätz, Rostock ✠ Jola Brätz, Rostock ✠ Günther Braun, Aachen ✠ Ronald Czapanski, Berlin ✠ Christoph Däppen, Zürich (CH) ✠ Klaus

Diedrich, Gladbeck ☞ Mathias Dumbs, Donaueschingen ☞ Siegfried Enzi, Wien (A) ☞ Ewald Ernst, Horn-Bad Meinberg ↗ Werner Frank, Solnhofen ☞ Susanne Fuder, Adelsried ☞ Ludger Funke, Detmold ☞ Galina Romm, Bochum ☞ Claudia Hanf-Effenberger, Nastätten ↗ Gunnar Heinsohn, Bremen · Danzig ☞ Henning Heinsohn, Bad Schwartau ☞ Ulf Heinsohn, Berlin ☞ Anja Helmecke, Bielefeld ☞ Herbert Helmecke, Bielefeld ☞ Dieter Hoffmann, Brüssel (B) ☞ Elmar Holz, Nuthetal ☞ Willi Hügenell, Meckenheim ↗ Heribert Illig, Gräfelting ☞ Berislava Jan-Illig, Gräfelting ☞ Monika Kahlenberg, München ☞ Roland Kahlenberg, München ☞ Rosmarie Keller, Rheinau (CH) ↗ Stephan Keller, Rheinau (CH) ↗ Hans-Erdmann Korth, Stuttgart ☞ Holger Langberg, Wedel ↗ Karl-Heinz Lewin, Haar ↗ Franz Löhner, Penzberg ☞ Daniela Lutteroth, Bad Füssing ☞ Volker-Matthias Lutteroth, Bad Füssing ↗ Ad C. Maas, Heeze-Lende (NL) ↗ Peter Mikolasch, Wien (A) ☞ Johannes Mißbeck, Wiesbaden ↗ Zainab-Angelika Müller, Berlin ↗ Johannes Neumann, Dresden ↗ Hans-Ulrich Niemitz, Berlin · Leipzig ↗ Jens Niestroj, Rotenburg ↗ Horst Nitz, Olsberg ☞ Paul van Overbeck, Zoetermeer (NL) ☞ Helmut Paulsen, Rödermark ↗ Gerald Schmidt, Roßlau ☞ Uta Schmidt, Roßlau ☞ Lisa Schnell, Zürich (CH) ☞ Dimitri Speck, München ↗ John Spillmann, Bäretswil (CH) ☞ Stefan Spillmann, Bäretswil (CH) ☞ Ronald Starke, Leipzig ☞ Ilker Uckay, Genf (CH) ☞ Erika Vierling, Gernsbach ↗ Felice Vinci, Rom (I) ↗ Ulrich Voigt, Hamburg ☞ Ronald Waehner, Wiesbaden ☞ Karin Wagner, Ettlingen ☞ Michael Weimann, Rotenburg ↗ Peter Winzeler, Biel (CH) ↗ Armin Wirsching, Hamburg ↗ Robert Zuberbühler, Winkel/Zürich (CH)



Die Chronik der Mittelalterdebatte samt den aktuellen Geschehnissen 'an der Front' wird im nächsten Heft fortgesetzt.

„Anomalous Eras - Best Evidence: Best Theory“
Konferenz im Gladstone Hotel in Toronto
vom 28. - 30. Juni 2005
Bericht von Birgit Liesching

Der Titel war absichtlich so formuliert, dass er einerseits alle Zeiten umfasste – wir hatten gehofft, eine Astronomin würde uns als erstes etwas über das Alter des Universums sagen, sie war aber aus gesundheitlichen Gründen verhindert – und andererseits Evidenz verlangte, d.h. Spekulationen waren nicht erwünscht.

Datierung und *Pillars of the Past*

Charles Ginenthal griff einige Themen aus seinem Buch *Pillars of the Past* [vgl. 1/2004, 36-38] heraus. Man müsse bei der Geschichtsforschung vorgehen wie bei einem Krimi und die Evidenz sehr sorgfältig studieren; wissenschaftliche Ergebnisse sollten zu Erkenntnissen führen, nicht umgekehrt (Beispiel: C14, wo den Labors vorgegeben wird, aus welcher Periode das Stück vermutlich stammt). Besonders erinnerte Ginenthal an das Argument, dass die zunehmende Sättigung des mesopotamischen Bodens mit Salzen, die der Euphrat mitbringt, eine Hochkultur mit ausgedehnter Agrarwirtschaft nur während höchstens 400–500 Jahren erlaubt. Dagegen wandte Frank Wallace ein, die in den Flutschichten nachgewiesenen Überschwemmungen hätten den Boden wieder einigermaßen vom Salz befreien können, doch liegen diese vor den Hochkulturen, die sich angeblich über Tausende von Jahren erstreckten.

Voraussetzungen der astronomischen Retrokalkulation

Lynn Rose hat zwar die 12. Dynastie vom -18. in das -4. Jh., d.h. um eine Sothisperiode angehoben, ist aber nicht bereit, die von Heribert Illig und seinen Mitstreitern geforderte mittelalterliche Phantomzeit zu akzeptieren. Der Grund hierfür liegt in der astronomischen Retrokalkulation der Daten des Illahun-Papyrus. Von den dort angegebenen 41 Monddaten passen laut Roses Berechnung 37 in den von ihm genannten Zeitraum kurz vor der Ankunft Alexanders des Großen in Ägypten, während die anderen Gelehrten, auf die er ausführlich einging und die diese Mondaufgänge für den bisher akzeptierten Zeitraum berechnet haben, erheblich weniger Erfolg haben als er (wie ausführlich in seinem Buch *Sun, Moon, and Sothis* dargestellt, das in den *Zeiten-sprünge* besprochen wurde [3/2001, 383-392]).

Rose hörte den späteren Ausführungen Heinsohns sehr aufmerksam zu,

und es ist zu hoffen, dass er sich die Sache noch einmal vornimmt und sich andererseits auch die mit *Zeitensprünge* verbundenen Astronomen mit der Frage befassen. Denn wenn Illig Recht hat, hat Rose Unrecht und umgekehrt. Es dreht sich dabei nicht um zweifelhafte Sonnen- oder Mondfinsternisse, sondern um die Sichtbarkeit des neuen Mondes. Auf die Frage, warum er die konventionelle Datierung ablehne, sich aber der konventionellen Sothis-Periode bediene, meinte er, die Ägypter selbst hätten nicht von einer Sothisperiode gesprochen, sie hätten eben angegeben, wann Sirius zu sehen war, und erst in der Spätzeit habe man diese Periode ausgerechnet.

Das erfundene Mittelalter

Heribert Illig konnte zwar an der Konferenz nicht teilnehmen, hat aber eine Darstellung geschickt, wie er zu der Mittelalterthese kam, wie die Kalenderverschiebung zustande kam und was deren Implikationen sind. Bei der anschließenden kurzen Diskussion zeigten sich die Fronten wie gehabt: Diejenigen, die sich mit der These bereits befasst hatten, waren entweder überzeugt oder aus verschiedenen Gründen nicht davon zu überzeugen. Diejenigen Anwesenden, denen die These zum ersten Mal vorgestellt wurde, waren erschrocken bis ungläubig. Clark Whelton betonte sehr eloquent, dass es, wie bereits von Illig dargestellt, keine Funde in der Erde gebe, was man als überzeugender betrachten müsse als mathematische Spiele.

Karbon-Zeitalter: 100 Jahre ?

Milton Zysman, den *Zeitenspringern* bereits von Vorträgen und Aufsätzen bekannt, referierte über die Entstehung des Kohlebeckens der Appalachen, das seiner Ansicht nach aus den Ablagerungen von einem Kometenschweif herrührt, wie dies auch bei anderen Kohlevorkommen der Fall sei. Er betonte, dass bei den Gebirgen das, was man aufgeworfen sieht, nicht dasselbe Gestein ist wie das, was darunterliegt. Das Karbon, das geologisch mit etwa sechzig Millionen Jahren angesetzt wird, habe nur etwa 100 Jahre gedauert. Die Appalachen sind kein gefaltetes Gebirge, sondern die parallel gestreckten Kämmen wurden erst abgelagert, dann kam später die Kohle dazu, die sich dazwischen ablagerte. Um die Struktur der Appalachen zu erklären, haben Geologen postuliert, dass die Bergzüge 250 km und mehr „gereist“ sind; ein Ursprung „von oben“ scheint ebenso absurd, passt aber besser zu den vorgefundenen geologischen Zuständen.

Datierung des letzten Eiszeitmaximums

Noch erstaunlicher war, was *Frank Wallace* vortrug: Die gesamten Eiszeiten kamen aus dem Weltraum. Er hat die geologische Literatur sowie die Über-

reste des letzten Eiszeitvorstoßes sehr eingehend studiert und meint, die beste Erklärung dafür seien periodische Ablagerungen von Sand, Geröll, Wasser- und Eismassen, die zunächst als Ring um die Erde kreisten und sich dann, zusammen mit kleinen Monden (wie man sie bei den Saturnringen beobachtet), durch die Anziehung unseres Mondes beeinflusst, immer wieder in zwei bestimmten Richtungen ablagerten: Nordost-Südwest und Nordwest-Südost. So entstehen beispielsweise die Drumlins, die wir hier in der Vor-alpenlandschaft immer fächerförmig oder in langgestreckten Feldern finden, nicht durch die Einwirkung von ablaufendem Gletscherwasser – wenn das so wäre, dann würden auch heute bei den abschmelzenden Gletschern Drumlins entstehen; außerdem gibt es sie in Nordamerika in Ebenen, in denen nie ein Gletscher postuliert wurde. Es sind aufgrund der Schwerkraft über dem Erdboden explodierte kleine Monde (moonlets). Man muss sie mit den Lichtpunkten einer Rakete bei einem Feuerwerk vergleichen, die sich in aufeinander folgenden Explosionen fächer- oder eigentlich kugelförmig ausbreiten.

Die Menschen erkannten und fürchteten diese regelmäßigen Ablagerungen und bauten Observatorien wie Stonehenge, Carnac in der Bretagne und einige ähnliche Großanlagen im Staat Ohio, die nach den Wendepunkten des Mondes ausgerichtet sind. Wallaces Schlussfolgerung: Die Eiszeit kam nicht nur aus dem Weltraum, sie ist auch nicht lange her, denn man hat anscheinend Drumlins und Eskers (Hunderte von Metern langgestreckte Sand- und Kieselstreifen oder -wälle) gefunden, die auf bereits beackerten Felder abgelagert wurden. Laut Lynn Rose hat Velikovsky selbst in *Welten im Zusammenstoß* gesagt, die letzte Eiszeit sei um -700 zu Ende gegangen – dieses Zitat konnten wir allerdings nicht ausfindig machen [Bis -500, so *Erde im Aufbruch* (1980): 177, 184-187, 211; HI].

Datierung des Universums

Dieser Titel war etwas unbedacht gewählt, denn **Ted Holden** hat ein ganz anderes Anliegen: Gravitation. Er zeigte einen kurzen Film über die stärksten Männer der Welt bei einem Gewichtheber-Wettbewerb. So, wie sie schufteten, um ihre Gewichte zu stemmen, müssten wir uns die Dinosaurier bei unserer gegenwärtigen Schwerkraft vorstellen. Ein Geschöpf, unter dessen Bauch ein erwachsener Elefant stehen könnte, würde sich nicht aufrecht halten können. Ebenso könnte ein Geschöpf mit einem so langen Hals, wie ihn einige hatten, den Kopf nicht anheben. Es muss also eine Zeit gegeben haben, zu der die Schwerkraft auf Erden geringer war. Zu dieser Zeit gab es aber den Menschen schon, und sie kann auch gar nicht so lange her sein, denn beispielsweise bei Baalbek liegen behauene Steine von mehr als 1.000 t unter dem römischen Tempel.

Holden sprach dann auch noch von den Studien von Ralph Sansbury zur tatsächlichen Natur der Schwerkraft, die dieser als eine Form des Elektromagnetismus darstellt. Es geht um subatomare Partikel und deren Verhalten (und ging über den Kopf der Berichterstatterin hinweg). Er meinte auch, nach dieser Theorie könnte die Schwerkraft die Lichtgeschwindigkeit beeinflussen. Eine Antwort auf die Frage, was die zeitweilig so ganz andere Schwerkraft verursacht haben könnte, hat Wallace im vorhergehenden Vortrag gegeben, ohne dazu Berechnungen angestellt zu haben: die Masse des sich als Ring um die Erde bewegenden Materials.

Wie kannte Beda das Jahr, in dem er lebte ?

Steve Mitchell, englischer Amateur-Archäologe, der sich besonders für das frühe Mittelalter interessiert und sich zum Ziel gesetzt hat, Illigs These zu entkräften, gab uns einen zwei Stunden langen Vortrag ohne Manuskript und ohne Langeweile, in dem er alles vorstellte, was aus der Zeit gegen Ende des römischen Reiches und danach an historischen Schriften vorhanden ist. Auch Beda hat eine Leerzeit von 150 Jahren, für die er keine historischen Belege gefunden hat, und Mitchell zeigte noch andere Leerzeiten auf, so eine „Wikingerlücke“ von 250 Jahren. Er meint allerdings, wenn man lange genug suche, werde man schon Evidenz für diese Zeiträume finden. Das Ergebnis seiner Untersuchung war: Nein, Beda wusste nicht, in welchem Jahr er lebte, und auch sonst wusste es niemand genau.

Dabei kam mir ein Gedanke wieder, der von Amy Acheson, jener Astronomin, die an der Konferenz nicht teilnehmen konnte, stammt: Vielleicht ist es gar nicht nötig zu postulieren, dass Beda zu einer anderen Zeit schrieb als der, in der er vorgab zu schreiben. Er veröffentlichte seine Kirchengeschichte des englischen Volkes im Jahr 731, also mitten in der Phantomzeit. Nach Illigs These einfach umdatiert, wäre das 1028 gewesen, also einige Jahre nach Papst Sylvester und Otto III. Wenn wir uns nun daran erinnern, dass die Briten und Amerikaner die Gregorianische Kalenderreform erst 1752 einführten, weil sie diese als 'päpstliches Komplott' betrachteten, wäre es doch durchaus denkbar, dass Beda viele hundert Jahre früher sich auch keine Vorschriften machen ließ und munter in der alten Zeitrechnung weiterschrieb?

Phantomzeiten und astronomische Retrokalkulationen

Gunnar Heinsohn gab zunächst eine Entgegnung auf Steve Mitchells Vortrag, in der er wieder auf die fehlende Archäologie für Karl den Großen hinwies, und erschreckte bzw. erfreute uns dann mit weiteren „dark ages“, die *Zeitensprünge*-Lesern zum Teil bereits bekannt sind: so eines zwischen -400 und -200, dem zwei Punische Kriege zum Opfer fallen. Eine schnelle Über-

prüfung des Lebensgeschichte Hannibals ergab dann, dass tatsächlich keine Originalquellen vorhanden sind. Auch die Tatsache, dass die hellenistischen Schichten in Persien erst 150 Jahre nach Alexanders Tod einsetzen, ist bedenklich. Von den Anwesenden war Lynn Rose davon am meisten betroffen. Es ist zu hoffen, dass er sich nun mit der Archäologie befasst, Heinsohn sich aber auch um die Retrokalkulation bemüht.

Furcht, Glaube und Chronologie: die Vorstellung einer besseren Zeit

Den Abschluss bildete *Clark Whelton* mit einem Vortrag über die Endzeit und die Berechnung des *annus mundi* nach Richard Landes, der 1989 darüber schrieb, dass der Zeitpunkt der Geburt Christi im Verhältnis zur Erschaffung der Welt zweimal um drei Jahrhunderte nach hinten verlagert wurde, vermutlich, weil man es doch nicht ganz so eilig hatte. Landes stellt fest, man habe zwischen 250 und 850 AD zunächst festgestellt, man sei in einem der letzten fünf Jahrhunderte vor dem Weltende (*AM* = *annus mundi* 5700-5900); dieses System wurde zweihundert Jahre lang akzeptiert, doch um 5900 AM wurde es plötzlich durch ein anderes System abgelöst, das die Welt um drei Jahrhunderte verjüngte. Schließlich einigte man sich auf die AD-Datierung. Man fragt sich nun verwundert: Wenn man in früheren Jahrhunderten mit der Datierung gespielt hat, damit das Weltende nicht so schnell kommt, warum wollte Otto III. genau das Gegenteil erreichen? [Antwort in *Wer hat an der Uhr gedreht?* (1999); 132-139; HI] Und wie stellen sich die Christen vor, dass sie ihren Gott betrügen können, einmal in die eine, dann in die andere Richtung? Merkt er denn nicht, wenn man an seiner Uhr dreht?

Zu Beginn der Konferenz hatte die Hoffnung bestanden, dass man vielleicht die verschiedenen Standpunkte durch intensive Diskussionen doch irgendwie vereinigen könnte. Das hat sich natürlich als Illusion erwiesen, doch wurde der Eindruck gewonnen, dass die unterschiedlichen Meinungen angehört und überdacht wurden.

birgit.liesching@t-online.de

Göbekli Tepe – die Altsteinzeit war ‘vorgestern’

Heribert Illig

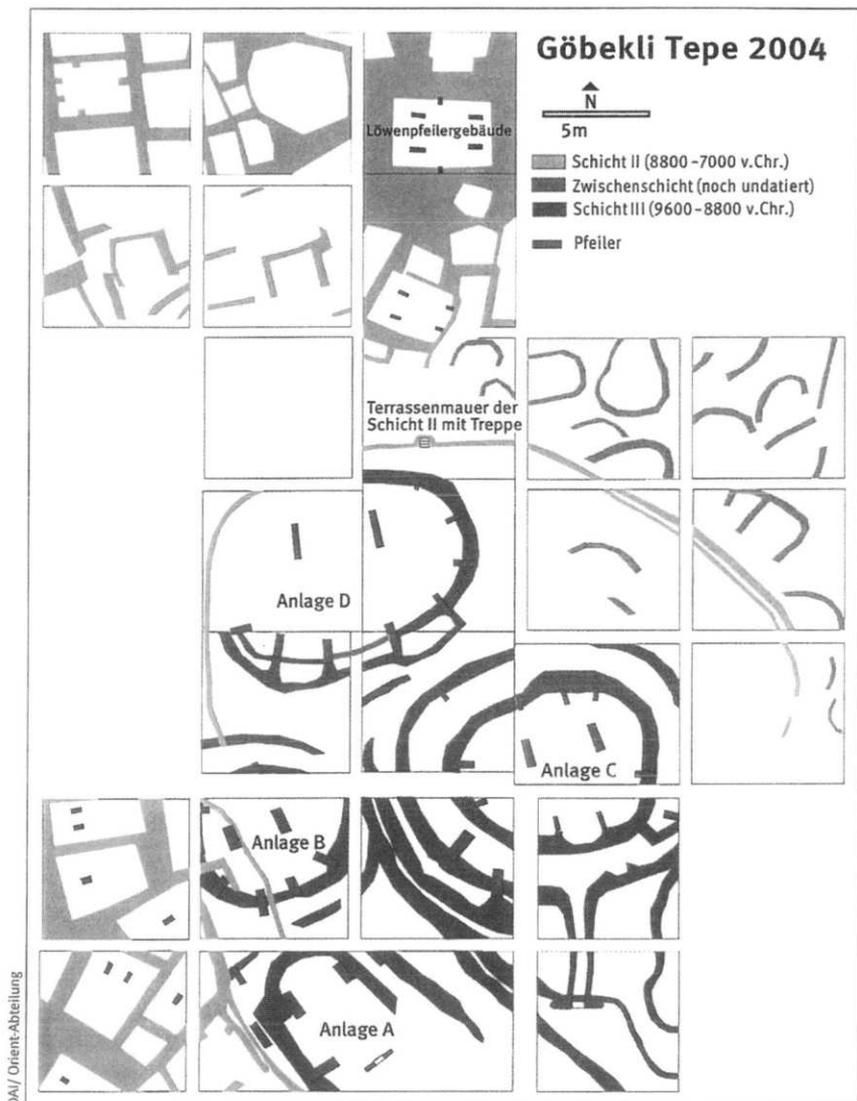
Göbekli Tepe – diesen anatolischen Namen für den „Nabelberg“ lohnt es sich zu merken, da er einen Sensationsfund der Archäologie ebenso markiert wie das endgültige Scheitern der zweiten Radiokarbonrevolution und der herrschenden Chronologie. Doch gehen wir der Reihe nach.

Weithin sichtbar liegt der gut 15 m hohe und 300 m durchmessende Tell auf einem langgestreckten Bergzug, ungefähr 15 km nordöstlich der Stadt Şanlıurfa, besser als Urfa oder das einstige Edessa bekannt (kurdisch Riha, arabisch ar-Ruha). Hier sollen Abraham und Hiob gelebt haben, hier wurden im 3. Jh. die Thomas-Reliquien, wurde im 6. Jh. das Mandyllion verehrt – jene Reliquie, die heute als Turiner Grabtuch bekannt ist –, hier verehrt der Islam den Geburtsort Abrahams als seine fünftheiligste Stätte, hier residierte Graf Balduin von Boulogne, bevor er 1100 König von Jerusalem wurde. Gleich südlich liegt auf dem Nemrud Dag die unvergleichliche Grabanlage Antiochus' I. von Kommagene aus dem -1. Jh.

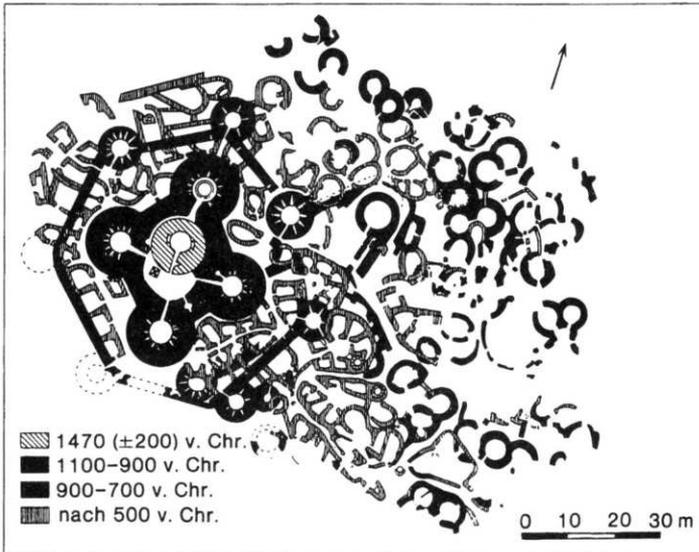
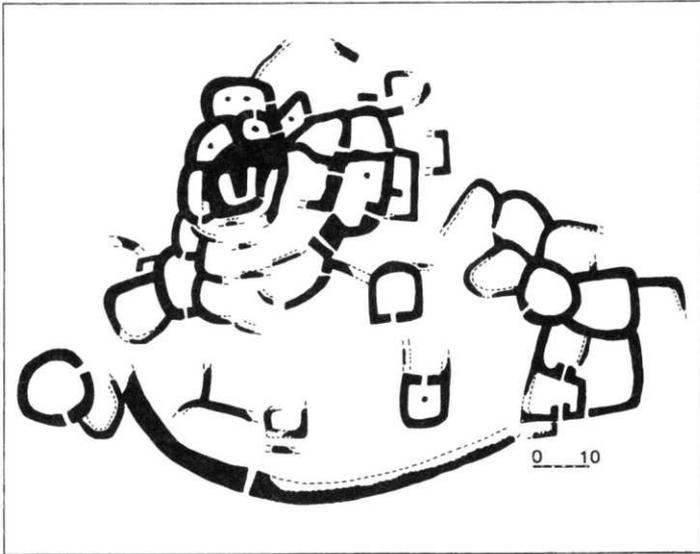
In dieser geschichtsträchtigen Gegend wurde der Tell bereits 1963 als archäologischer Platz registriert, da sich an seinen Flanken zahlreiche Steingeräte, dazu rohe wie aufgeschlagene Feuerstein-Knollen auflesen ließen, so viele, dass sich der Gedanke an eine Silex-Manufaktur aufdrängte. Doppelt überraschend war die Steinmenge deshalb, weil auf diesem Berg kein Feuerstein vorkommt, er also extra zur Bearbeitung dort hinaufgebracht worden sein muss [Zick 2005, 85]. Ausgräber Klaus Schmidt urteilt: „Hier haben die Altsteinzeitler eine grandiose Abschiedsvorstellung gegeben“ [Sperlich].

1995 wurde dann die erste Grabungskampagne durchgeführt, wobei sich das Museum Şanlıurfa und die DAI-Abteilung Istanbul engagierten (DAI = Deutsches Archäologisches Institut); seitdem findet jährlich eine Grabungskampagne statt. Trotzdem ist bislang erst ein Sechzigstel des Areals freigelegt.

Es kamen bislang weder Wohnanlagen noch Befestigungen zum Vorschein, kein Wohnraum, keine Herdstelle, keinerlei Lebensspuren, keine Bestattungen. Statt dessen zeigten sich mehrere Kreisanlagen; weitere sind geodätisch gemessen worden. So zeichnet sich bereits ab, dass die gesamte Hügelkuppe aus lauter derartigen Kreisanlagen besteht. Ihre Laufflächen bestehen nicht aus Kies oder Schotter, sondern aus geschliffenem Kalkestrich, der an Terrazzoböden der römischen Antike erinnert. Im Inneren der ungefähr kreisförmigen Bruchsteinmauern stehen einzelne T-förmige Stelen, während kleinere quer in den Mauern postiert sind. Bislang sind 39 dieser Stelen frei-



Grundriss der Kultanlage auf dem Göbekli Tepe [Zick 2005, 89]



Grundrisschema der Talayotsiedlung von S'Ilлот, Mmallorca; Grundriss des Nuraghen und Dorfes Su Nuraxi bei Barumini, Sardinien [Thimme 168, 65]

gelegt; gut 200 werden vermutet. Die mauerbündigen Stelen sind ca. 3 m hohe Monolithe mit einem Gewicht von 10 bis 20 t; die beiden freistehenden T-Stelen sind 5 m hoch und ca. 50 t schwer.

Fast alle Stelen sind mit Reliefs versehen: Da gibt es teppichähnliche Strukturen, vor allem aber Tierabbildungen: Löwen und Stiere, Keiler, Füchse und Gazellen, Reptilien, dazu Gliedertiere wie Spinnen und Tausendfüßler. Es gibt auch Wellenmotive, die sich 'ums Eck' als Schlangen entpuppen, da auf der Stelenschmalseite zehn, zwölf Köpfe abgebildet sind. Obendrein finden sich auf den Stelen zahlreiche in den Stein geschlagene Piktogramme, die gleich besprochen werden. Geborgen wurde eine Phallus-Statuette, deren Kopf keineswegs nur schematisch angedeutet, sondern annähernd naturalistisch ausgearbeitet ist. Ihr mögliches Pendant bildet das Graffito einer freizügig dargestellten Frau. Eine in den Boden getiefte Mulde wird als Opferschale und damit als Beweisstück für eine steinzeitliche Kultanlage gesehen [ZDF]. Nicht zuletzt fanden sich Bruchstücke von lebensgroßen Kalksteinstatuen, vergleichbar jener, die fast komplett in Şanlıurfa gefunden worden ist.

Die Funde werden dem Übergang vom altsteinzeitlichen Jäger- zum neolithischen Bauerntum zugerechnet, das noch keine Keramik kannte; Berichte aus dem Jahr 2000 sprachen sogar von der ersten Siedlung der Altsteinzeit [Sperlich]. Die älteste Schicht I wird derzeit auf -9600 bis -9000 angesetzt, die jüngeren Bauschichten enden bei -8000. Erhalten haben sich all diese Baustrukturen, weil sie bereits gegen -7500 aufgegeben und mit Absicht zugeschüttet worden sind [Zick 2005]. Schmidt sprach sogar davon, dass die Anlage von vornherein darauf ausgerichtet war, wieder zugeschüttet zu werden, nach einer Nutzungsdauer, die – „vielleicht Jahrzehnte“ – sehr knapp bemessen war [Zick 2001]. Er mutmaßt Begräbnisse unter den Fußböden, zwischen den Stelen; doch die zugehörige Ausgrabung wird noch dauern [Peschlow]. Das Gelände scheint tabuisiert gewesen zu sein, weil nur angrenzend weitere Kulträume angelegt worden sind [ebd.]

Die Datierungen sind sowohl durch C14-Messungen gewonnen, als auch durch archäologischen Vergleich, etwa mit dem (jüngeren) Jericho, das ebenfalls Mauerwerk aus vorkeramischer Zeit bietet.

Klaus Schmidt „kann seine Funde mit nichts vergleichen. ‚Je mehr Zeit verstreicht, umso sicherer wird, dass Göbekli Tepe ein Unikat ist‘“ [Zick 2002]. Damit hat er zweifellos recht – wenn er sich strikt an diese physikalischen Zeitvorgaben hält. Allerdings gibt es in Süd-Anatolien bereits mehrere Fundstätten, die einem mittlerweile definierten Göbekli-Zeitalter zugeordnet werden: Nevalı Çori war ähnlich, wenn auch mit kleineren Stelen gebaut, liegt aber seit 1992 auf dem Grund des Atatürk-Stausees. Zu nennen sind weiter die Grabungsstätten von Cayönü, Hallan Çemi, Jerf el Ahmar, Tell Qaramel

und Cheikh Hassan, die alle mit -9600 bis -8800 ins ältere Göbekli-Zeitalter datiert werden [Zick 2005, 88].

Die vorkeramische und vordörflich-vorstädtische Zeit ist demnach in Anatolien erstaunlich gut belegt. Umso rätselhafter der Umstand, dass Nomaden derartige Bauvolumina errichten konnten.

„Nur eine Versammlung der Jäger, die sich gleichsam zu ‘olympischen Treffen’ auf dem Berg einfand, kann die Arbeitsleistung, die zur Errichtung der Bauten notwendig ist, erbracht haben.“ [Schmidt].

Die Behauptung Lewis Mumfords: „Zuerst kam der Tempel, dann die Stadt“, wird sich an diesem nomadischen Kultplatz prüfen lassen [Schmidt]. Klar ist bereits die nötige Arbeitsleistung: Mindestens 500 Menschen müssen hier und in den bis zu 500 m entfernten Steinbrüchen gearbeitet haben, was vor der „neolithischen Revolution“ nicht erwartet worden ist. Selbst das Zuschütten war harte Arbeit. Bis zu 500 m³ Erde sind hierfür auf die Bergeshöhe geschafft worden, denn die Sand- und Geröllschicht kann auf diesen Berggipfel weder angeweht noch angeschwemmt worden sein [Zick 2001].

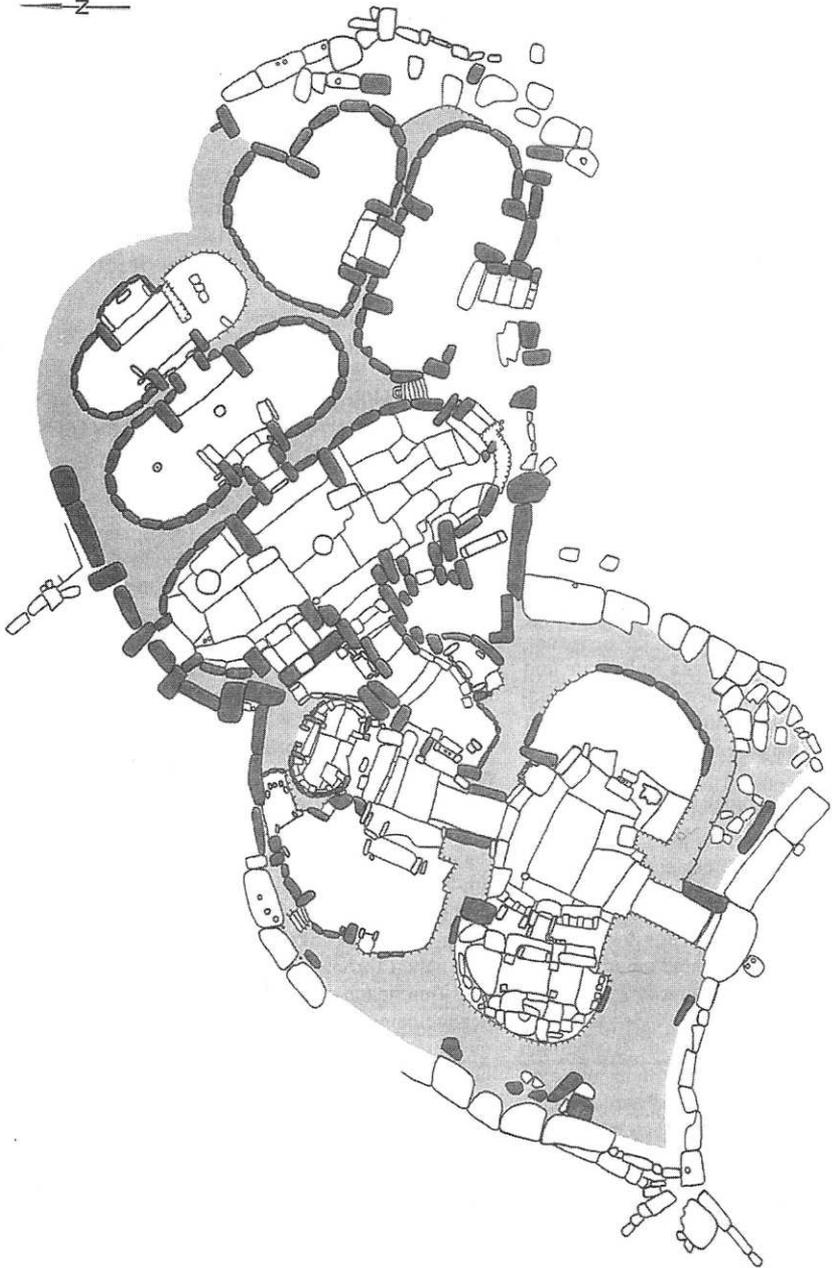
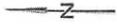
Piktogramme – Hieroglyphen – Schriftzeichen ?

Auf jedem Reliefpfeiler – ein hier unvermeidbares Palindrom – sind nicht nur stilisierte Tiere, sondern auch abstrakte Zeichen und ‘Mini-Tiere’ eingemeißelt, die zusammen als „ein über elftausendjähriges Notationssystem“ gesehen werden können [Zick 2005, 87]. Da gibt es drei oder fünf Schlangen, Fuchs und Schaf, stilisierte Stierköpfe, ein großes „I“, ein „H“, „O“, „U“ oder zwei Arten von Mondsicheln, auch ein „H“ mit einem „O“ als Querstrich. Die Abfolge dieser Piktogramme wird als Information interpretiert, auch wenn sie von uns noch nicht verstanden wird.

„Die Menschen am Göbekli Tepe besaßen einen reichen und komplexen Symbolschatz, mit dem sie Botschaften formulieren und hinterlassen konnten“ [Schmidt laut Zick 2005, 88].

Mit diesen vermutlich heiligen Zeichen, die dann zutreffend als ‘Hieroglyphen’ angesprochen werden dürften, überbietet der Vordere Orient die eigene chaldäische Vergangenheit um mehr als 6.000 Jahren, die Anfänge alteuropäischer Schriftentwicklung um 4.000 Jahre. Damit hätte das Staunen ob Gimbutas alteuropäischer Schriftzeichen, die denen vom Zweistromland dank C14 um mehr als 2.000 Jahren vorausgehen sollen, ein überraschendes Ende gefunden. Der Orient wäre wieder die Mutter der Schrift.

In den schon genannten Grabungsstätten Cayönü, Hallan Çemi, Jerf el Ahmar, Tell Qaramel und Cheikh Hassan (9600–8800) gibt es zwar kaum in Stein gemeißelte Piktogramme, aber entsprechende Darstellungen auf Werkzeugen. Diese konnte man vor Aufdeckung von Göbekli Tepe noch als einfaches Dekor verstehen.



‘Amtlich’ beglaubigte Parallelen

100 km südlich von Göbekli Tepe gibt es in Sabi Abyad stilistisch ähnliche Piktogramme auf Siegeln, die auf -6500 datiert werden. Dieser Siegelhorizont setzt sich „relativ kontinuierlich bis in die Uruk-Zeit“ fort. Deshalb hat der Ausgräber Klaus Schmidt den Eindruck: Da „paust sich etwas durch“, während der berichtende Autor M. Zick bereits fragt: Zeigt sich in Sumer „ein letzter Abglanz der großartigen Jäger- und Sammler-Kultur vom Göbekli Tepe?“ [Zick 2005, 88 f.]. Im bisherigen C14-Schema liegen die drei Stufen Göbekli Tepe – Sabi Abyad – Sumer jeweils um mindestens 3.000 Jahre getrennt, was ein Durchpausen massiv erschwert.

Doch das ist für die Phantasie kein Hindernis. Ofer Bar-Yosef (Cambridge, Mass.)

„sieht eine direkte Verbindung zwischen den Skulpturen und Reliefs von Göbekli Tepe und Sanliurfa und der ersten Großplastik in Ägypten – Statuen des Gottes Min aus dem 4. Jahrtausend“ [Zick 2005, 89].

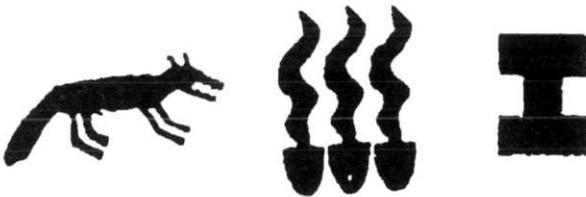
Es werden bereits die seit langem gehegten Überlegungen neu durchdacht, wonach Ägypten – wegen seiner abrupt einsetzenden und gleichwohl hochentwickelten Jungsteinzeit im -4. Jtsd. – von Westen oder von Osten und damit von asiatisch-anatolischer Seite aus befruchtet worden ist. „Die zeitliche Lücke zwischen Göbekli Tepe und Min-Statue von mindestens vier Jahrtausenden stört ihn [Bar-Yosef] nicht“ [ebd.].

Parallelen innerhalb der ‘kurzen’ Chronologie

Ein Hauch von ‘Goldrausch’ zieht durch die anatolischen Grabungsstätten und die zugehörigen Institute. Bei so einer Stimmung und so einer Freizügigkeit bei Jahrtausenden kann es auch uns nicht verboten sein, nach weiteren ‘phänotypischen’ Parallelen zu suchen. Im Mittelmeerraum bieten mindestens drei Inseln auffällige Vergleichsmöglichkeiten.

So stellen sich sofort Assoziationen ein mit *Malta*s Tempelanlagen samt ihren Apsiden und Nebenräumen, zumal in einem der Tempel von Hal Tarxien auch Tierreliefs – zwei Stiere, eine Muttersau mit Frischlingen – gefunden worden sind. Die dortigen Tempelböden bestehen aus Torba genanntem Kalkzement [Freeden 81]. Eine weitere Parallele bildet der Umstand, dass bislang keine Ansiedlungen der Tempelzeit gefunden worden sind. Es wird gerätselt, wie sich die Erbauer der mindestens 28 größeren Anlagen [Freeden 204] mit Wasser versorgen konnten. Malta kennt allerdings auch in der ältesten Tempelbauphase bereits Keramik.

Dann können die großen Anlagen mit Talayots (Türmen) auf *Mallorca* mit ihren vielgestaltigen und verwirrenden Grundrissen [Thimme 168] den Kultanlagen auf dem Göbekli Tepe zur Seite gestellt werden.



Piktogramme von Göbekli Tepe [nach Zick 2005]

IYVX//XL

AA^AA//%

Y+ε λ#YXX+

U(F ~ ~)E P

↓√TX

— .XπAA

XHIIII

∴ III · II = .

KX// A/

X T O = 7

V)C^Y^//V

III ⊕ L ρ IIIII

Aλ+IIII/YX

56zY+tz

#6VIX/XX III

X>/XU_X I^>II

YλXAX^K

(X I Z F K

Δ>Δ / / > U C > 3

Altsteinzeitliche Piktogramme von verschiedenen Fundstätten. Linke Kolumne: Montespan, La Madeleine, Rochebertier, St-Marcel, Montcombroux, Mas-d'Azil, Puy-de-Lacan, Lascaux, Le Cluzel, Puyravel. Rechte Kolumne: Moulin-Piat, Chez-Guerrier, Folticeni, Bunesti, Balmori, Pedra Frisgiada, El Pendo, Gaubeta, Alvao [Ferryn 31]

Und auf *Menorca* stehen aus der Talayot-Zeit ebenfalls T-förmige Stelen, hier Taulas (Tische) genannt, von denen sich etwa 30 erhalten haben.

„Die Taulas bestehen aus einer gut geglätteten und regelmäßig zugehauenen hochkant gestellten Platte, die in einigen Fällen 4 m hoch und tonnen-schwer ist und eine horizontale Platte trägt, so daß die ganze Konstruktion T-Form erhält. Angesichts ihrer Höhe und des Fehlens von Brandspuren oder eines Abflußloches auf dem 'Tisch' ist es unwahrscheinlich, daß die Taulas Opferaltäre waren. Sie sind von einer hufeisenförmigen bis zu 16 m weiten Umhegung aus großen Orthostaten umgeben. Deren Innenseite wird durch kleine Pfeiler, die ebenfalls mit waagerechten Steinen bekrönt sind, in Nischen aufgeteilt, die an Anlagen in den maltesischen Tempeln erinnern. Sicher stellten diese Konstruktionen, deren Mittelpunkt die Taula bildet, ein Heiligtum dar, das im Wesen an Stonehenge denken läßt“ [Reden 196].

Hier rückt zwanglos zusammen, was Göbekli Tepe scheinbar so singular erscheinen lässt: Optisch ähnliche T-Stelen von gleicher Größe und gleichem Gewicht, eine ähnliche Umhegung mit kleineren Stelen, die Unübersichtlichkeit der Anlagen wie auch von denen auf Mallorca und Malta, dazu der Stonehenge vergleichbare Kultzweck. Nun werden die Taulas in der zweiten Hälfte des -2. Jtsd. angesetzt, Stonehenges Steinbauphasen II und III im -2. Jtsd. und die Tempel von Hal Tarxien im -3. Jtsd. – mehr als eine Ewigkeit nach Göbekli Tepe. Wenn wir in hochkulturellen Vergleichen und herkömmlichen Datierungen denken, dann läge uns Heutigen das älteste Sumer 3 Jahrtausende näher als den menorcischen Bauten die Steinstrukturen auf dem Göbekli Tepe!

Diese Vergleichsfunde sind allesamt im Megalithikum angesiedelt. Die südostanatolische Stelenvielfalt mit ihren Gewichten von 30, ja 50 t müsste gleichfalls dem Megalithikum zugeordnet werden. Dieser Zeitabschnitt ist durch die C14-Revolutionen vom -3. bis zum -5. Jtsd. veraltet und gedehnt worden. Soll er nunmehr bis ins -10. Jtsd. reichen?

Ins Megalithikum gehören die lebensgroßen Steinplastiken von Korsika und von Sardinien, die den lebensgroßen Stelen von Göbekli Tepe und seiner Umgebung an die Seite gestellt werden können. Sie werden derzeit ins -2. Jtsd. datiert. Tierreliefs wurden bereits für Malta angesprochen; sie können durch ein Flachrelief mit Fischen aus dem maltesischen Tempel von Bugibba ergänzt werden. Warum ein Vergleich vom anatolischen -10. Jtsd. bis ins -4. ägyptische Jtsd., aber nicht ins Megalithikum reichen darf, bleibt unverstän-dlich.

Schließlich ist daran zu erinnern, dass seit rund 150 Jahren auch von altsteinzeitlichen Schriftzeichen gesprochen wird, die in verschiedenen französischen Höhlen auf Gegenständen gefunden worden sind. Dazu gehören auch

so bekannte Höhlen wie Lascaux oder Mas-d'Azil. Frankreichs bekanntester Höhlenforscher aus der Heroenzeit der Paläolithiker, Abbé Breuil, hat 1863 einen Fund aus Saint-Marcel dans l'Indre so kommentiert:

„Es scheint mir unmöglich, darin nur eine einfache Kritzelei ohne Bedeutung zu sehen und zu leugnen, daß hier eine Art Schrift vorliegen kann“

[Breuil lt. Ferryn 31; Übers. H.I.].

Dem Altmeister Breuil wollte damals niemand folgen; allzu groß erschien der Sprung von -15.000 bis -3.000. Mittlerweile sähe das ganz anders aus. Göbekli Tepe liegt mit seinen Anfängen bei -9600 und folgt gleich auf das Ende der Altsteinzeit, so dass eine Verbindung in die Altsteinzeit hinein nicht mehr überraschen müsste.

Nun hat der Autor [1988] bereits vor 17 Jahren vorgeschlagen, die sinnzerstörenden, gigantomatischen C14-Datierungen aufzugeben und aus relativen Datierungen mit Hilfe klassischer Hilfsmittel wie typologischen Reihen und anderen Stilvergleichen eine neue absolute Chronologie zu errichten. Er hat das auch durchgeführt und damals in Abstimmung mit Gunnar Heinsohn gleichzeitig entstehendem Sumerer=Chaldäer-Buch [1988] die Altsteinzeit bis ins -2. Jtsd. reichen und das Megalithikum noch im selben Jahrtausend beginnen lassen. Das hält er auch in der diesjährigen Neuauflage aufrecht. Die einzige Modifikation bringt Göbekli Tepe dahingehend, dass megalithische Zeit nun bereits mit der beginnenden Jungsteinzeit einsetzt, die Begriffe also im europäisch-mittelmeerischen Raum fast simultan zu gebrauchen sind.

Nur mit dieser radikal verkürzten Chronologie lassen sich die Funde von Göbekli Tepe – Großsteine, runde Bauformen mit vielen Nebenräumen, lebensgroße Plastiken, Tierreliefs, Piktogramme – sinnvoll einordnen. Nur so brauchen die angesprochenen Ähnlichkeiten nicht als zufällige Konvergenzen abgetan werden, wie das heute im Falle von „Alteuropa“ getan wird [exzessiv Haarmann; vgl. Illig 2005, 187-191], sondern sie gewinnen zusätzlichen Wert als Parallelentwicklungen in einer Zeit, die rasche Entwicklung begünstigte und so dem bislang sinnlosen Ausdruck „neolithische Revolution“ endlich Sinn verleiht. Revolutionen schleppen sich nun einmal nicht Jahrtausende lang hin.

Neue Fragen stellen sich hinsichtlich katastrophischer Einwirkung. Bislang erwarten wir Tempelbauten erst *nach* einer 'himmlischen Intervention'. Wenn aber schon der frühe Neolithiker Tempel baute und zum Himmel schaute, dann wäre ein Impakt oder eine planetare Einwirkung zwischen Altsteinzeit und Jungsteinzeit zu gewärtigen, entsprechend meinem Szenario allerdings nicht im vielleicht -11. Jtsd., sondern erst im -2. Jtsd.

Weiter: Gehörte das Zuschütten einer Kultanlage von vornherein zur Anlage dazu? Dann wäre ähnliches für Malta zu gewärtigen, da niemand weiß, wie Großanlagen wie die von Ġgantija auf Gozo geschlossen werden

konnten: Falsche Gewölbe hätte bei noch bis 5,50 m aufragenden Steinmauern einer enormen Höhe und gewaltiger Quader bedurft, doch deren Trümmer fehlten bei der Freilegung; Holzbalken dieser Länge waren wiederum auf der Insel kaum zu gewinnen. Dann hätten die Erbauer oder ihre Nachfolger die Kultplätze aufgefüllt und so erst Kuppeln erzeugt.

Bezeugt aber das Zuschütten eine ganz neue Geisteshaltung, die keiner alten Tempel mehr bedurfte, dann wären neue Gründe für eine solche zu suchen. Klar ist allenfalls, dass die gesamte Entwicklung innerhalb der herrschenden Chronologie unverstanden bleiben muss.

Literatur

Ferryn, Patrick (²1981): Dans les archives de l'humanité; in: L'affaire de Glozel. Histoire d'une controverse archéologique; Sonderheft von 'Kath. Chroniques des civilisations disparues'; Mai 1981, Brüssel (mit Nicole Torchet / Jacques Gossart; ¹1974)

Freeden, Joachim von (1993): Malta und die Baukunst seiner Megalith-Tempel; Darmstadt

Haarmann, Harald (2003): Geschichte der Sintflut. Auf den Spuren der frühen Zivilisationen; München

Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.

Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.

- (2005): Die veraltete Vorzeit (Erweiterte Neuauflage); Gräfelfing

Peschlow = über Anneliese Peschlow (Archäologin): Karaderehöhle am Latmos. Geheimnisvolle Malereien. Sendung vom 30. 08.04:

<http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/5/0,1872,2081541,00.html>

Reeden, Sibylle von (⁴1989): Die Megalith-Kulturen. Zeugnisse einer verschollenen Urreligion; Köln

Schmidt = www.dainst.org/index_642_en.html (Klaus Schmidt)

Sperlich, Waltraud (2000): Die erste Siedlung der Altsteinzeit (1.8.2000):

www.wissenschaft.de/wissen/hintergrund/172928.html

Thimme, Jürgen (1980): Kunst und Kultur Sardiniens. Vom Neolithikum bis zum Ende der Nuraghenzeit (Katalog); Karlsruhe

Wikipedia = http://de.wikipedia.org/wik/G%C3%B6bekli_Tepe

ZDF = <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/31.0,1872,2081503,00.html>

Zick, Michael (2001): Die ersten Architekten; in: Weltwoche (Schweizer Magazin) 48/01: <http://weltwoche.ch/artikel/?AssetID=11748&CategoryID=60>

- (2002): Der Steinzeit-Tempel vom Göbekli Tepe; in: Archäologie in Deutschland 5/2002, nachlesbar www.theiss.de/AiD/2002/5/report.php

- (2005): Die ersten Hieroglyphen; in *Bild der Wissenschaft* 4/2005, 84-89

Die plankonvexen Ziegel Mesopotamiens

Werner Benecken

Vergleichbar mit Ägypten wäre im Zweistromland vor mehr als 5.000 Jahren konventioneller Zeitrechnung einer Hochkultur entstanden, die in ihrer frühdynastischen Periode durch das Erscheinen von bahnbrechenden Neuerungen gekennzeichnet ist. Dies sind die Anfänge einer Schrift (Abb. 1) das Rad, das Rollsiegel (Abb. 2) und die plankonvexen Ziegel (Abb. 3 u. 4). Das Rollsiegel verdrängte das Stempelsiegel, weil man mit ihm – es auf feuchtw weichem Ton abrollend – einen beliebig langen Negativabdruck des in ihm eingeschnittenen Reliefs in sich wiederholender Bildfolge erzeugen konnte. Die Herstellung erfolgte aus widerstandsfähigem Material wie z.B. Stein. Wolfgang Schramm beschreibt sie so:

„Das Rollsiegel hat die Form eines Zylinders, der außer in ganz früher Zeit mit einer Längsdurchbohrung versehen ist. Das Siegel konnte somit an einem Band um den Hals getragen werden wie ein Schmuckstück. Vielleicht hatte es zu Zeiten auch die Funktion eines schützenden Amulettes“ [Schramm 1978, 64].

Seton Lloyd meint, die Siegel seien durchbohrt worden, „damit man sie aufhängen konnte“ [Lloyd 1981, 73]. Es sei nicht bestritten, dass manch einer sie sich vielleicht um den Hals oder zur Aufbewahrung an den Haken gehängt hat. Dies war aber nicht der Grund für die in damaliger Zeit sicherlich mühevoll durchgeführte Durchbohrung, sondern, dass man einen Stab hindurch stecken, dessen Enden mit Fingern und Daumen halten und ihn als Drehachse nutzen konnte. So war es erheblich einfacher, die Walze über die zu siegelnde Fläche zu führen. Leserinnen und Leser, die dieses bezweifeln, mögen in ihre Küche gehen und experimentelle Archäologie betreiben, indem sie aus ihrem Nudelholz die Achse mit den Griffen an den Enden entfernen und dann versuchen, einen Klumpen Teiges in einen flachen Fladen zu verwandeln. Wenn sie es dann anschließend mit dem Gerät in ursprünglicher Gestalt wiederholen, sind sie überzeugt, dass Schramm und Lloyd die Durchbohrung der Rollsiegel falsch interpretieren. Hiermit vergleichbare Deutungsmuster finden sich zu einem guten Teil in der Literatur zu den plankonvexen Ziegeln.

Doch zunächst eine Beschreibung der außergewöhnlichen Form und der besonderen Bedingungen der Lehmbauweise. Bei Betrachtung der Abb. 5 - 8 ist zu bedenken, dass die Objekte Vermauerung, Ausbau durch den Archäologen und verschiedene Transporte erdulden mussten.

1) Die Oberfläche ist generell bei dem sonst meist rechtwinklig geformten Stein aufgewölbt und hat annähernd die Form eines Kugelausschnittes.



Abb. 1: Tontafel, Warka, Dschemdet-Nasr-Zeit (konvent. ca. 3100–2900)
Höhe 6,4 cm, Breite 4,7 cm; die Darstellung oben links bedeutet vermutlich
„Drei Krüge“ [Adahl 1978, Nr. 119]



Abb. 2: 2 Rollsiegel, Kisch, Akkad; Zeit ca. 2330–2200 [Adahl 1978, Nrn. 51, 52]

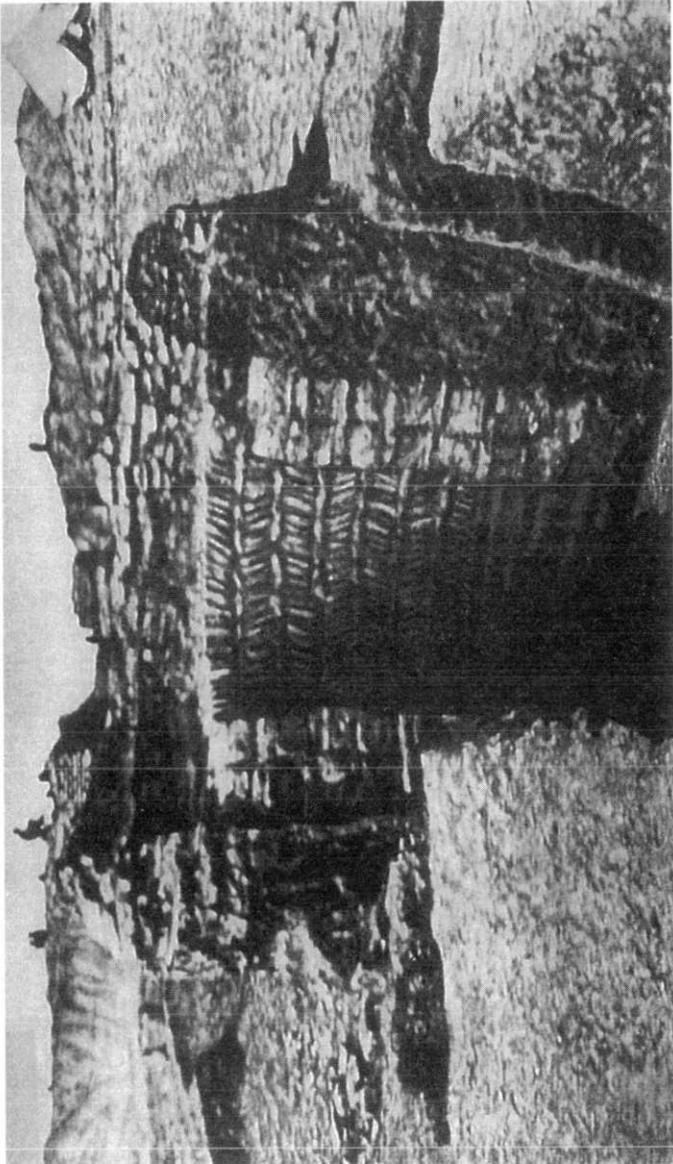


Abb. 3: Lagasch (Tello) – Brunnen Eannatums, konv. 1. Hälfte -3. Jtsd.
[Parrot 1961, 219]

2) Manche Ziegel haben einen trapezförmigen Querschnitt, wobei die längere Seite des Trapezes der konvexen Seite anliegt, so dass sich im wesentlichen die Form eines Tortenstückes ergibt, dem man die Spitze genommen hat. Auch dreieckige Ziegel kommen vor.

3) Viele Ziegel weisen sehr starke Fingerspuren auf, eingegraben in den nassen Ton. Diese Spuren sind erheblich stärker als solche, die entstehen, wenn ein frischer Ziegel gegriffen wird, um ihn zur Seite zulegen oder zu stapeln. Häufig sind Finger mit der Kuppe mehr als einen Zentimeter unter die Oberfläche hineingestoßen worden, oder ist eine Furche von erstaunlicher Gradlinigkeit und nicht geringer Tiefe in Richtung der Längsachse des Steines ungefähr in der Mitte eingegraben. Von entscheidender Wichtigkeit für unser Thema ist festzuhalten, dass diese genannten Spuren ausschließlich auf der konvexen Fläche zu finden sind.

4) Die Vermauerung erfolgt überwiegend im Fischgrätmuster.

Unter den verschiedenen Arten des Mauerwerks hat der Bau mit nicht gebrannten lufttrockenen Lehmziegeln eine Sonderstellung, weil die Steine und das sie verbindende Material, der Lehmörtel, nahezu identisch sind (nur in ganz seltenen Fällen hat man Bitumen verwendet). Da stellt sich natürlich die Frage, welchen Vorteil man gegenüber dem Verfahren hat, das zu erstellende Bauteil zwischen geeigneten Elementen einfach aus gestampftem Lehm herzustellen, wie es ja auch gelegentlich geschehen ist.

Die gute Verwendbarkeit des ungebrannten Materials besteht in seiner leichten Verformbarkeit im feuchtem Zustand und der relativ hohen Belastbarkeit, wenn er getrocknet ist. Ein nachteiliger Begleitumstand ist, dass die Abgabe von Feuchtigkeit von einer nicht unerheblichen Volumenverringering begleitet ist. Da bei einem Mauerwerk aus getrockneten Ziegeln der Schrumpfsprozess auf das Verbindungsmittel – den Mörtel – beschränkt ist, ergibt sich ein erheblicher konstruktiver Gewinn gegenüber einem Bauwerk aus gestampftem Lehm, das zwangsläufig nach dem Austrocknen von Rissen durchzogen ist. Die Schnelligkeit, mit der eine Mauer errichtet werden kann, hängt davon ab, dass der untere Bereich dann genügend Festigkeit durch Austrocknung erhalten hat, während das Gewicht des von oben Lastenden immer größer wird. Der zunächst plastische Fugenmörtel erhält seine zureichende Anfangstragfähigkeit dadurch, dass er schnell Feuchtigkeit an die lufttrockenen Lehmziegel abgibt, was um so besser funktioniert, je geringer die Menge des Mörtels ist. Wichtig ist nun festzustellen, dass die irreguläre Form der plankonvexen Ziegel bei lagermäßiger Vermauerung (flache Seite waagrecht) einen stark erhöhten Mörtelbedarf zur Folge hat.

Die Behandlung in der Literatur ist vielfältig. Lloyd beschreibt die Ziegel und ihre geänderte Verarbeitungsmethode. Die Frage nach dem Warum stellt

er nicht [Lloyd 1981, 151]. Klaus Schippmann [1978, 12] gibt keine Erklärung, bezeichnet die Form aber als rätselhaft.

Eine längere Betrachtung widmet Öhnan Tunca dem Thema. Die vorgestellten Erklärungsversuche lassen sich in zwei Versionen einteilen: Zum einen aus dem Herstellungsvorgang heraus und zum anderen als Ergebnis des Wunsches, Gegenstände von symbolhafter oder religiöser Bedeutung herzustellen. Zur erstgenannten gehört Delougaz, der meint, man habe normale Formrahmen (Abb. 9) benutzt, die Oberfläche jedoch nicht – wie bisher – glatt gestrichen, sondern einen Buckel stehen gelassen, um ein größeres Volumen zu bekommen. Dies sei die Geburt der plankonvexen Ziegel gewesen. Dass sogar innerhalb eines Bauwerks die Ziegel verschiedene Größen haben, sei darauf zurückzuführen, dass die Formrahmen einem schnellen Verschleiß unterlägen und durch andere Formate ersetzt wurden. Bei gebrannten Exemplaren handele es sich um wiederverwendetes Material [Tunca 1982,122].

Wegen der oben beschriebenen erheblichen Nachteile, die die Verwendung von plankonvexen Ziegeln gegenüber Normalformen hat, ergibt sich, dass es für eine Volumensvergrößerung sinnvoller gewesen wäre, die Formrahmen etwas zu erhöhen, anstatt einen Buckel stehen zu lassen. Völlig zweifelhaft wird diese These, wenn man bedenkt, dass auch trapezförmige und dreieckige Formen vorkommen.

Auch Tunca hält die von Delougaz gegebener Erklärung nicht für stichhaltig, indem er Beispiele anführt, bei denen verschiedene Abmessungen vorkommen. Auch nennt er einen Tempel, bei dem unter dieser Gegebenheit die Verwendung von Spolien auszuschließen sei. Er verweist dann auf das Vorkommen von freihändig modellierten Ziegeln in der Jungsteinzeit, allgemein in der antiken wie auch modernen Architektur und darauf, dass laut Spencer durch ägyptische Bauern manchmal und laut Davey 1946 in Kuwait ausschließlich solche Ziegeln produziert wurden und schreibt

„Aus dieser Beobachtung folgt, dass die Hypothese, nach der die plankonvexen eine Art von modellierten Ziegeln gewesen wären, akzeptabel ist. Es wird in der Tat so gewesen sein, dass der plankonvexe Ziegel eine Tonkugel war, deren Seiten man plattgeklopft hat – vielleicht mit Hilfe eines Brettstückes“ [Tunca 123].

Da fragt man sich natürlich, warum nicht auch die sechste Seite abgeplattet wurde, um die beschriebenen konstruktiven Nachteile auszuschließen. Auch ist auf der konvexen Seite nie die Andeutung einer ebenen Fläche festzustellen, die ja hätte entstehen müssen, wenn der Ziegel auf dieser Seite aufliegt, weil die gegenüberliegende Seite platt geklopft wird. Dass man die Tonkugel frei in der Hand haltend bearbeitet hätte, ist ja nicht vorstellbar. Auch entstünden bei diesem Verfahren nicht die relativ scharfen Kanten, wie sie allgemein zu sehen sind. Sie blieben immer abgerundet.

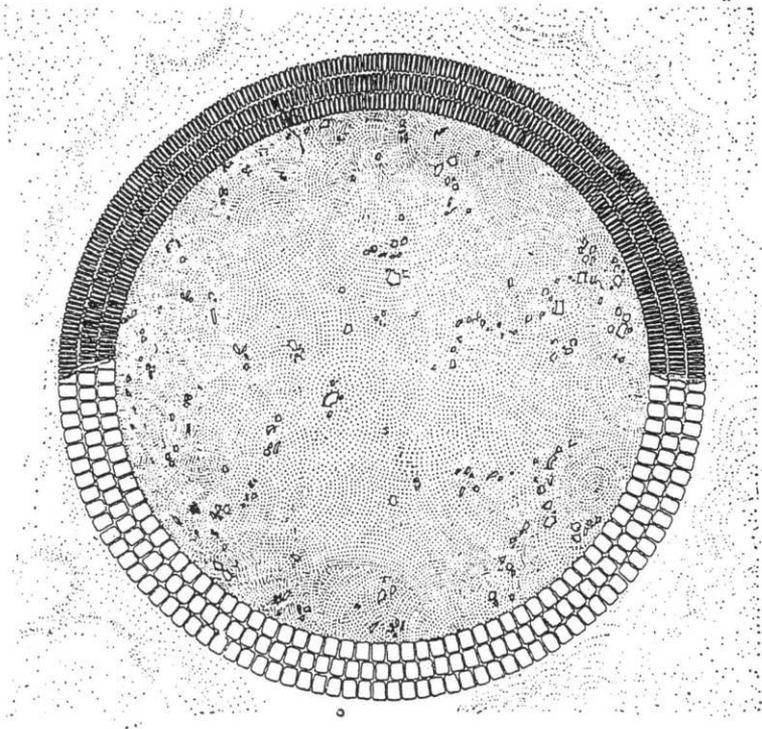
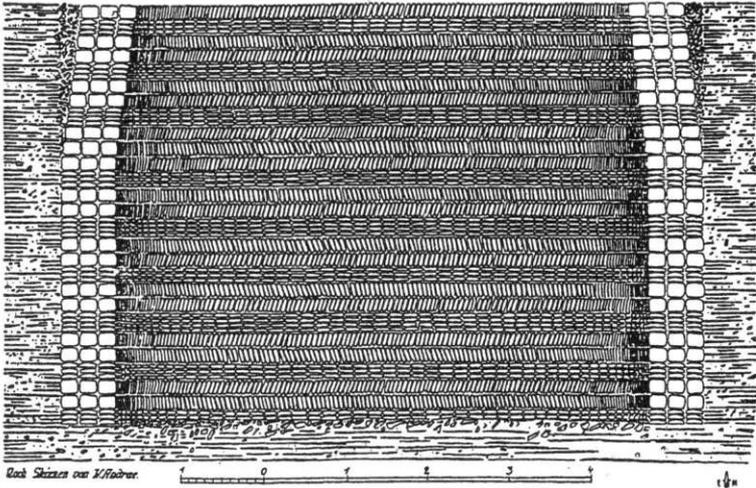


Abb. 4: Rundkeller [?] aus plankovexen Ziegeln in Fara [Heinrich 1934, 48]

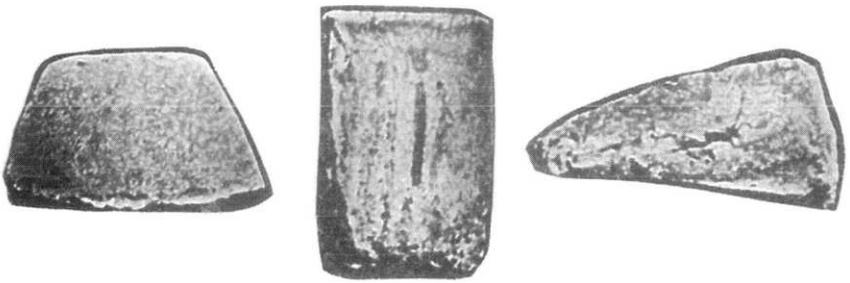
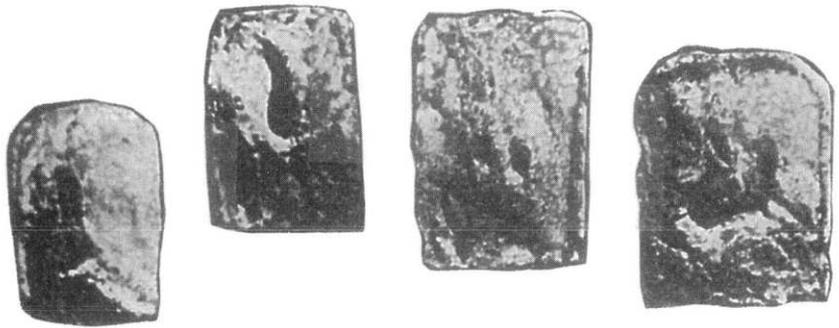


Abb. 5: Plankonvexe Ziegel, -3. Jtsd. [Parrot 1961, 215] / Abb. 6: Plankonvexe Ziegel, Vorderasiatisches Museum Berlin / Inventarnummer 14944 [Foto Verfasser.]

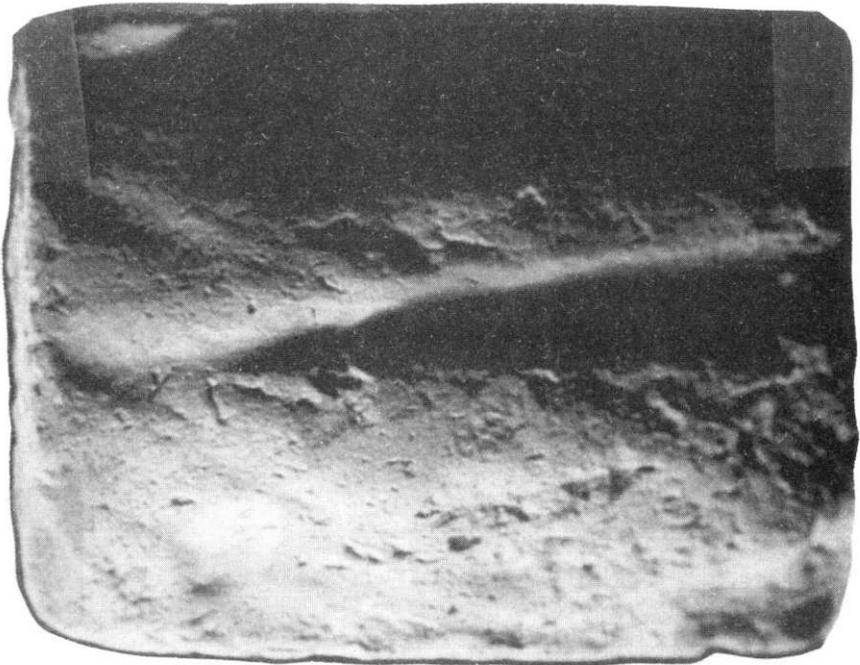
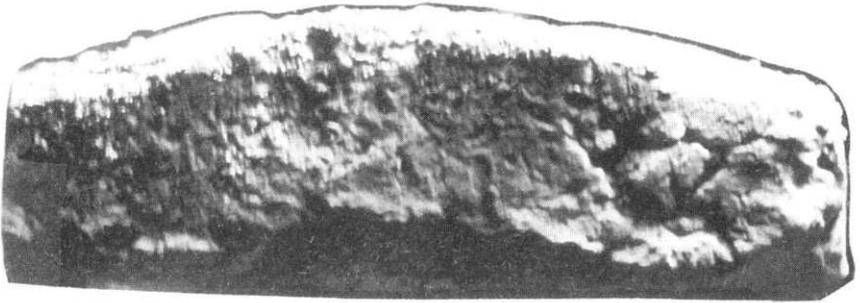


Abb. 7: Plankonvexer Ziegel, Seitenansicht, sonst wie Abb. 6
Abb. 8: Plankonvexer Ziegel mit Bremsspur, sonst wie Abb. 6

Am Ende seines Artikels stellt Tunca fest, dass während der Zeit der plankonvexen Ziegel und des Fischgrätmusters keine Verarmung in der Qualität der Architektur festzustellen sei. Aus der Tatsache, dass diese Ziegel ihre größten Abmessungen (über 25 cm lang) am Ende der Zeit ihres Vorkommens hatten, leitet er eine überaus zweifelhafte These ab: Die Zeit der plankonvexen Ziegel und des Fischgrätmusters sei im Interesse höherer Wirtschaftlichkeit eine notwendige Übergangsphase gewesen, um von vorher kleineren zu nachher größeren Ziegeln im Normalformat zu kommen [Tunca 129 f.]. Zuvor hatte er jedoch – in seiner sich etwas eigenartig im Kreise bewegenden Argumentation – festgestellt:

„Gegenwärtig erscheint der Ursprung der plankonvexen Ziegel und des Fischgrätmusters dunkel“ [Tunca 127].

Jordan versucht eine symbolische Deutung. Er hat das Fischgrätmuster bei Bruchstein-Mauern gesehen und leitet davon ab, dass die andersartige Bauweise von eingewanderten Bergvölkern in Mesopotamien verbreitet wurde, um ihren Häusern ein heimatliches Aussehen zu geben [Tunca, 126]. Dieser Argumentation folgt auch Heinrich und meint hinzufügend:

„Nachdem sie sich akklimatisiert hatten, mussten sie selbstverständlich mit der Zeit zu der schon vorher ausgebildeten natürlichen Technik des Ziegelbaus zurück finden, wie wir das in der Zeit Entemenas von Lagasch eintreten sehen“ [Heinrich 1934, 53].

Warum dieser Prozess mehrere Jahrhunderte dauerte, ohne Spuren zu hinterlassen und erst nach so langer Zeit mit der Tradition der Vorväter gebrochen wurde, verrät er nicht. Ebenfalls Anhänger der Theorie von „eingewanderten Bergvölkern“ ist auch v. Soden, der noch schreibt, dass die „politisch recht unstablen Verhältnisse“ der Anlass waren „schnell zu bauen“ und dass die „technisch höchst mangelhaften Plankonvezziegel“ ein „unordentlich“ wirkendes Mauerwerk hervorbrachten [v.Soden 1961, 540].

Eine religiös-patriotische Lösung schlägt Woolley vor. Er stellt fest, dass in einem Fundament in Ur Miniaturmodelle von plankonvexen Ziegeln entdeckt wurden und dass neobabylonische Behälter, die Unheil abwehrende kleine Figuren (*figurines apotropaiques*) enthielten, mit plankonvexen Ziegeln erbaut seien. Aus dem Fortbestehen dieser Ziegelform, die er für eine architektonische Monstrosität hält, bis in späterer Zeit schließt er auf eine religiöse anstelle einer praktischen Bedeutung. Die patriotische Variante zeigt er in seiner anderen Vermutung: Gestützt auf Fundmaterialien sei die Invasion eines anderen Volkes denkbar, worauf die absonderliche Ziegelform als „heiliges Freiheitssymbol“ gegen die Fremdherrschaft erfunden worden sei: Der Gebrauch plankonvexer Ziegel war

„eher das Markenzeichen einer nationalen Erhebung gegen das fremde Joch des Jamdat-Nasr-Volkes [...]; und da die Architektur in der boden-



Abb. 9: Lehmziegelherstellung mit dem Formrahmen [Lloyd 1981, 150]

ständigen Art weitergeführt werden musste, war die Einführung eines neuen Materials als heiliges Symbol der Freiheit zu Brechung der Jamdat-Nasr-Tradition die einzige Möglichkeit. Auf so etwas, vielleicht zusammen mit der Art, die Steine zu verlegen, verweist der plankonvexe Ziegel. Dies mag eine fantastische Erklärung sein, aber nicht so fantastisch wie der Ziegel selbst" [Tunca 127].

Was Woolley in seiner weit hergeholten Deutung „fantastic“ erscheint, ist es nur aus der Sicht des Historikers, weil in der uns bekannten Geschichte der Bautechnik der plankonvexe Ziegel einsam vorkommt. Für die Zeitgenossen war er aber alltäglich über die Jahrhunderte, und dies ist es gerade nicht, was die greifbaren Ausdrucksformen von Patriotismus und Religion kennzeichnet. Wo die Orte der Natur ohne Bezug auf ein Ereignis zum Heiligtum werden, da sind es aus ihrer Umgebung als besonders bemerkenswert herausragende. Im Katholizismus trennt (oder trennte) der Lettner Fanum von Profanum wie Priester von Laien. Die Folge von Räumen und Dingen zeigt eine hierarchisierte Ordnung: Schiff, Chor, Altar, Reliquie, Hostie. Je begrenzter der Ort, um so größer ist die Macht der ihm zugeordneten Personen. Den Kontrapunkt zu diesem cantus firmus bilden die an Macht Armen wie Eremiten, Säulenheilige und Märtyrer, die dann aber doch transzendierend der Spitze der Hierarchie zugesellt und ihr damit nützlich werden.

Wenn wirklich in einem neobabylonischen Zusammenhang in einem von dem Volk der Kassiten gebauten Fundament und in weihvoller Umgebung plankonvexe Ziegel im Kleinformat gefunden worden, dann ist schon eher ein anderes Szenario vorstellbar. Dies kann jedoch nur, wie einzuräumen ist, fabulierend beschrieben werden.

Da hat ein Ziegelstreicher, um die Monotonie der Arbeit zu überwinden, eine Maschine zur serienmäßigen Herstellung von Lehmbausteinen erdacht und baut zunächst einen Prototyp in verkleinertem Maßstab zur Erprobung. Mit dieser Maschine produziert er einige Versuchsstücke, und die Anlage wird dem Herrscher – mit viel Fantasie denken wir an Gilgamesch – vorgeführt. Dieser erkennt den Wert der Idee und lässt eine Anzahl der Maschinen im großen Maßstab anfertigen. Mit den Steinen in der plankonvexen Form lässt er dann die 9,5 km lange Mauer um seine Stadt Uruk bauen. (Diese Mauer ist archäologischer Befund.) Da nach der neuen Methode die Lehmziegel um ein vielfaches schneller und auch müheloser produziert werden konnten, wurden die ersten im verkleinerten Maßstab hergestellten Prototypen an einen geweihten Ort gebracht, um so die erfinderische Großtat zu ehren – wie man es in der jüngeren Geschichte mit den ersten Automobilen von Carl Benz und Gottlieb Daimler gemacht hat. Da in der Folgezeit sorgfältig bewahrt, sind so die ersten plankonvexen Steine in einem kassitischen Fundament auf uns gekommen.

Diese Geschichte ist natürlich zu schön, um wahr zu sein. Aber ein richtiger Kern ist enthalten. Es gab eine Ziegelformmaschine! Dies ist insofern auch nicht überraschend, als nur der Gedanke, der dem Rollsiegel zu Grunde lag, in einen größeren Maßstab übertragen wurde. Dieser ist die serielle Herstellung plastischer Gebilde durch rotierende Körper von kreisförmigem Querschnitt. So wie dem Stempelsiegel das Rollsiegel folgt, so wird in der Ziegelproduktion der Handformrahmen von der Maschine abgelöst. Dass dieser Gedanke den Gelehrten fern lag, mag daran liegen, dass das Rotationsprinzip ganze Organe betreffend in der belebten Natur nicht vorkommt (unser zwar kreisender Blutstrom wird pulsierend angetrieben). In der Technik ist es aber beherrschend. Der Schleifstein ist wirkungsvoller als die Feile; das Mahlen von Getreide mit einem gerundeten Stein in einer Mulde, der von Hand hin her bewegt wird, wird von rotierenden Steinen übernommen. Als erster beschreibt Vitruv durch unterschlächtige Wasserräder betriebene Mahlsteine. Ob irgendwann der Rotationskolben den Hubkolben in unseren Autos verdrängt, ist eine offene Frage.

In Abb. 10 ist diese Maschine in ihren wesentlichen Teilen dargestellt. Die Tragkonstruktion, d. h. die Aufhängung der Räder (1, 2) und des Trichters (3) ist nicht dargestellt, um die Sache übersichtlicher zu halten. Das formgebende Rad (1) ist ringsum mit Formkästen (4) versehen und wird über die Achse in Pfeilrichtung angetrieben. Aus einem Trichter (3) fällt der Lehm in die einzelnen Fächer (4) und wird durch das Anpressrad (2) verdichtet, das über die schräg endenden Flanken (9) des Formrades (1) wie auch durch den zu formenden Lehm veranlasst wird, in eine gegenläufige Bewegung (s. Pfeil) überzugehen. Die Verdichtung des Lehms erfolgt im Wesentlichen im letzten Sektor (10) vor dem Berührungspunkt der beiden Räder.

Die Kräfte, die die beiden Räder auseinander drücken wollen, sind erheblich. Vermutlich ist man dem auf einfache Art begegnet: Man verband die Achsen der Räder auf beiden Seiten durch kräftige Seile miteinander und beschwerte sie jeweils mit einem Gewicht. In der Zeichnung ist das Seil durch eine gestrichelte Linie (7), das Gewicht durch einen Pfeil (8) dargestellt. Entsprechend den Gesetzen der Mechanik, nachweisbar mit dem Kräfteparallelogramm, betragen die in das Seil eingeleiteten Kräfte mehr als das, was das Gewicht ausmacht; so ist mit einfachen Mitteln eine elastisch wirkende Kräftekompensation erreicht.

Bei dem dargestellten Durchhang der Seile (7) würden Gewichte von angenommenen 35 kg jeweils auf jeder Seite 87 kg Zug in Richtung Formrad und 123 kg in Richtung Pressrad zusammen in beide Seile einleiten. Ein stärkerer Durchhang würde diese Kräfte vermindern, ein geringerer verstärken.

Verfolgen wir nun unter Einbeziehung der isometrischen Darstellung (Abb. 11), wie sich die Form des plankonvexen Ziegels zwingend aus den

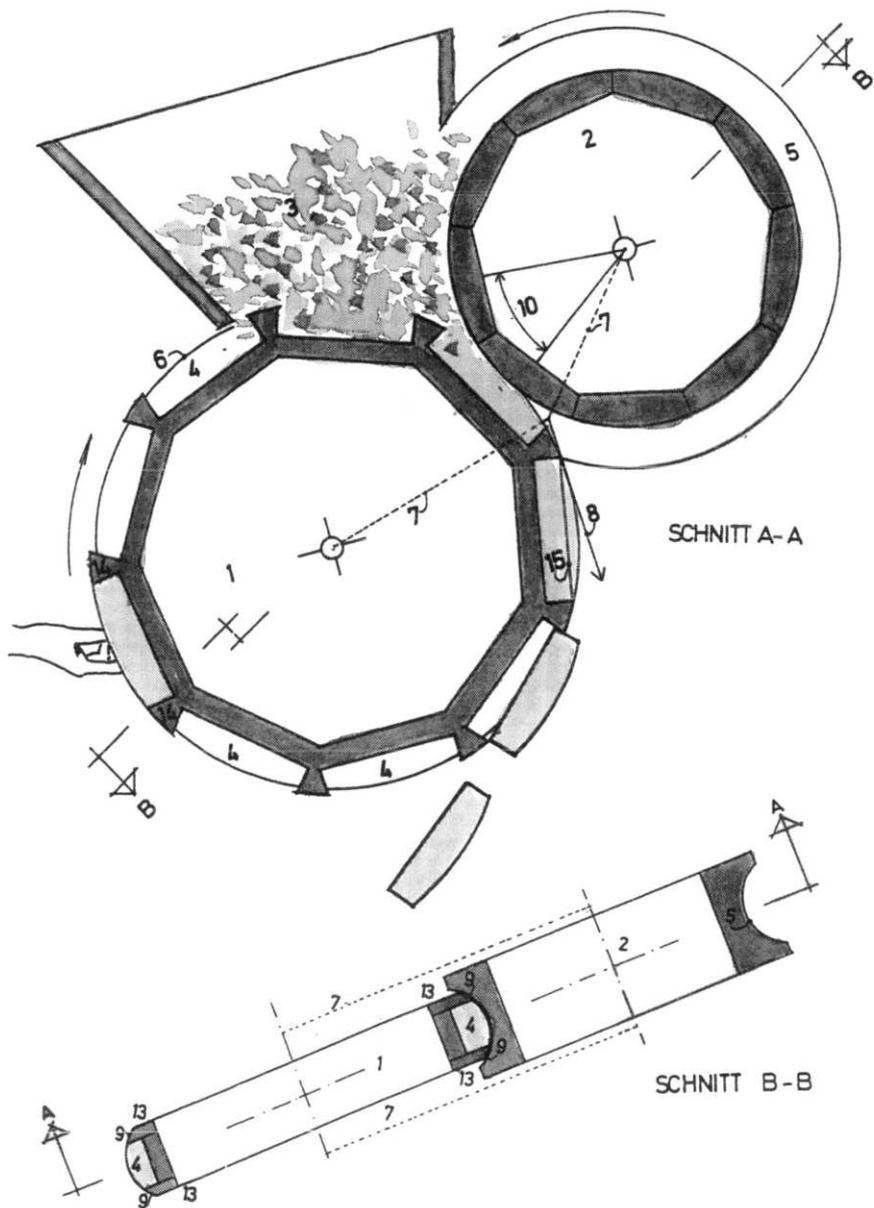


Abb. 10: Ziegelformmaschine [Zeichnung Verfasser]

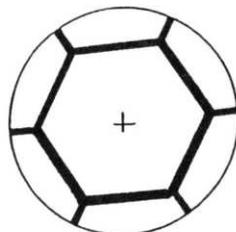
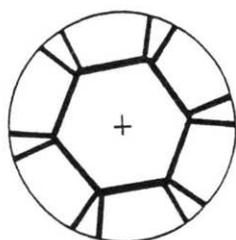
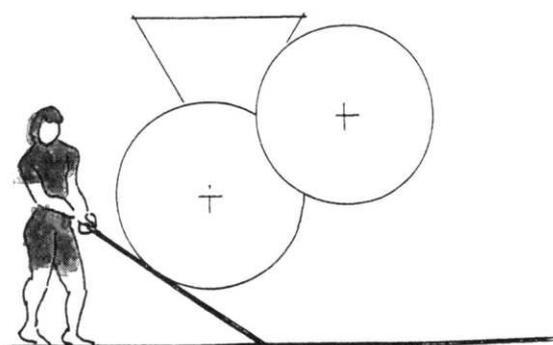
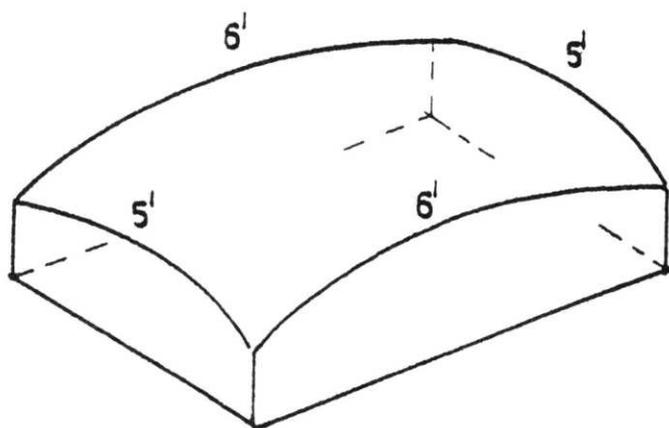


Abb. 11: Isometrische Darstellung eines plankonvexen Ziegels / Abb. 12: Das Bremsen der Maschine / Abb. 13: Formradvarianten [Zeichnungen Verfasser]

konstruktiven Notwendigkeiten herleitet. Dass die Krümmung (6) des Formrades die Kurve 6' des Ziegels zur Folge hat, braucht nicht näher erläutert zu werden. Aber welchen Grund hat die Hohlkehle (5) des verdichtenden Rades und ihre Entsprechung am Formrad, die die Kurve 5' erzeugt? Sie bringt zweierlei Vorteile. Einmal wird ein seitliches Verschieben der Räder gegeneinander in Richtung der Achsen verhindert. Die Konstruktion ist sozusagen selbstzentrierend. Dies ist wichtig, wenn wir uns vor Augen halten, dass die damaligen Mittel hinsichtlich Material und Werkzeug noch sehr einfach waren. Der zweite Vorteil liegt darin, dass die seitlichen Wangen der Formkästen (13) daran gehindert werden, unter dem Druck des verdichteten Tons auseinanderzubrechen, weil sie umfassend seitlich gehalten werden.

Eine wesentliche Änderung in der Produktionsweise bedeutete auch, dass das formgebende Element nun nicht mehr ein freibeweglicher Rahmen (Abb. 9), sondern ein Kasten als mit der Maschine fest verbundenes Teil war. Dies wird hin und wieder zu dem Problem geführt haben, dass der fertig geformte Ziegel nicht durch sein Eigengewicht aus dem Kasten herausgefallen ist, sondern dass mit der Hand zugegriffen werden musste. Dies verursachte die charakteristischen Fingerspuren, die nur bei plankonvexen Ziegeln und auch nur auf der gewölbten Oberfläche gefunden wurden. André Parrot, der die Bergvölker-Deutung mit einem Fragezeichen versieht, schreibt: „Man nimmt an, dass durch diese Vertiefungen die Adhäsion mit dem Bindemittel erleichtert wurde“ [Parrot 1961, 219].

Wenn man glaubte, die Mörtelhaftung verbessern zu müssen, hätte man sich sicherlich eines Werkzeuges bedient, wahrscheinlich eines kammähnlichen, um die Oberfläche aufzurauen, und wer greift schon mit der bloßen Hand in den feuchten Ton, wenn es eine bessere Möglichkeit gibt? Und endlich, warum sollte man nur die Haftung auf der konvexen Oberfläche verbessern wollen und nicht auch auf den übrigen, zumal die Ziegel sowohl waagrecht wie auch annähernd senkrecht im Fischgrätmuster verarbeitet wurden. Die Fingerspuren sind jedoch ausschließlich auf der gewölbten Oberfläche gefunden worden.

Nun zu den deutlichen, aber nicht zu tiefen Furchen, die mit erstaunlicher Gradlinigkeit auf der konvexen Oberfläche in Richtung der Ziegellängsachse verlaufen. Hierbei handelt es sich nicht – wie häufig behauptet – um Fingerspuren. Wie auch immer die Antriebsart der Ziegelformmaschine gewesen sein mag, sei es tierische Muskelkraft, die über einen Göpel und ein sich horizontal drehendes Rad auf die eigentliche Maschine übertragen wurde, oder seien es gar schon Wind- oder Wasserkräfte gewesen – immer wird die Notwendigkeit bestanden haben, die Maschine auch bremsen zu können, ganz gewiss am Ende einer Produktionsphase, aber sicherlich auch bei Störungen zwischendurch und bei der Annahme, dass Naturkräfte genutzt wurden, ist

z.B. bei zu starkem Wind manchmal kontinuierliches Bremsen notwendig gewesen.

Dies wird auf einfachste Art durch Andrücken eines Holzstabes an das Form gebende Rad unter Ausnutzung der Hebelwirkung (Abb. 12) geschehen sein. Die größte Bremswirkung wird hierbei die Reibung an den Stegen (14), die parallel zur Radachse stehen, ausgemacht haben, aber zwangsläufig wurden auch in den weichen Ton die erwähnten Furchen eingedrückt, wobei bemerkenswert ist, dass der tiefste Eindruck in der Mitte des Ziegels ist und zu den Endigungen, d.h. zu den Stegen (14) hin auf Null ausläuft. Dies entspricht genau den geometrischen Gegebenheiten der Ziegelformmaschine. Bei einem stabförmigen Bremsgerät ist die Vertiefung, die in die aufgewölbte Fläche maximal hineingedrückt werden kann, begrenzt durch die Verbindungslinie der Stege (15), die die Sehne eines Kreises darstellt.

Der Baustoff Lehm ist um so leichter verformbar, je höher sein Wassergehalt ist. Bei der Ziegelproduktion mit dem Formrahmen wird er deshalb verhältnismäßig hoch gewesen sein. Bei der Maschine ist demgegenüber von einer nur mäßig feuchten, krümeligen Struktur auszugehen, weil die erhöhte Kraft zum Einpressen in die Form leichter bereitzustellen war. Dies führte zu erheblich verkürzten Trockenzeiten und ist ein weiterer Grund, die Nachteile bei der weiteren Verarbeitung der Ziegel in Kauf zu nehmen.

Ins Extreme getrieben ist diese Technik bei heutiger Produktion von Keramikplatten. Da hat der vorher mehrfach konditionierte und fast staubtrocken erscheinende Rohstoff nur noch wenige Prozent Feuchtigkeit und wird unter sehr hohem Druck in Form gepresst. Das Ergebnis sind Kacheln von sehr hoher Maßgenauigkeit. Einen wenn auch nur kleinen Schritt in diese Richtung hat man also schon in der fröhdynastischen Periode Mesopotamiens getan, weil menschliche Arbeitskraft zur Erzeugung des formgebenden Drucks nicht mehr notwendig war.

In Abb. 13 sind in gegenüber Abb. 2 verkleinertem Maßstab Radformen dargestellt, mit denen trapez- und dreiecksförmige Ziegel hergestellt werden können.

Das letzte Phänomen der plankonvexen Ziegel, das noch der Erklärung bedarf, ist das Verlegen der Steine im Fischgrätmuster. Hans J. Nissen beschreibt diese Art der Mauertechnik so:

„Ein Anhaltspunkt für eine Erklärung dieser neuen Ziegelform ergibt sich aus der Verwendungsweise, die wie die Form völlig vom Üblichen abweicht. Während statisch wichtige Teile eines Gebäudes wie Ecken oder die Türleibungen säulenartig in Flachsichten unter Verwendung von viel Mörtel aufgemauert wurden, wurden die dazwischen liegenden Mauerteile in den instabilen, aber weitaus schneller zu verlegenden Rollschichten aufgeschichtet, bei denen die Ziegel auf einer Längskante auflie-

gen. Einer Schicht aus solchen schräg liegenden Ziegeln folgt die nächste in der Weise, dass die Richtung der Schräglage wechselt. Im Ganzen ergibt sich auf diese Weise das für diese Bautechnik charakteristische Bild des Fischgrätmusters. Die eine gewölbte Seite, durch die sich nur eine dünne Berührungsfläche mit der flachen Unterseite des nächsten Ziegels ergibt, ermöglicht mit ihrer Rundung jederzeit eine Korrektur der Richtung der Ziegel und damit die Höhe der Ziegelschicht, so dass normalerweise dieses Verlegen der Rollschichten sehr schnell und vollkommen ohne Sorgfalt erfolgen kann. Daß eine größere Mörtelmenge benötigt wird, die einfach in die entstehenden Zwischenräume geschmiert wird, erhöht noch die Geschwindigkeit der Errichtung dieser Mauerteile. Diese Beschränkung des hohen Aufwandes auf die statisch wichtigen Teile passt völlig in das vorher entworfene Bild. Wenn man zudem noch annehmen wollte, dass hier erfahrene und unerfahrene Personen Hand in Hand arbeiten konnten, hätten wir ein weiteres Beispiel für eine Erweiterung der Arbeitsteilung vor uns“ [Nissen 1983, 101 f.].

Nissen vermutet zu Recht einen konstruktiven Zusammenhang zwischen plankonvexen Ziegeln und Fischgrätmuster. Nach seiner Argumentation muss man jedoch annehmen, dass diese Steine geformt wurden, um Fischgrätmuster herzustellen. Aber warum – frage ich – hat man es dann bei den säulenartigen Bauteilen aus Flachsichten nicht bei den alten regulären und zweckmäßigeren Steinformen belassen, sondern auch hier plankonvexe Ziegel verwendet? Die Kausalität ist umgekehrt. Man hat nicht zuerst das Fischgrätmuster erfunden und dann nach einer hierfür geeigneten Steinform gesucht, sondern nach Erfindung der Ziegelformmaschine hat man eine die Nachteile seines Produktes weitgehend kompensierende Verlegeart im Fischgrätmuster entdeckt, weil so der durch den Buckel sich bei Flachsichten ergebende erhöhte Mörtelbedarf vermieden werden konnte.

Oder anders ausgedrückt: Da es auch andere Verlegearten der plankonvexen Ziegel als das Fischgrätmuster gibt, das Fischgrätmuster in jener Zeit aber ausschließlich mit plankonvexen Ziegeln hergestellt wird, ist zu folgern, dass die außergewöhnliche Steinform das Allgemeine und das Fischgrätmuster das Spezielle ist. Hieraus muss man zwingend schließen, dass der plankonvexe Ziegel die Ursache und nicht die Folge des Fischgrätmusters ist. Der entstandene Vorteil liegt in der Verringerung des Mörtelbedarfs, was bei Inkaufnahme geringerer Stabilität zu einer schnelleren Arbeitsweise und geringeren Feuchtigkeitsbelastung des Mauerwerkes führt.

Da die plankonvexen Ziegel über Jahrhunderte ausschließlich verwendet wurden, könnte eine detaillierte Untersuchung der Steine an den Ausgrabungsorten, wo räumlicher und zeitlicher Bezug gesichert sind, so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte der Ziegelformmaschinen hervorbringen. Laut

den Veröffentlichungen scheint festzustehen, dass gegen Ende der frühdynastischen Periode die Wölbungen flacher werden. Dies fügt sich ins Bild. Man wird mit relativ kleinen Maschinen begonnen haben und, nachdem man die Technik beherrschen gelernt hat, sich an den Bau von größeren Rädern gewagt haben. Je größer das Rad, um so geringer die Krümmung des Umfanges und somit die Wölbung der konvexen Seite. Dass einmal eine Ziegelformmaschine ausgegraben wird, ist wegen des vergänglichen Materials, aus dem sie gebaut wurde, wohl kaum zu erwarten. Ob sie in den Texten der Zeit erwähnt werden, ist noch offen, weil diese frühe Entwicklungsstufe der Schrift noch nicht voll lesbar ist. Da der wesentliche Teil der Maschine das Rad ist, was ja der scheinbaren Form der Himmelskörper entspricht, halte ich es für denkbar, dass ein Text, in dem man bisher einen religiösen Inhalt vermutete, sich auf die Ziegelformmaschine bezieht, weil das entsprechende Keilschriftzeichen denen mit der Bedeutung von „Himmel“, „Stern“ oder „Gott“ sehr ähnlich sein kann.

Eine Untersuchung an verschiedenen Ausgrabungsorten, wo eine unbegrenzte Anzahl von Ziegeln, möglichst auch gebrannten, zur Verfügung steht, müsste eine oder mehrere Maschinen rekonstruieren lassen, die plankonvexe Ziegel so herstellen, wie sie in der frühdynastischen Periode produziert wurden. Bei der Erforschung der Details wäre davon auszugehen, dass eine Maschine durchaus Steine unterschiedlichen Formats produziert haben kann, einmal, weil die genaue Aufteilung des Kreises nicht glückte, aber auch, weil verschiedene Formate erwünscht waren. Denkbar ist auch, dass zu Anfang in fast direkter Nachahmung des Rollsiegelverfahrens zwei Personen die Achsen des Formrades mit den ringsum angebrachten Formkästen (Abb. 10) haltend dieses über einen auf dem Boden ausgelegten Lehmstreifen geführt haben, um so plankonvexe Ziegeln zu produzieren. Dann wäre aber die Oberfläche nur in einer Richtung gewölbt worden, es sei denn, man hätte zuvor eine Rinne in den Boden gegraben und befestigt. Die Bremsspuren (Abb. 8) weisen aber auf eine stationär maschinelle Produktionsweise. Letzte Zweifel sind jedoch nur mit Hilfe experimenteller Archäologie zu beseitigen.

Ebenso plötzlich – ohne Übergangsformen – wie ihr Erscheinen erfolgt das Verschwinden der plankonvexen Ziegel nach einigen Jahrhunderten. Dass sich eine Produktionserleichterung sehr schnell durchsetzt, ist verständlich. Etwas Besseres als Ablösungsgrund nach dieser Epoche ist aber nicht erkennbar. Den plankonvexen Ziegeln den Buckel abzuschneiden, wäre zu arbeitsaufwendig gewesen. Man wird zu der Formrahmenmethode zurückgekehrt sein, die es ja heute noch gibt.

Die Herstellung normalformatiger Ziegel nach der beschriebenen Methode ist nicht denkbar, weil die vom kreisenden Rad bestimmte Produktionsweise zwangsläufig die Geometrie des Ergebnisses bestimmt. Erst im 19.

Jh. hat man wieder die maschinelle Ziegelformung erfunden. Die anfängliche Stempel­methode wurde schnell vom Strang­press­verfahren verdrängt. Hierbei wird der plastische Ton durch ein Mundstück gepresst, dessen Querschnitt der Grundfläche des Ziegels entspricht. Das auf Rollen heraus­quellende rechteckige Material wird durch einen gespannten Draht auf das gewünschte Format geschnitten. Die für dieses Verfahren erforderliche hochentwickelte Metall­technologie ist für die damalige Zeit noch nicht denkbar.

Da ist als Erklärung nur die Annahme einer großen Katastrophe möglich, der nicht nur die Maschinen, sondern auch die Menschen mit ihrem Wissen zum Opfer fielen. Vielleicht war es die Sintflut.

Literatur

- Ådahl, Karin (1978): Sumer, Assur, Babylon. 7000 Jahre Kunst und Kultur zwischen Euphrat und Tigris (Ausstellungskatalog Hildesheim); Mainz
Heinrich, Ernst (1934): Schilf und Lehm; Berlin
Lloyd, Seton (1981): Die Archäologie Mesopotamiens; München (1978 London)
Nissen, Hans J. (1983): Grundzüge einer Geschichte der Frühzeit des Vorderen Orients; Darmstadt
Parrot, André (1961): Assur; München
Schippmann, Klaus (1978): Geschichte Alt-Mesopotamiens; in: Ådahl, 8-33
Schramm, Wolfgang (1978) Rollsiegel; in: Ådahl, 64 f.
Soden, Wolfram Freiherr von (1961): Sumer, Babylon und Hethiter bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr.; in: Propyläen Weltgeschichte, Bd. I; Berlin
Tunca, Önhan (1984): L'Architecture religieuse protodynastique en mésopotamie; in: Akkadica, Supplement II; Leuven

Dipl.-Ing. Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

Das Moses-Rätsel

Ein Ägyptologe reißt die Bibel auf

Otto Ernst

Im Jahr 2000 erschien im Ullstein Verlag das Buch des Ägyptologen Dr. Rolf Krauss: *Das Moses-Rätsel*. Die Haupt-These des Buches ist, dass der historische Hintergrund für die Gestalt des biblischen Moses ein ägyptischer Pharaon gewesen sei: Amenmesse, einzuordnen in die 19. Dynastie, der wohl eine kurze Zeit als Usurpator den Pharaonen-Thron innehatte und zuvor Vizekönig in Kusch, dem heutigen Nubien, gewesen war. Krauss leitet seine Hypothese u.a. davon ab, dass in jüdischen Sagen von Moses behauptet wird, er habe als ägyptischer Feldherr siegreiche Kriegstaten in Äthiopien vollbracht und sogar eine äthiopische Prinzessin geheiratet. Äthiopien war im Altertum ebenfalls eine Bezeichnung für Nubien; mit dem heutigen Staat Äthiopien hatte es nichts zu tun.

Daneben geht Krauss auf den angeblichen Monotheismus Echnatons ein, beschäftigt sich mit der geschichtlichen Realität des biblischen Judas, vor allem mit der Zeit Davids und Salomons, und weiterhin mit der angeblichen Plünderung Jerusalems durch den Libyer Scheschonk. Vor allem darauf soll später noch eingegangen werden, weil es ja – unabhängig von der Moses-These – ein wichtiges Element jeglicher Chronologie-Ansätze ist.

Krauss [149 ff.] führt in seinem Buch auch ausführlich an, dass schon von früheren Ägyptologen wiederholt Gestalten des pharaonischen Ägyptens als diejenigen bezeichnet wurden, auf die der biblische Moses zurückzuführen ist, und dass auch Amenmesse selbst als solcher schon vorgeschlagen wurde; er fühlt sich anscheinend beim Vorbringen seiner These in guter Gesellschaft.

Ein höchst kritischer Kollege

Eigentlich ist es begrüßenswert, wenn ein Ägypten-Spezialist sich auch außerhalb seines eigentlichen Gebietes betätigt und über den Tellerrand schaut, aber dieses Buch von Krauss scheint nicht den Beifall seiner Fachkollegen gefunden zu haben. Insbesondere Jan Assmann, emeritierter Ägyptologe aus Heidelberg, der auch selber ein Buch über Moses geschrieben hat, sah sich zu einem sehr bissigen Artikel veranlasst, der in der FAZ vom 2. 2. 2002 unter dem Titel: „Tagsüber parliert er als Ägyptologe, nachts reißt er die Bibel auf“ erschienen ist. Assmann würdigt zwar zunächst, dass Krauss es in mehreren früheren Veröffentlichungen wahrscheinlich gemacht hätte, dass dieser Amenmesse mit einem Vizekönig von Kusch namens Messui oder Masasaja

identisch sei. Dass er diesen dann jedoch auch mit dem biblischen Moses gleichsetzt, wäre jedoch etwas, woran Krauss wohl selber kaum glauben würde. Diese Gleichsetzung gehöre zu einem Gebiet, das der science fiction nahe steht, und man wäre als Leser der Pflicht enthoben, das Buch ganz ernst zu nehmen. Assmann lehnt auch andere Thesen von Krauss ab, vor allem seine Kritik am Wahrheitsgehalt der biblischen Überlieferungen, und schreibt am Schluß: „Wer so mit der Bibel verfährt, den wird man nicht zu den Gebildeten unter ihren Verächtern rechnen.“

Eine moderatere Bewertung

Ganz so negativ sehe ich dieses Buch nicht, insbesondere nicht das Anfangskapitel, in dem Krauss auf den angeblichen Monotheismus Echnatons eingeht und u.a. ausführlich darstellt, dass Echnaton neben Aton auch andere Götter bestehen ließ, also auf keinen Fall – wie später Moses – ein echter Monotheist gewesen sein kann, eine These, die ich selbst auch schon seit vielen Jahren vertrete. Als Grund für Echnatons Religions-Politik führt Krauss eigentlich nur an, dass er in Amun den Haupttrivalen des von ihm selbst verehrten Sonnengottes sah, was sicher keine ausreichende Erklärung ist. Aber immerhin rückt Krauss deutlich von der bisherigen ägyptologischen Lehrmeinung über die Religionspolitik Echnatons ab, bei der fast immer die Aton-Verehrung im Sinne eines Monotheismus gedeutet wurde.

Weitere provozierende Thesen

Wie schon angedeutet, beschäftigt sich Krauss neben Moses und Echnaton auch mit den biblischen Überlieferungen über die hebräischen Frühzeit, die Knechtschaft in Ägypten, den Exodus, die Landnahme usw., denen er die geschichtliche Realität abspricht. Dasselbe gelte für die glanzvolle Zeit des Reiches Juda, insbesondere die Zeit Davids und Salomons.

Auch diese provokante These, dass viele Berichte der hebräischen Bibel, insbesondere aus den Büchern der Könige und der Chroniken, spätere Erfindungen wären, ist keine auf Krauss zurückzuziehende Idee. Seit vielen Jahrzehnten suchen Archäologen vergeblich nach Spuren der in der Bibel geschilderten Ereignisse, z.B. der Landnahme, und das hat dann schon wiederholt zu der Annahme geführt, dass die Bibel doch kein die *wirkliche* Vergangenheit schilderndes Geschichtsbuch ist.

Besonders deutlich wurde dies in jüngerer Zeit von zwei israelischen Archäologen vorgebracht, von Israel Finkelstein, Direktor des Archäologischen Instituts der Universität Tel Aviv, und Neil Asher Silberman, der am Ename Center for Public Archaeology and Heritage Presentation in Oudenaarde in Belgien arbeitet und Mitherausgeber des *Archaeology Magazine* ist.

In ihrem Buch *The Bible Unearthed*, das 2002 in Deutschland unter dem Titel *Keine Posaunen vor Jericho* erschienen ist, behaupten die Autoren u.a., dass es das prächtige Reich Davids und Salomons gar nicht gegeben hat. Nur das Nordreich Israel habe im -9. Jh. eine gewisse Bedeutung gehabt, das Südreich Juda habe damals nur aus einer Ansammlung armseliger Dörfer bestanden. Das angeblich blühende Juda und insbesondere das vereinigte Königreich von Juda und Israel unter der Herrschaft Davids und Salomons seien eine literarische Erfindung gewesen, was unter Josia, einem König von Juda, in der letzten Hälfte des -7. Jh. geschehen sei.

Nach Finkelsteins und Silberman's Ansicht sei es Josia und den Tempelpriestern von Jerusalem einerseits dabei darum gegangen, die einzigartige Vorrangstellung des Tempels von Jerusalem festzuschreiben, und zum anderen wollten sie auch einen Herrschaftsanspruch auf das damals schon von den Assyrern eroberte Nordreich postulieren, weil dieses schon einmal, nämlich im -10. Jh., unter der Herrschaft von Jerusalem gestanden hätte.

Wie historisch bekannt, kam der Anspruch Judas und seines Königs nicht zum Tragen. Als Necho II., jener Pharao Ägyptens, der am Ausgang des -7. Jh. den von den Babyloniern bedrängten Assyrern zur Hilfe kommen wollte, stellte sich ihm Josia in den Weg, verlor jedoch Schlacht und Leben, und damit ging auch der Traum von einem wieder zu erstehenden jüdischen Großreich zu Ende. Bald darauf wurde sogar Jerusalem von Nebukadnezar erobert; die Juden kamen in die Babylonische Gefangenschaft. Ein jüdisches Großreich entstand dann erst wieder unter den Makkabäern im -2. Jh.

Ähnlich wie Finkelstein und Silberman argumentiert Margreet Steiner von der Universität Leiden. Auch sie ist der Auffassung, dass Jerusalem zur Zeit Davids und Salomons, also um die Zeit um -1000, als Stadt noch gar nicht existiert hat [V.d. Veen/Zerbst 207].

Betroffene Chronologie-Ansätze

Falls die Hypothesen von Finkelstein, Silberman und Steiner, die jetzt auch von Krauss vorgebracht werden, zutreffen sollten, dann hat dies nicht nur Bedeutung für die bisherige Auffassung von der hebräischen Geschichte und der Glaubwürdigkeit der hebräischen Bibel, sondern auch erhebliche Folgen für die Chronologie Ägyptens, sowohl für die etablierte Chronologie als auch für Neu-Ansätze.

Denn wenn es kein glanzvolles Jerusalem unter David und Salomon gegeben hat, dann entfällt damit auch die in der Bibel angeführte Plünderung Jerusalems durch einen ägyptischen Pharao. Hierzu steht im *1. Buch der Könige* [14:25-26] als auch im *2. Buch der Chroniken* [12:9], „dass nach dem Tode

Salomons Schischak, der König Ägyptens, gegen Jerusalem zog und sich dessen Schätze ausliefern ließ". Nach der derzeit akzeptierten Chronologie für Israel und Juda soll dies im Jahre -925 geschehen sein.

Champollion, der das Prinzip der Hieroglyphenschrift aufdeckte, fand dann bei seinem Besuch in Ägypten in den Jahren 1828/29 in einer Mauer des Karnak-Tempels in Theben ein Groß-Relief mit Inschriften, nach denen ein Pharaon namens Scheschonk von einem Feldzug nach Palästina berichtete, den er in seinem 21. Regierungsjahr unternommen hätte. Schischak wurde von Champollion mit Scheschonk gleichgesetzt und dessen Regierungsantritt auf das Jahr -945 gelegt, womit gleichzeitig auch der Beginn der 22., der libyschen Dynastie festgelegt wurde. Das ist seitdem für die meisten Ägyptologen ein Faktum geblieben, obwohl in jüngerer Zeit genügend Zweifel dagegen vorgebracht wurden.

Keine Erwähnung Jerusalems

Scheschonk führt nämlich in seiner Siegesinschrift auch eine Liste der eroberten Städte an, deren Namen und Lage inzwischen ermittelt wurde. Seltsamerweise kommt Jerusalem darunter jedoch gar nicht vor. Schon Velikovsky wies darauf hin, dass der Feldzug Scheschonk sich gegen das Nordreich Israel und nicht gegen das Südreich Juda gerichtet haben muss, was in jüngerer Zeit vor allem auch Rohl [147 ff.] gezeigt hat. Außer der Namens-Ähnlichkeit spricht also alles **dagegen** und nicht dafür, dass der Libyer Scheschonk der in der Bibel erwähnte Plünderer Jerusalems war. Und somit ist auch die Datierung der 22. Dynastie und der gesamten Spätzeit Ägyptens fragwürdig geworden, was auch van der Veen und Zerbst ausführlich darlegen und begründen. Die meisten Chronologie-Spezialisten unter den Ägyptologen halten jedoch an ihrer bisherigen Auffassung fest. Und ein besonderes extremes Beispiel für das Denken und die Auffassung mancher Ägyptologen ist das, was Krauss [276 f.] hierzu aufschreibt:

„In Hieroglyphen gemeißelt steht der Feldzugsbericht von Pharao Schischak auf einer Mauer im großen Tempel des Amun in Karnak. Ihm zufolge marschierte die ägyptische Armee kreuz und quer durch Palästina. Der Name Jerusalem kommt in diesem zeitgenössischem Bericht nicht vor, wohl aber die Namen von zahlreichen anderen Dörfern und Städten in Palästina.

Wenn Schischak in Palästina mit den Königen von Juda und Israel gekämpft hat, warum nennt er diese Königreiche nicht und zählt stattdessen nur einzelne Siedlungen auf? Man muß also annehmen, dass es damals noch keine Königreiche Juda und Israel gab. Wenn Salomo gelebt hat, dann war er nicht Herr über ein großes Königreich, sondern über eine Stadt, eventuell über zwei Städte.“

Eine seltsame Logik

Vielleicht erkennt man erst auf den zweiten Blick die seltsame Logik, die sich hinter diesen Zeilen verbirgt: Wenn man David und Salomon und ihr glanzvolles Reich zu einem Mythos erklärt, dann muss man auch skeptisch gegenüber der *Zeit* werden, die aus der Bibel für Schischak errechnet wurde und damit dann für den Libyer Scheschonk und für die 22. Dynastie – aber davon findet sich bei Krauss kein Wort. Er lässt weiterhin Scheschonk im -10. Jh. durch Palästina marschieren, auch wenn er selbst schreibt, dass dieser Jerusalem gar nicht bekriegt hat, dies gar nicht hätte tun können, weil Jerusalem als Stadt damals noch gar nicht existierte! Wenn ich aber das *Ereignis* als solches anzweifele bzw. sogar bezweifele, dann muss ich auch die *Zeit* bezweifeln, in der das angeblich stattgefunden hat.

Und es handelt sich dabei um keine Lapalie, denn wie schon angeführt ist die Gleichsetzung von Scheschonk mit dem in der Bibel angeführten Schischak eine der Hauptstützen der etablierten ägyptischen Chronologie. Muss diese Verknüpfung geändert werden, dann hat das erheblichen Einfluss nicht nur auf die Chronologie Ägyptens, sondern auch auf die des gesamten Vorderen Orients. Inzwischen gibt es mehrere Neu-Ansätze für die Chronologie Ägyptens, auf die im Folgenden eingegangen werden soll.

Die Thesen der Ketzler

Als erster dieser Abweichler von der etablierten Chronologie ist sicher Velikovskij zu nennen, der die Anfänge der 18. Dynastie in die Zeit Davids und Salomons verlegt. Das stärkste Element seiner Umdatierung ist, dass es Thutmosis III. gewesen sein soll, der nach dem Tode Salomons dessen Sohn Reha-beam, den neuen König von Juda, besiegte und ihn dann zwang, die Jerusalemer Tempelschätze auszuliefern, die Thutmosis dann auf der sog. Annalenwand im Karnak-Tempel zu Theben abbilden ließ. Allerdings wäre gerade Velikovskijs Umdatierung durch die neuen Hypothesen betroffen, denn wenn die Reichtümer Jerusalems zur Zeit Salomons und insbesondere der Jerusalemer Tempelschatz eine reine Erfindung späterer Bibel-Autoren waren, dann kann die von Thutmosis III. gezeigte Beute nicht aus dem Herrschaftsgebiet und der Zeit Salomons stammen, dann waren diese *keine* Zeitgenossen, dann fällt Velikovskijs Chronologie-Ansatz in sich zusammen.

Beeinflusst werden dadurch auch *andere* neue Chronologie-Ansätze, z.B. der von David Rohl, der die Auffassung vertritt, dass es Ramses II. war, der Jerusalem nach dem Tode Salomons eroberte und ausplünderte. Nach Rohl haben sich in der sog. Spätzeit die 21. und die 22. Dynastie, also die Herrscher von Tanis und die Libyer, überschritten, weshalb er die Dauer der ägyptischen Spätzeit um ca. 350 Jahre reduziert.

Ein anderer Ansatz von P. James und Mitarbeitern verkürzt die Spätzeit um 'lediglich' 250 Jahre und lässt die in der Bibel erwähnte Plünderung Jerusalems erst unter Ramses III. stattfinden [s. v.d. Veen/Zerbst 53 ff.]. Beide Ansätze reduzieren damit auch den **Beginn** der Spätzeit und den Beginn des Neuen Reiches, wenn auch nicht so stark wie Velikovsky, denn sie setzen die 18. Dynastie noch **vor** die Zeit Davids und Salomons. Ein besonders radikaler Neu-Ansatz erfolgte durch Heinsohn und Illig [1997, 455 f.], die die 18. Dynastie sogar noch **später** als Velikovsky ansetzen, indem sie deren Ausklang sogar in das -7. Jh. verlegen. Hierdurch ergibt sich aber das Problem, die von der 18. Dynastie nicht zu trennende 19. Dynastie unterzubringen.

Unsichere Datierungen

Mit den verschiedenen Chronologie-Ansätzen ist ein Problem angeschnitten, das Finkelstein und Silberman bei ihren Schlussfolgerungen nicht berücksichtigt haben, so logisch sie ansonsten auch argumentieren. Archäologen stehen bei ihren Arbeiten bekanntlich vor zwei Problemen: Einmal Rückschlüsse aus den in bestimmten Schichten gemachten Funden zu ziehen, z.B. daraus ehemalige Bauwerke zu rekonstruieren, und dann, die Schichten und damit die Funde auch **zeitlich** einzuordnen. Gerade die biblische Archäologie steht, wie schon angeführt, scheinbar in starkem Gegensatz zu dem, was in der Bibel selbst behauptet wird; es sind weder Spuren für die Eroberung Palästinas durch Josua noch für die angebliche Glanzzeit unter David und Salomon gefunden worden. Konkret heißt das jedoch nur, dass in den Schichten, die diesen beiden Königen und gleichzeitig auch der frühen Eisenzeit zugeordnet wurden, keine Überreste von den in der Bibel beschriebenen glanzvollen Bauten gefunden wurden, was eben auch der Ausgangspunkt für die Behauptungen von Finkelstein und Silberman war.

Abhängig von fremder Chronologie

Hierzu muss jedoch angeführt werden, dass die Grundlage für die Datierung der Schichten in Palästina die etablierte ägyptische Chronologie ist, denn die archäologischen Schichten bei Ausgrabungen im Vorderen Orient wurden normalerweise anhand von in ihnen gefundenen **ägyptischen** Funden datiert. Ist jedoch die ägyptische Chronologie nicht korrekt, wie es z.B. Velikovsky schon 1953 postuliert hat, dann werden dementsprechend auch die Schichten falsch datiert und somit **falsch zugeordnet**. Und gerade die Datierung der Schicht, in der man die Überreste aus der Zeit Davids und Salomons erwartete, erfolgte anhand von Funden aus der umstrittensten Zeit der ägyptischen Geschichte, der schon erwähnten Spätzeit mit der 21. und 22. Dynastie. Sind diese später anzusetzen, als dies bisher geschah, später als im -11. bzw. -10.

Jh., so liegen die Schichten der hebräischen Königszeit auch tiefer als bisher angenommen, liegen anstatt in der frühen Eisenzeit jetzt in der späten Bronzezeit, wie es z.B. in der revidierten Chronologie nach Rohl der Fall sein soll.

Nach dieser Chronologie ergibt sich für die biblische Archäologie ein ganz anderes Ergebnis als das bisherige Bild:

„Danach wirkte Salomo in der Späten Bronzezeit, deren Schichten einen außerordentlichen Wohlstand wiederspiegeln [sic]. Allein in Megiddo sind für diese Zeit ein Palast mit großartigen Elfenbeinschnitzereien und einer gefüllten Schatzkammer und ein massives mehrgliedriges Stadttor belegt. Hinzu kommt ein Tempel, dessen Grundriss einschließlich der beiden Säulen vor dem Eingang der biblischen Beschreibung des Jerusalemer Tempels im ersten Buch der Könige auffällig ähnelt. Im spätbronzezeitlichen Jerusalem fällt der Bau des massiven 'Millo' am Osthang der Davidstadt in die Zeit Salomons und nicht, wie nach der konventionellen Chronologie angenommen, in die Zeit der vor den Israeliten ansässigen Jebusiter" [V.d. Veen/Zerbst 207].

Finkelstein und Silberman wird man sicher keinen Vorwurf dafür machen können, dass sie von der etablierten Chronologie ausgehen, denn diese gilt bei den meisten Historikern trotz aller inzwischen erhobenen Bedenken immer noch als korrekt. Krauss als Ägyptologe sollte es eigentlich besser wissen, ihm sind natürlich die immer stärker werdenden chronologischen Zweifel bekannt. Aber hiervon ist in seinem Buch nichts zu finden; er hätte den Lesern zumindest auf die Problematik aufmerksam machen müssen.

Scheschonk bleibt rätselhaft

In Wirklichkeit besagt die Inschrift im Karnak-Tempel nämlich nur eines, dass ein ägyptischer Pharao namens Scheschonk einen Feldzug nach Palästina unternommen hat. **Wann** das war, ist völlig ungewiss, und dass er ein reiches Jerusalem ausgeplündert hätte, ist mehr als unwahrscheinlich; das hätte er sicher vermerkt bzw. dargestellt, wie es auf seiner sog. Annalenwand Thutmosis III. tat. Deshalb wurde von Velikovsky auch dieser als Ausplünderer Jerusalems und seines Tempels angesehen.

Es bleibt natürlich die Frage, gegen wen sich der Feldzug Scheschonks dann wirklich gerichtet hat? Rohl vermutet, dass Scheschonk derjenige war, der Israel vor einem Angriff des Aramäerkönig Hasael rettete, was [2. Könige 13:5] ohne Nennung des Namen des Retters angedeutet wird [V.d. Veen/ Zerbst 245 f.]. Für Velikovsky ist Scheschonk ein Pharao, dem Hosea, der letzte König des Nordreiches Israel, Tribut gezahlt hat. In der Bibel wird angeführt:

„Jedoch entdeckte der König von Assyrien schließlich im Fall Hosea eine Verschwörung, dass er nämlich Boten zu So, dem König von Ägypten

gesandt hatte, und dem König von Assyrien nicht den Tribut heraufbrachte wie in früheren Jahren" [2.Könige 17,4].

Danach zieht der Assyrerkönig gegen Samaria, die Hauptstadt des Nordreiches Israel, und nimmt die Stadt nach dreijähriger Belagerung ein. Es ist natürlich nicht auszuschließen, dass der Assyrer-König deshalb den Tribut nicht bekam, weil er an den **Pharao** gegangen ist, aber so eindeutig, wie es Velikovsky interpretiert, ist der Text nicht. Vor allem wäre ein baldiger und endgültiger Sieg der Assyrer kaum mit dem Siegesbericht Scheschonks in Einklang zu bringen. Der Feldzug Scheschonks wäre dann vor allem ein Entlastungsfeldzug gewesen, um Israel vor dem Assyrern zu **schützen**, aber dann hätte Scheschonk die Städte Israels kaum als erobert bezeichnet haben bzw. bezeichnen dürfen.

Die zeitliche Einordnung Scheschonks bleibt damit genau so rätselhaft wie die Frage, wer nun das Jerusalem Salomons bzw. Rehabeams wirklich geplündert hat, falls es dieses überhaupt gegeben hat. Wie schon erwähnt, ist Velikovsky der Auffassung, dass es **Thutmosis III.** war, und er kann starke Argumente für seine Umdatierung anführen: einmal die auf der Annalenwand dargestellte reiche Beute, und den Umstand, dass Thutmosis Städte als erobert anführt, die erst in der Zeit der hebräischen Richter und Könige gegründet worden sein sollen [Velikovsky 1981, 187].

Rohl, der **Ramses II.** annimmt, kann sich berufen auf ein auf der Rückwand des Pylons seines Totentempels, des sog. Ramesseums, befindliches Stadt-Relief mit Inschrift: „Die Stadt, die der König im 8. Jahr plündern ließ, Salem" [Rohl 17-22]. Salem ist ein alter Name für Jerusalem. Zusätzlich spricht für die Annahme Rohls, dass ansonsten keine Plünderung Jerusalems durch einen ägyptischen Pharao in der hebräischen Bibel überliefert ist. Und James, der **Ramses III.** bevorzugt, kann sich darauf berufen, dass dieser Feldzüge nach Palästina unternommen hat.

Ein Problem bleibt dabei jedoch, warum der plündernde Pharao mit dem Namen „Schischak" bezeichnet wird. Rohl hält dies für eine Kurzform für Ramses, die sich aus den beiden „s" in der hieroglyphischen Schreibweise „Ramassu" ableite.

In meinen Augen wäre aber noch eine weitere Möglichkeit zu erwägen: Der Kriegszug Scheschonks ist den Völkern Palästinas so stark in Erinnerung geblieben, dass man auch den Eroberer Jerusalems diesen Namen gab, obwohl er gar nichts damit zu tun hatte.

Eine ausführliche und sehr lesenswerte Darstellung des Scheschonk-Problems, der Datierungs-Probleme der Spätzeit Ägyptens und damit verbunden auch der biblischen Archäologie ist in dem schon mehrfach erwähnten Werk von van der Veen und Zerbst zu finden.

Noch einmal zu den Chronologien

Egal, welcher Auffassung man sich anschließt – es dürfte klar geworden sein, wie sehr die Interpretation der biblischen Archäologie von der angewandten Chronologie abhängt: Je nach Ansatz findet man für die David und Salomon zugeordneten Schichten einmal keine oder reiche archäologische Funde, werden die biblischen Berichte einmal widerlegt oder bestätigt.

Besonders schizopren wird dies sogar für die etablierte ägyptische Chronologie selber: Die Ansicht von Krauss, Finkelstein und Silberman beruht ja auf der angenommenen Richtigkeit der etablierten Chronologie, die die leeren früh-eisenzeitlichen Schichten der Zeit Davids und Salomons zuordnet. War aber das glanzvolle Reich Davids und Salomons *keine* Realität, hat Scheschonk seinen Feldzug *nicht* gegen Jerusalem bzw. Juda geführt, dann kann dessen Regierungszeit auch nicht aus der hebräischen Königszeit abgeleitet werden, muss allein aus diesem Grunde die etablierte ägyptische Chronologie angezweifelt werden.

Insbesondere Velikovsky bringt in seinen Büchern eine ganze Reihe von archäologischen Merkwürdigkeiten, die sich aus der Datierung von Schichten nach der etablierten ägyptischen Chronologie ergeben haben. So wurden in mehreren Städten des heutigen Syriens und des Libanons eine Reihe von Funden gemacht, die man eigentlich der frühen hebräischen Königszeit und damit dem Anfang des -1. Jtsd. hätte zuordnen müssen, aber aufgrund ägyptischer Artefakte in die zweite Hälfte des -2. Jtsd. verlegte. In Gordion fand man zwischen einer Schicht aus der Perserzeit, also etwa im -5. Jh., und der phrygischen Siedlungsperiode, die etwa um -700 zu Ende ging, eine meterdicke Siedlungsschicht mit Funden aus der hethitischen Großreichszeit, die über Ramses II. ebenfalls in die zweite Hälfte des -2. Jtsd. gelegt werden musste. In einem Palast Ramses' III. fand man Kacheln mit griechischen Buchstaben auf der Rückseite, die man schließlich als bloße Steinmetz-Zeichen deklarierte, weil es um -1200 noch keine griechische Schrift geben durfte.

Bei einem Friedhof aus der Zeit Ramses' III. datierte einer der Ausgräber die Särge aufgrund der Malereien in die griechische Zeit, konkret in das -4. Jh., der andere jedoch aufgrund von Beigaben mit Kartuschen Ramses' III. in das -12. Jh. Dass Ramses III. eventuell erst im -4. Jh. gelebt haben könnte, wie es Velikovsky postuliert, war den beiden Ausgräbern natürlich nicht bekannt.

Eine ausführlichere Zusammenstellung dieser und anderer Merkwürdigkeiten wurde von mir in der Ägyptologie-Zeitschrift *Kemet* unter dem Titel *Rätselhafte Beziehungen zwischen Ägypten und Israel* gebracht [2001]. Der letzte Satz des damaligen Artikels lautete:

„Insbesondere der Vergleich mit der Geschichte Israels zeigt, dass eine

neue Anpassung [der Geschichte Ägyptens] an die Geschichte des gesamten Umfeldes erforderlich ist, die natürlich nicht allein von der Ägyptologie zu leisten wäre.”

Dies hat sich jetzt wohl ein weiteres Mal eindeutig bestätigt.

Und wie korrekturbedürftig, auch ohne die strittigen Beziehungen zum Syrien-Palästina-Raum, die etablierte Datierung und Abfolge von Herrschern der Spätzeit ist, zeigen vor allem die Ausgrabungen in Tanis, das Sitz und Begräbnisstätte etlicher Herrscher dieser Periode war, konkret der 21. und 22. Dynastie. In den Jahren 1939/40 fand der französische Archäologe Montet dort mehrere unberaubte Gräber mit Grabbeigaben, die denen des Tutanchamun-Grabes nur wenig nachstanden, vor allem in den Gräbern von Psusennes I. und Scheschonk II. Andere Gräber waren ausgeraubt, z.B. das von Osorkon II. Die Gräber befanden sich im Bereich des großen Amun-Tempels. Besonders wichtig waren zwei aneinander gebaute Komplexe, von denen der eine das Grab des Psusennes, der andere das von Osorkon II. enthielt.

Einerseits begeisterten die gemachten Funde die Ausgräber, andererseits ergaben sich für sie jedoch bis heute nicht geklärten Rätsel in archäologisch-baugeschichtlicher Hinsicht: So spricht die architektonische Beschaffenheit der Gräber dafür, dass das Grab für Osorkon II. *vor* dem für Psusennes I. angelegt worden ist, was die etablierte historische Reihenfolge ihrer Besitzer umkehrt: Psusennes I.: angeblich 1039–991; Osorkon II.: angeblich 874–850 [Clayton 172, 174]. Auch die Tatsache, dass das Grab Osorkons ausgeraubt war, das von Psusennes jedoch nicht, spricht gegen die etablierte Datierung und Abfolge der Grabherren.

Noch seltsamer waren die Befunde bei einer um diesen Gräber-Komplex errichteten Umfassungsmauer, die laut Fundament und Ziegel-Beschriftung von Psusennes I. errichtet worden war. Dies nahm auch Montet zunächst an, genau wie für den Amun-Tempel selbst. Bald sah er sich jedoch zu einem Widerruf genötigt:

„Die zuvor gebrachte Auffassung kann nicht richtig sein. Jetzt wissen wir, dass der große Tempel in seiner endgültigen Form aus einer viel späteren Zeit datiert, denn unterhalb der nordöstlichen und der nordwestlichen Ecke haben wir Ablagerungen von Osorkon II. und in der südöstlichen Ecke eine Ablagerung von Nektanebos I. gefunden” [Montet lt. Velikovskij 1978, 171].

Letzterer wird normalerweise 380–362 datiert, von Velikovskij außerdem als Alter ego von Ramses III. gesehen [1978, 112 ff.]. Und wie auch schon Velikovskij anführte [ebd., 171].

„konnte ein Pharao aus dem elften Jahrhundert nicht auf Fundamenten gebaut haben, unter denen Ablagerungen eines Königs des neunten oder

achten Jahrhunderts lagen; er konnte auch nicht mit einem Bauwerk fortfahren, das von einem König des vierten Jahrhunderts begonnen worden war.”

Montet, der noch von der Richtigkeit der etablierten Chronologie überzeugt war, schrieb schließlich dazu:

„Die Tempel von Tanis wurden so häufig umgebaut und in moderner Zeit so schlecht behandelt, dass kein einziger Stein aus dem Alten, dem Mittleren und dem Neuen Reich mehr seinen ursprünglichen Platz einnimmt“.
[ebd., 171].

Sicher haben sehr oft Pharaonen für ihre eigenen Bauten auf Steine aus Bauten ihrer Vorgänger zurückgegriffen, aber irgendwo einen Bau abzureißen und dann woanders wieder aufzurichten, ohne zumindest ihre eigenen Kartuschen einschlagen zu lassen, das ist für das alte Ägypten mehr als unwahrscheinlich.

Die archäologischen Befunde von Tanis, die neben Velikovsky auch von Rohl [117 ff.] sowie van der Veen und Zerbst [141 ff.] ausführlich beschrieben werden, sprechen wohl sehr dafür, dass die etablierte Reihenfolge und Datierung der Pharaonen der Spätzeit, und insbesondere der Herrscher der 21. und 22. Dynastie, von denen die Bewertung der Biblischen Archäologie abhängt, nicht richtig sein können.

Leider sind die Ägyptologen, die ihre Kollegen aus anderen Disziplinen, z.B. die von ihrer Chronologie abhängigen Archäologen, auf deren Problematik aufmerksam machen, eine kleine Minderheit. Von der Mehrheit ihrer Kollegen werden sie meist abgelehnt, mitunter sogar mit Hohn und Spott überschüttet; erst recht geschieht dieses mit Außenseitern wie Velikovsky. Dieser hat bei seinen Neudatierungen sicher eine Menge Fehler gemacht, aber das dürfte bei Pionieren in einer derart schwierigen Materie wohl unvermeidlich sein. Eindeutig falsch ist seine Trennung Haremhab's von der 18. Dynastie, angreifbar ist auch seine Gleichsetzung der 19. mit der 26. Dynastie, am wenigstens zu widerlegen sind in meinen Augen seine Umdatierungen der 20. und insbesondere der 21. Dynastie, weil sich diese – wie oben ausgeführt – auf **archäologische Befunde** stützen.

Eine lediglich aufgrund archäologischer Befunde und kunstgeschichtlicher Parallelen erstellte Chronologie bringen Heinson und Illig in *Wann lebten die Pharaonen?* Meiner Ansicht nach sind hierbei allerdings zu wenig andere historische Befunde wie z.B. die Königslisten beachtet worden. Es ist ein weiteres Beispiel dafür, dass bisher leider noch keine in allen Details völlig befriedigende neue Chronologie erstellt werden konnte.

Verwendete Literatur

- Assmann, Jan (2002): „Tagsüber parliert er als Ägyptologe, nachts reißt er die Bibel auf“, FAZ, vom 2. 2. 2002
- Clayton, Peter A. (1995): Die Pharaonen, Econ, Düsseldorf
- Ernst, Otto (2000): „Rätselhafte Beziehungen zwischen Ägypten und Israel“, Kemet Jg. 9 (1), Januar 2000
- Finkelstein, Israel / Silberman, Neil A. (2002): Keine Posaunen vor Jericho, C.H. Beck, München
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1997): Wann lebten die Pharaonen? Mantis, Grärfelting
- Krauss, Rolf (2001): Das Moses-Rätsel. Auf den Spuren einer biblischen Erfindung, Ullstein, München
- Rohl, David (1996): Pharaonen und Propheten, Droemer Knaur, München
- Veen, Peter van der / Zerbst, Uwe (2002): Biblische Archäologie am Scheideweg? Für und Wider einer Neudatierung archäologischer Epochen im alttestamentlichen Palästina, Hänssler, Holzgerlingen
- Velikovsky, Immanuel (1981): Vom Exodus zu König Echnaton, Umschau, Frankfurt/Main
- (1979): Ramses II. und seine Zeit, Umschau, Frankfurt/M.
- (1978): Die Seevölker, Umschau, Frankfurt/M.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Bemerkungen und Fragen zu Troia (IIa)

Die „Hethiter“ und Troia I (Asiatica IV/2a = Hellenica IIIa)

Klaus Weissgerber

1. Vorbemerkungen

Die historische Stadt Troia lag im Nordwesten Kleinasiens und hatte schon deshalb stets enge Beziehungen zu anderen kleinasiatischen Stämmen, Städten und Staaten. Um die Chronologie Troias allseits zu rekonstruieren, ist es unerlässlich, vorab auch die wirkliche Chronologie Kleinasiens zu klären, insbesondere die des Staates von Chattuscha, der konventionell als „Hethiterreich“ bezeichnet wird.

Konventionelle Wissenschaftler haben zwar im vorigen Jahrhundert eine relativ geschlossene „Hethiter“-Chronologie geschaffen, die aber in Details immer noch umstritten ist, schon, weil jeder neue Fund bisherige Thesen in Frage stellt. Die genialen Erkenntnisse von Velikovsky, Heinsohn und Illig über die Chronologie Vorderasiens und Ägyptens in vorhellenistischer Zeit machen es erforderlich, auf Grund des archäologischen Befundes und der Schriftquellen die Geschichte Kleinasiens neu zu analysieren; die drei genannten wie auch andere Autoren haben schon viel dazu beigetragen. Trotzdem bestehen aber unter ‘Zeitkritikern’ zu einigen Problemen verschiedene Auffassungen. Dies kann auch nicht anders sein, da es sich um eine sehr komplizierte Materie handelt, deren kritische Analyse viel Fachwissen verlangt. Nur wissenschaftlicher Meinungsstreit (natürlich auf stratigraphischer Grundlage), nicht dogmatisches Beharren auf einmal gewonnenen Erkenntnissen, bringt uns dahin, die wirkliche Chronologie auch des Alten Orients zu rekonstruieren.

Schon wegen der gebotenen Seitenzahl (im Vordergrund steht hier immerhin die Troia-Problematik) muss ich mich in diesem Beitrag vorerst auf einige „Bemerkungen“ zur Kleinasien-Problematik beschränken. Selbstverständlich tragen meine (alten und neuen) Thesen Diskussionscharakter; für jede sachliche Kritik bin ich dankbar. Ich scheue mich auch nicht, Fragen zu stellen, zu denen ich noch keine mich voll befriedigende Antworten gefunden habe.

„Kleinasien“ und „Anatolien“ betrachte ich als identische Begriffe; mit ihnen bezeichne ich den asiatischen Teil der heutigen Türkei. Die „hethitische“ Keilschrift ist eine Silbenschrift; die Aussprache einiger Konsonanten ist umstritten. Wissenschaftlich verbindlich ist eine Umschrift mit lateinischen Buchstaben, aber vielen diakritischen Zeichen. Letztere lasse ich aus druck-

technischen Gründen weg, mit zwei Ausnahmen: Das „h“ gebe ich, entsprechend der Aussprache, mit „ch“, das „š“ mit „sch“ wider. Ich schreibe somit nicht „Hattuša“, sondern „Chattuscha“. Bei der ersten Erwähnung bestimmter Namen gebe ich die populärwissenschaftliche Schreibung in Klammern an. Ebenso lasse ich bei türkischen Namen die diakritischen Zeichen weg. Soweit erforderlich, verweise ich in Klammern auf die Aussprache. Wegen der Vielzahl und Kompliziertheit der zu erörternden Probleme habe ich mich zu einer Teilung dieses Beitrages entschlossen.

2. Die Entstehung der „Hethitologie“

Noch vor einigen Jahren bestritten die meisten Historiker und Ausgräber schon die Möglichkeit „hethitischer“ Einflüsse auf Troia. Diese ablehnende Einstellung änderte sich erst, als 1995 Donald Easton ein luwisches Amtssiegel in der Schicht VIIb von Troia fand. Seitdem geht sogar Manfred Korfmann, der jetzige Chef-Ausgräber, davon aus, „daß Troia zum hethitisch-luwischen Kulturkreis gehörte“ [Brandau 1999, 293] und sucht intensiv nach „asiatischen“ Spuren in Troia.

Das war nicht der erste Meinungsumschwung in der Geschichte der „Hethitologie“, einer recht jungen Wissenschaft, die erst 1884 entstand. Um sie zu verstehen, muss man ihre recht widersprüchliche Geschichte kennen. Einerseits wurde sie von großen Forschern (Ausgräbern und Entzifferer von Inschriften), andererseits aber von Ideologen geprägt; die Forscher waren zumeist selbst Anhänger der ideologischen Vorgaben oder passten ihre Erkenntnisse diesen an. Nur wenn es nicht anders ging, kam es zu Meinungsumschwüngen; dies war stets das Verdienst von jüngeren genialen Forschern, wie Hrozný und Forrer. Die größte Schwäche der derzeitigen „Hethitologie“ besteht, trotz jahrhundertelanger Fundlosigkeit in ihrer ungebrochenen Abhängigkeit von der konventionellen Chronologie.

Bis 1884 wurde in allen Darstellungen die vorpersische Geschichte Kleinasiens ausschließlich nach den Berichten Herodots, der immerhin Zeitzeuge war und selbst aus Kleinasien (Halikarnass) stammte, und den Berichten späterer antiker Schriftsteller beschrieben. Diese kannten keine „Hethiter“, dafür aber Phryger, Lydier, Karer, Lyker, Sideter und andere Völkerschaften, die nach und nach von den Lydiern in einem Reich zusammengeschlossen wurden. Dieses Reich wurde (konv.) -547/46 von den Persern unter dem Achämeniden Kyros dem Großen unterworfen; der letzte lydische Herrscher Kroisos blieb aber Unterkönig unter persischer Oberhoheit. (Auch andere Stämme und Städte behielten eine weitgehende Autonomie.)

Kaum bekannt sind die Beschreibungen Kleinasiens durch den griechischen Schriftsteller Strabo [hier XII, 532 ff.], der die Bewohner der zentralanato-

lischen Landschaft Kappadokien (in persischen Inschriften: „Katpatuka“) als „weiße Syrer“ („leuko-suroi“) bezeichnete, die er deutlich von den eigentlichen „Syrern“ unterschied, aber als eng verwandt mit den Griechen bezeichnete. Lübker [593] vertrat schon 1882, Jahrzehnte vor Hrozný, die Auffassung, dass die Bewohner Kappadokiens „wahrscheinlich arischen Ursprungs“ gewesen sind!

Bis 1884 verstand man unter den „Hethitern“ (hebräisch: „chittim“) lediglich einen relativ unbedeutenden Stamm, der in Palästina zur Zeit Abrahams, Josuas, Davids und noch später gesiedelt hat [z. B. Genesis 15:19-21; 23,25-9); Numeri 13:29; Josua 1:4;3:10; 2.Buch Samuel 23:39]. So hieß es in *Meyers Lexikon* von 1876 [8; 885]):

„**Hethiter** (Chetiter), kanaanistische Völkerschaft, welche die Israeliten in Palästina duldeten, wohnten in der Berglandschaft um Hebron, später weiter nördlich in der Gegend von Bethel und wurden von Salomo dienstpflichtig gemacht.“

Das war alles! Martin Luther übersetzte „chittim“ mit „Hethiter“. Dabei ließ er sich davon leiten, dass in der „Völkertafel“ [Genesis 10:15 ff.] ein „Heth“ (Chet) genannt wurde, als Enkel des Ham (neben „Sidon“, Sohn des Kanaan). Die „Hethiter“ galten somit als Hamiten; eine Auffassung, die bis Hrozný als Dogma galt!

Als Vorgänger der „Hethitologen“ gilt der französische Architekt und Altertumsforscher Charles Texier, der aber für die grundlegenden Fehler seiner Nachfolger nicht verantwortlich gemacht werden kann. Mit staatlicher Unterstützung suchte er nach der antiken Stadt Tavium, die nach dem Bericht des Strabo im Bogen des Halys (heute Kizilirmak) im nördlichen Kappadokien (griech. Kappadokia nach pers. Katutaka) gelegen haben soll. Am 28. Juli 1834 fand er bei dem kleinen Dorf Bogazköy (heute Bogazkele) Ruinen einer Stadt, die nach seiner Beschreibung „so groß wie Athen in seiner Blütezeit“ war. Er blieb zehn Tage dort, zeichnete viele der Ruinen und fertigte auch einen Stadtplan an; er war überzeugt, Tavium gefunden zu haben. 1836 besuchte der Engländer William J. Hamilton diese Stätte und fertigte weitere Zeichnungen an. Allerdings war er der Auffassung, dass nicht Tavium, sondern Pteria gefunden worden war. Diese Stadt hatte Herodot [1:76] im Zusammenhang mit ihrer Eroberung durch Kyros (gegen Kroisos) beschrieben:

„Nach Überschreitung des Halys gelangte Kroisos in den Teil Kappadokiens, der Pteria heißt. Pteria ist der stärkste Platz dieses Landstrichs und liegt gegen die Stadt Sinope hin, die zum großen Teil in den Pontos Euxeinos [= Schwarzes Meer; K.W.] hineingebaut ist. Dort lagerte er und verwüstete die Felder der Syrier. Er eroberte die Stadt Pteria und verkaufte die Bewohner in die Sklaverei, eroberte auch alle umliegenden Städte.“

In der Folgezeit besuchten mehrere europäische Reisende die Ruinenstätte, so 1858 der berühmte Afrika-Forscher Heinrich Barth. Er schloss aus den Relief-Abbildungen, dass es sich um die Reste einer lydischen oder medischen Stadt handelt. Er wies auch auf die Ähnlichkeit des zerstörten Palastes von Bogazköy mit dem Grundplan des Nordwest-Palastes des Sanherib (konv. um -700) in Ninive hin [Velikovskiy 1983, 161].

Spätere Ausgrabungen haben erwiesen, dass Texier und Hamilton die Ruinen von Chattuscha, das als Hauptstadt des „Hethiter-Reiches“ gilt, gefunden haben. In der jetzigen Literatur wird in der Regel die zeitbedingte „Beschränktheit“ von Texier und Hamilton belächelt. So schrieb Jürgen Seeher [Hethiter 21], seit 1994 Chef-Ausgräber in Bogazköy, in seinem üblichen selbstsicheren Stil, dass Texier und Hamilton sich „bei der Identifizierung des Ortes“ irrten. Waren diese aber wirklich im Unrecht? Weder Pteria noch Tavium wurden bis jetzt gefunden. Ich werde noch darlegen, dass Chattuscha auch von Phrygern, Medern, Lydern, Persern und Römern besiedelt wurde. Hierbei werde ich auf Grund des stratigraphischen Befundes erwägen, ob vor der angeblichen Zerstörung Chattuschas durch die dubiosen „Seevölker“ schon Phryger, Meder und Lydier in der Stadt siedelten und ob diese Zerstörung mit der Zerstörung der Stadt Pteria durch Kyros identifiziert werden kann.

Texier fand unweit von Bogazköy am Felsen von Yazilikaya („beschriebener Fels“) beeindruckende Relief-Darstellungen, aber auch geheimnisvolle piktographische Zeichen. Solche „Hieroglyphen“-Inschriften wurden auch in anderen Orten Kleinasiens gefunden. Texier zeichnete 1839 in West-Anatolien die berühmte Relief-Darstellung von Karabel (bei Izmir/Smyrna) mit solchen Zeichen ab. Diese Inschrift hatte schon Herodot [II:106] erwähnt; er deutete sie als „heilige Buchstaben der Ägypter“.

Die meisten „Hieroglyphen“-Inschriften wurden in Südost-Anatolien und in Nord-Syrien gefunden. Als Erstentdecker gilt der Schweizer Johann Ludwig Burckhardt, der später auch die Ruinen der Nabatäer-Hauptstadt Petra (heute Jordanien) und den Tempel Ramses' II. in Abu Simbel (südliches Ägypten) fand. Er entdeckte 1812 an der Mauer des Basars der syrischen Stadt Hama (biblisch Hamath) einen Stein mit diesen Zeichen.

Diese Hinweise blieben jedoch weitgehend unbekannt, bis 1872 der irische Missionar William Wright in Hama zufällig weitere Steine mit diesen Zeichen (die „Hamath-Steine“) fand; Gipsabgüsse derselben gelangten ins Britische Museum in London, wo sie der walisische, nicht englische Archäologe und weitgereiste Sprachforscher Archibald Henry Sayce studierte. Nachdem Sayce auch die Inschrift von Karabel (bei Izmir) persönlich zur Kenntnis nahm, entwickelte er die These, dass diese Hieroglyphen-Inschriften von den

biblischen Hethitern stammen, die somit große Teile Anatoliens besiedelt hatten. 1879 veröffentlichte er zunächst den Artikel *The Hittites in Asia Minor*; durch einen Vortrag (1880) vor der *Society of Biblical Archaeology* in London gewannen seine neuen Ideen nicht nur in der wissenschaftlichen Welt, sondern auch in der Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit. William Wright meldete sofort Urheberrechte an; er hatte ähnliche Thesen schon 1877 in einem kurzen Artikel in einer evangelischen Zeitschrift vertreten, der allerdings völlig unbeachtet geblieben war. Nach einigem Hin und Her kooperierten schließlich Wright und Sayce und veröffentlichten 1884 gemeinsam das Buch: *The Empire of the Hittites (with decipherment of hittite inscriptions)*. Ceram [30] schrieb:

„Es ist nicht zuviel gesagt: Mit diesem Buche, dessen Inhalt uns heute dürftig erscheint und das wir deshalb nicht weiter zu behandeln brauchen, beginnt die Geschichte der Hethitologie“.

Noch heute werden in allen Handbüchern Wright und Sayce (mir liegt sein späteres Buch *The Hittites* vor) als Begründer der „Hethitologie“ gepriesen. In der Regel bleibt unerwähnt, dass die meisten ihrer Argumente auf unrichtigen Grundlagen beruhen.

Obwohl sie sich dessen rühmten, haben sie keineswegs die „hethitische“ Hieroglyphenschrift entziffert. Sayce hatte zwar erkannt, dass die „hethitische“ Sprache nicht semitisch gewesen sein kann, trat aber auch entschieden gegen die Meinung auf, sie sei indogermanisch. Diese Behauptung sollte über viele Jahrzehnte den wissenschaftlichen Fortschritt hemmen. Erst 1950 wurde durch Helmuth Theodor Bossert, nach Auffinden einer Bilingue (zweisprachigen Inschrift) am Berg Karatepe zweifelsfrei bewiesen, dass es sich um luwische, also indogermanische Texte handelt. Das Verbreitungsgebiet der Zeichen war auch keineswegs mit dem Staat von Chattuscha (dem „Hethiterreich“) identisch.

Eines der Hauptargumente von Wright und Sayce war der Hinweis auf eine Bibelstelle [2. Könige 7:6], wonach der „hethitische“ Großkönig mit dem ägyptischen Großkönig gleichrangig gewesen sei (so noch zustimmend Ceram [32 f.]). Liest man jedoch unbefangen diese Bibelstelle, wird deutlich, dass es sich eindeutig um eine Fehlinterpretation handelt. Sayces (und alle seine Nachbeter) ignorierten den Zeitbezug der genannten Bibelstelle. Wie sich aus dem Gesamtzusammenhang ergibt, handelte es sich um eine Episode im gegenseitigen Kampf der („hebräischen“) Kleinfürstentümer Israel und Juda, die eindeutig in die Zeit nach dem Tod der legendären Herrscher David und Salomo und vor den Invasionen des „assyrischen“ Großkönigs Tiglatpileser fiel. (Nach konventioneller Chronologie ging das „Hethiterreich“ um -1200, also Jahrhunderte vor David, unter!) Ich zitiere die Passage nach der Luther-Übersetzung:

„Denn der Herr hatte die Syrer [im hebräischen Original: Aramäer; K.W.] lassen hören ein Geschrei von Rossen, Wagen und großer Heereskraft, dass sie untereinander sprachen: Siehe, der König Israels hat wider uns gedinget die Könige der Hethiter und die Könige der Ägypter, dass sie über uns kommen sollen.“

In diesem Text wurden die Könige der „Hethiter“ eindeutig im Plural erwähnt, was nur bedeuten kann, dass es damals viele „chattitische“ Herrscher (Kleinfürsten) in Syrien gegeben haben muss (s. Kap. 5).

Als Wright und Sayce schrieben, waren sowohl die akkadisch-babylonischen Keilschrifttexte (seit 1802) wie auch die ägyptischen Hieroglyphen-Texte (seit 1824) längst lesbar. In ägyptischen Texten wurde ein Land „Cheta“ (genauer: „cht“; im Ägyptischem wurden keine Vokale geschrieben), in babylonischen Texten ein Land „Chatti“ genannt. Wright und Sayce identifizierten diese Bezeichnungen mit dem „Hethiterreich“. Velikovsky hat in seinem Werk *Zeitalter im Chaos* überzeugend begründet, dass in den akkadisch-babylonischen Texten mit „Chatti“ ursprünglich kein bestimmtes Reich, sondern eine Landschaft bezeichnet wurde. So zitierte er eine Inschrift des „assyrischen“ Ninive-Herrschers Salmanassar:

„Das Land Chatti bis zu seiner fernsten Grenze brachte ich unter meine Macht. Von der Quelle des Tigris bis zur Quelle des Euphrat unterwarfen (es) meine Hände“ [Luckenbill I, Abschn. 641].

Anschließend bemerkte er:

„Chatti ist hier offenbar eine weitgefaßte geographische Bezeichnung und kein ethnographischer Name“ [Velikovsky 1972, 338].

Ähnlich hatten sich 1915 Knudtzon und Weber [EA II,1086] geäußert. Aus den Briefen Salmanassars geht eindeutig hervor, dass es viele Kleinherrscher im „Land Chatti“ gab: „Ich empfang Geschenke von allen den Königen von Chatti“ [Luckenbill I, Abschn. 563]. (Nach meiner Konzeption von 1997/98 – *Asiatica* I, III/2 – war der Ninive-Herrscher Salmanassar identisch mit dem mitannischen Ninive-Herrscher Tuschratta.)

Als 1877 in Amarna das Archiv des Echnaton entdeckt wurde (die planmäßigen Ausgrabungen erfolgten 1891/92 durch William Flinders Petrie) und dessen Texte nach und nach veröffentlicht wurden, erhielten die Auffassungen von Wright und Sayce eine unerwartete (m.E. allerdings nur scheinbare) Bestätigung. In dem Archiv wurde auch ein Brief [EA I, Nr. 41] des Chattuscha-Herrschers Schuppiluliuma (Schubbiluliuma) gefunden, in dem sich dieser ausdrücklich als König von „Chatti“ („a-ti“) bezeichnete. Gerichtet war der Brief an den ägyptischen König „Churi“, der allgemein mit Echnaton (Thronname Napchuria) gleichgesetzt wird; Schuppiluliuma erinnerte an die guten Beziehungen, die sein Vater zu Ägypten hatte. Offenbar hatten die Herrscher

von Chattuscha inzwischen den Titel „Großkönig von Chatti“ angenommen. Dafür spricht auch der Brief Tuschrattas im Amarna-Archiv [EA I. Nr. 17], in dem dieser sich rühmte, einen Sieg über den „König von Chatti“ errungen zu haben. Gleichzeitig wurde auch die inzwischen längst festgeschriebene Chronologie Ägyptens auf das Chattuscha-Reich übertragen:

„Erstens gab der Suppiluliumas-Brief (dadurch, daß er an den datenmäßig schon lange vorher festgelegten König Echnaton gerichtet war) das erste Datum eines Hethiterkönigs“ [Ceram 38].

Dies war keineswegs selbstverständlich:

„Auch die hethitische Chronologie schwebte lange Zeit in der Luft. Die Hethiter hatten nämlich keine eigene Chronologie. Sie haben weder von einem bestimmten Zeitpunkt an gerechnet, noch nach Regierungsjahren der Könige [...] Nimmt man die Hethiter für sich allein, so läßt sich schlichtweg nicht feststellen, wann irgendein König genau regiert und wann die Hethiter überhaupt existiert haben.“ [Lehmann 116]

In der Folgezeit setzten sich, trotz vereinzelter Bedenken, die Thesen der neuen „Hethitologie“ durch. Europäische Forscher (z. B. Georges Perrot) erinnerten sich der Ruinen von Bogazköy, die sie aufsuchten und im Detail beschrieben. Vor allem britische und deutsche Universitäten bemühten sich zu Beginn des 20. Jhs. um die Genehmigung, Ausgrabungen auf dem Büyükkale, der Akropolis dieser geheimnisvollen Stadt, durchzuführen. Zunächst erhielt 1905 der englische Archäologe John Garstang, der in enger Verbindung zu Sayce stand, diese Konzession. Das ließ die Deutschen nicht ruhen. Immerhin hatte Kaiser Wilhelm II. schon eine Orientreise unternommen; deutsche Unternehmer begannen mit der wirtschaftlichen Erschließung des Osmanischen Reiches (Bagdad-Bahn!). Durch persönliches Engagement erreichte Wilhelm II., dass der türkische Großsultan Abdülhamid II. (immerhin weltweit berüchtigt wegen der ersten großen Armenier-Gemetzel) den Briten die Konzession entzog und sie den Deutschen übertrug. Chef-Ausgräber wurde 1906 Hugo Winckler, ein Spezialist für akkadisch-babylonische Texte, allerdings kein Archäologe.

Garstang grub stattdessen Karkemisch (am oberen Euphrat) aus. 1910 veröffentlichte er das Buch *The Land of Hittites*, in dem er den damaligen Stand der „Hethitologie“, vor Hrozný und Forrer, zusammenfasste. Schon 1907 hatte er seinem deutschen ‚Kollegen‘ Winckler einen Höflichkeitsbesuch abgestattet. Auf seine Frage, wie viele Tafeln und Fragmente er schon ausgegraben habe, antwortete Winckler: „Wenn Sie so neugierig sind: Vielleicht fünf-, vielleicht zehntausend!“ [Zamarovský 46].

Winckler hatte nicht übertrieben: In der Folgezeit waren Generationen von Wissenschaftler mit der Auswertung der von Winckler (und seinen Nachfolgern) gefundenen Tafeln intensiv beschäftigt; ein Ende ihrer Tätigkeit ist

auch heute noch nicht abzusehen! Eine der ersten Tafeln, die er (am 20. August 1906) las, war ein Entwurf des berühmten Friedensvertrages zwischen Ramses II. und dem „Chatti“-König Chattuschili, dessen Text schon durch ägyptische Inschriften bekannt war. Aus den Texten ergab sich eindeutig, dass die ausgegrabene Stadt „Chattuscha“ hieß. Allerdings grub Winckler selbst nicht aus, sondern überließ diese Tätigkeit dem Istanbuler Museologen Osman Makridi, der noch heute in der Türkei höchste Anerkennung genießt [vgl. Özgüc in *Hethiter* 14.]:

„Seine [Wincklers; K.W.] ganze Leitung der Ausgrabungstätigkeit beschränkte sich darauf, daß er mit dem Stock auf die Stelle wies, wo gegraben werden sollte; danach tauchte er dort nicht wieder auf. Er hatte sich eine Laubhütte bauen lassen und begann, Tagebuch zu führen. [...] Und als man ihm dorthin die erste gefundene Tafel brachte, verließ er die Hütte nicht mehr. Ein einziger Blick genügte ihm zu sehen, daß die Inschrift auf dieser Tafel nicht nur in akkadischer Keilschrift, sondern auch in babylonischer Sprache geschrieben war! Sie war also nicht nur lesbar, sondern verständlich! Wenigstens für den Assyriologen Winckler!“ [Zamarovský 50].

Den eigentlichen wissenschaftlichen Skandal offenbarte erst Jahrzehnte später (1950) der berühmte deutsche Archäologe Ludwig Curtius, jahrelang Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, in seinen Lebenserinnerungen. Als ausgebildeter Archäologe, immerhin 31 Jahre alt, nahm er 1906 als „Assistent“ an den Ausgrabungen teil. Im Gegensatz zu Winckler interessierte er sich für die Herkunft der Tafeln, die der Oberaufseher Makridi täglich massenhaft brachte. Ceram [59] hat nacherzählt, wie Curtius beobachtete, wie aus einer Tempelkammer täglich Tontafeln geholt wurden, die dort noch im ursprünglichen Verbund standen, der aber nicht registriert wurde. Ceram [60] bemerkte hierzu:

„Solche Ausgrabungsmethode widersprach den elementarsten wissenschaftlichen Ansprüchen, den primitivsten Regeln archäologischer Forschung. [...] Hier wurden wichtige Fundstücke auf einen Haufen geworfen, der Zusammenhang der Einzelstücke mit ihrer Umgebung war nicht mehr festzustellen, die Schichttiefe der Funde wurde nicht notiert, vor den wirren Tontafel-Bergen vermochte niemand mehr zu sagen, ob sie aus der Burg oder aus dem Tempel gekommen waren, und mit höchster Wahrscheinlichkeit zusammengehörende Stücke waren von Arbeiterhand unbescholten auseinander gerissen worden.“

Ich bin überzeugt, dass diese „Ausgrabungsmethode“ mit dazu beigetragen hat, dass noch heute keine Klarheit über die Reihenfolge der Herrscher von Chattuscha (bzw. über die Identitäten von Herrschern) besteht. Es fällt überhaupt auf, dass viele „Hethitologen“, die als Vorbilder gelten, unwissen-

schaftlich arbeiteten, was natürlich verschwiegen wird. Als Standardwerk gilt der große „Hethiter-Katalog“ [Hethiter 2002]. In diesem kann man viel über die Verdienste von Winckler und Makridi lesen; ihre ‚Ausgrabungsmethode‘ wurde aber mit keinem Wort erwähnt!

Zum Bestand des Amarna-Archivs gehörten die beiden „Arzawa-Briefe“, die 1902 der norwegische Assyriologe Jörgen Alexander Knudtzon herausgab. In dem Brief, den Amenophis III. an Tarchundaraba, König von Arzawa [EA I, Nr. 32] richtete, wurde dieser „Bruder“ genannt. Die Arzawa-Briefe wurden zwar in Keilschrift niedergeschrieben, die Sprache war aber nicht Akkadisch-Babylonisch. Knudtzon vertrat die These, dass es sich um eine indogermanische Sprache handeln muss, was er auch zu begründen versuchte. Winckler widersprach heftig; unter dem Hohn der ‚Fachwelt‘ musste Knudtzon, allerdings indirekt und offensichtlich widerwillig (er war damals schon schwerkrank) widerrufen. Im zweiten Band seiner Publikation *Die El-Amarna-Tafeln*, der im Jahr 1915 erschien, sah sich Otto Weber, der Mitherausgeber der Tafeln, gezwungen, folgenden beschämenden (für wen?) Satz niederzuschreiben:

„Die Sprache, in der diese beiden Briefe geschrieben sind, ist in ihrem Charakter nach strittig. Knudtzon hat sie für indogermanisch erklären wollen, nicht ohne starken Widerspruch zu finden, und einer brieflichen Mitteilung kann ich entnehmen, daß er jetzt selber gegen seine frühere Meinung Bedenken hegt.“ [EA II, 1074]

Heute kann kein Zweifel mehr daran bestehen, dass die Texte in Luwisch, einer indogermanischen Sprache, abgefasst waren. (Arzawa war nach jüngsten Erkenntnissen mit Ephesos identisch [vgl. Sperlich 66].) Bezeichnend für die Einstellung der jetzigen „Hethitologen“ zur Vergangenheit ihrer Wissenschaft ist, dass Jürgen Seeher in seinem historiographischen Beitrag [Hethiter 2002, 20 ff.] es nicht für notwendig hielt, auf die Leistung Knudtzons und seine ‚Widerlegung‘ durch Leute, die er als „große Hethitologen“ bezeichnet, auch nur mit einem Wort hinzuweisen!

Knudtzon hatte 1915 zu früh widerrufen: Gerade dieses Jahr sollte das eigentlichen Schicksalsjahr der „Hethitologie“ werden. Winckler konnte nur die in Bogazköy gefundenen Keilschrift-Texte lesen, die in akkadischer Sprache abgefasst waren. Es war aber das Verdienst des tschechischen Assyriologen Bedřich Hrozný, die meisten der übrigen Keilschrift-Texte ohne Bilingue überzeugend zu entziffern. Am 24. November 1915 berichtete er in Berlin über seine Erkenntnisse, 1917 folgte sein umfangreiches Hauptwerk, das schon 1916 dem Verlag vorlag (das Vorwort schrieb der berühmte Historiker Eduard Meyer.) Hrozný bewies wissenschaftlich, dass die meisten der bis jetzt unlesbaren Keilschrift-Texte in einer indogermanischen Sprache abge-

fasst waren, die er als „Hethitisch“ bezeichnete, und versetzte damit den sprachlichen Dogmen der damaligen „Hethitologie“ den Todesstoß.

Dabei war Hrozný ein wissenschaftlicher Außenseiter, allerdings (schlecht bezahlter) außerordentlicher Professor für Semitistik an der Universität Wien, der mehrere orientalische Sprachen beherrschte und Studienreisen ins Osmanische Reich durchführen konnte. Dass er sich (im Gegensatz zu Knudtzon) mit seinen Erkenntnissen relativ schnell durchsetzen konnte, hatte viele Gründe: Ich würde sagen, er hatte einfach Glück!

Noch 1914 wurde ihm eine Dienstreise nach Istanbul bewilligt, wo er die nicht-akkadischen Keilschrifttexte von Bogazköy im Ottomanischen Museum kopierte. In den Jahren 1915/16 hatte er im deutschsprachigen Raum keine bedeutenden wissenschaftlichen Gegner: Winckler war 1913 gestorben; sein Nachfolger in Berlin, Ernst F. Weidner, musste als Artillerist an die Front und konnte bis 1917 nicht wissenschaftlich tätig werden. (In diesem Jahr veröffentlichte er *Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft*, in denen er, wenig überzeugend, den kaukasischen Charakter des „Hethitischen“ zu begründen versuchte.) Sayce und Garstang befanden sich in Großbritannien, also „im feindlichen Ausland“. Hrozný selbst wurde zwar auch eingezogen, verbrachte aber wegen seiner Sehschwäche den Krieg als Schreiber in einer Wiener Kaserne. Sein Vorgesetzter ließ ihm viel Zeit zu seinen Studien. Hrozný erwies sich als dankbar und widmete sein Hauptwerk namentlich diesem Oberleutnant Kammergruber.

Hrozný wurde nicht nur von Eduard Meyer, sondern verständlicherweise auch von Otto Weber aktiv unterstützt (Knudtzon war damals anscheinend schon verstorben; seinen Sterbetag konnte ich bis jetzt nicht ermitteln). Die meisten Wissenschaftler verhielten sich jedoch zunächst skeptisch [vgl. Klinger in *Hethiter* 27], auch Weidner meldete sich zu Wort. Indogermanisten wiesen auf Fehler der Entzifferung hin. In dieser ‚brenzigen‘ Situation meldete sich der aus der Schweiz stammende junge Assyriologe Emil Orcitirix Forrer zu Wort. Angeregt durch Meyer und Weber analysierte er ab 1917 die sich im Vorderasiatischen Museum in Berlin befindenden Tontafeln aus Bogazköy:

„Mit heute noch bewunderungswürdigem Fleiß arbeitete sich Forrer durch tausende von Tafeln und Fragmenten und legte dabei wohl sehr umfangreiche Verzettelungen an, auf die auch Ed. Meyer gern zurückgriff, sortierte dabei auch erstmals das Material“ [Forrer 2005, 4].

Er bewies (ab 1919) in mehreren Publikationen endgültig den indogermanischen Charakter der Sprache, die Hrozný entzifferte, zeigte aber auch auf, dass dieser sich insofern irrte, dass er diese Sprache als „hethitisch“ bezeichnete. (Er ging davon aus, dass die Sprache, die neben den akkadischen Texten am häufigsten im Archiv gebraucht wurde, auch die Amtssprache des „Hethiterreiches“ gewesen sein musste.) Tatsächlich wurde diese Sprache in den

Texten als „neschili“ (neschisch) bezeichnet (Forrer nannte sie „Kanesisch“). Diese Sprache wurde offensichtlich so nach der alten Königsstadt Nescha genannt, die mit Kanisch/Kanes, dem heutigen Kültepe, identisch war [vgl. Özgüz in: Hethiter 2002, 153].

In neschischen Texten waren Einsprengsel von Wörtern einer Sprache enthalten, die in diesen als „chattili“ (chattisch) bezeichnet wurde, dass diese im Großreich nicht mehr lesbar war, ergibt sich daraus, dass Chattili-Worte gleichzeitig stets ins Neschili übersetzt wurden. „Chattisch“ konnte somit nicht Amtssprache des Reiches der „Hethiter“ gewesen sein. Forrer betrachtete sie als Ursprache Anatoliens vor der Einwanderung der Indogermanen in Kleinasien; dementsprechend nannte er diese ausgestorbene Sprache „Proto-Chattisch“.

Schon 1919 wies Forrer auf die Existenz von acht Sprachen im Bogazköy-Archiv hin. Von diesen waren allerdings zwei, das *Proto-Chattische* und das *Sumerische*, nur durch Einsprengsel in Neschili-Texten vertreten. Sehr viele Texte waren in *Akkadisch* (babyloni) abgefasst, der seinerzeitigen Diplomatensprache Vorderasiens; dies waren die Texte, die Winckler mühelos lesen konnte. Forrer unterschied weiterhin vier indogermanische Sprachen: *Kanesisch* (*neschili*), *Luwisch* (*luwili*), *Balaiisch* (*palaumnili*) und *Urindisch* (= Indoarisch, die Sprache der Mitanni). Die achte Sprache war *Churritisch* (*chur-lili*; heute *Churritisch* genannt), die im östlichen Anatolien gesprochen wurde. Inzwischen steht fest, dass es sich um eine ostkaukasische Sprache handelte.

In weiteren Beiträgen [1921, 1923] wies er auch auf Texte in weiteren indogermanischen Sprachen (z. B. *Lykisch*), sowie auf urartäische Texte [Ceram 81] hin. *Urartäisch* ist eng mit dem dem Churritischen verwandt; es war eine Sprache, die nach konventioneller Chronologie im Bogazköy-Archiv gar nicht vorkommen dürfte [vgl. *Asiatica* III/2, Kap. 7]. Im Kap. 8 meines Beitrages, im Zusammenhang mit der Achhijava-Frage, werde ich noch einmal auf Forrer zu sprechen kommen [Zum jetzigen Stand der anatolischen Sprachforschung siehe Kammenhuber 1958; Goetze 1974, 45-63; Haarmann 2002, 35 f. und Artikel über Einzelsprachen; Oettinger und G. Wilhelm in *Hethiter*].

Hrozný wurde später Rektor der Karls-Universität in Prag; er durfte während der deutscher Besetzung noch 1943 publizieren (immerhin hatte er den ersten „arischen“ Staat“ im Alten Orient nachgewiesen!) und wurde auch in der kommunistischen Tschechoslowakei hoch geehrt. In seiner Heimat gilt er als unsterblich [Zamarovský 69]. Zamarovský schrieb über Hrozný nur in Superlativen; allerdings räumte er ein, dass er „irrtümlicherweise“ die „proto-indische“ Sprache (= Sprache der Industal-Kultur) als indogermanisch betrachtet habe [ebd., 207 f.]. Hrozný [1943, 186-230] hatte tatsächlich diesen Standpunkt vertreten; nach den Forschungen von Heinsohn und Schildmann [vgl. *Indica* I/1, 190 ff.] steht fest, dass Hrozný auch in diesem Punkt im Recht war!

3. Entstanden die indogermanischen Sprachen in Kleinasien?

Vorab: Ich schreibe nicht „indoeuropäisch“, sondern „indogermanisch“, weil es der von Franz Bopp geprägte Begriff für diese Sprachfamilie ist, der auch in fast allen deutschen Publikationen verwendet wird. Beide Begriffe sind identisch: Wer den Begriff „indoeuropäisch“ bevorzugt, kann ihn mühelos ‘übersetzen’.

Bereits 1786 erkannte der britische Jurist William Jones [vgl. *Indica* V/1, 184], der auch Orientalist und Sanskritologe war, die Verwandtschaft des Sanskrit mit den germanischen und romanischen Sprachen [Schmidt-Brandt 1998, 3]. 1816 begründete Franz Bopp wissenschaftlich die These, dass die meisten europäischen und die „indoarischen“ Sprachen Asiens eine Sprachfamilie bilden, die er „indogermanisch“ nannte. Wie üblich, hatten die wissenschaftlichen ‘Kapazitäten’ seiner Zeit nur Hohn und Spott für diese neue Konzeption übrig [Ceram 71]; trotzdem setzte sie sich relativ schnell durch. Seitdem bemühen sich Generationen von Wissenschaftlern, eine „indogermanische Ursprache“ zu rekonstruieren und ihr Verbreitungsgebiet herauszufinden.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass diese Indogermanisten voreingenommen waren; schon lange vor ihren Bemühungen galten in der Linguistik a priori die südrussischen Steppen als Urheimat [hierzu ausführlich Schrader/Krahe 16]. Natürlich ist nicht zu beanstanden, dass sie vor allem Begriffe (für Arten von Bäumen, Pflanzen und Tieren, Verwandtschaftsbezeichnungen usw.), die in mehreren indogermanischen Sprachen sich ähnelten, herausgriffen und so eine hypothetische „Ursprache“ rekonstruierten (Gamkrelidse und Iwanow, auf die ich noch ausführlich zu sprechen komme, verfahren viel später nicht anders. Auch sie gingen von der „Einheit von Kultur- und Sprachgemeinschaft“ in einer bestimmten historischen Phase aus.) Zu beanstanden ist jedoch, dass die führenden „Indogermanisten“ die Konzeption von der südrussischen „Urheimat“ zum unangreifbaren Dogma, zum Axiom erklärten!

Als Hrozný die Existenz einer indogermanischen Sprachen im altorientalischen Kleinasien nachwies, waren es gerade die „Indogermanisten“, die diese Entdeckung bezweifelten. Wie konnte auch jemand, der kein Indogermanist war, es wagen, eine solche These aufzustellen! Auch warfen sie ihm vor, dass er nicht klargestellt hätte, ob die „Hethiter“ vom Nordwesten oder von Nordosten nach Kleinasien eingewandert seien. Da in den „hethitischen“ Texten nirgends von einer Einwanderung die Rede war, konnte er dies auch nicht; er bezweifelte allerdings eine solche Einwanderung auch nicht [Ceram 82 ff.].

Der Indogermanist Otto Schrader, der auch den „Norden und Nordosten des Schwarzen Meeres“ als indogermanische Urheimat betrachtete, war noch insofern tolerant, dass er die Möglichkeit einer vorherigen anderen Urheimat nicht ausschloss:

„Ob es vor dieser ‚Urheimat‘ noch eine zweite gegeben hat, diese Frage soll hier nicht präjustiziert werden.“ [Schrader 1911, 160]

Bekanntlich hatten deutsche Linguisten die These entwickelt, dass die indogermanischen Sprachen im Nord-/Ostseeraum oder in Mitteldeutschland entstanden sind. Auch diese gingen von dem Axiom aus, dass die Indogermanen in Kleinasien einwanderten, allerdings aus ihrer Urheimat Deutschland. Diese These, die zur Zeit des Hitlerfaschismus als Grundlage der Lehre von der Höherwertigkeit der „arischen Rasse“ missbraucht wurde, haben konventionelle Indogermanisten nie ernst genommen; sie gilt seit vielen Jahrzehnten als widerlegt. (Ihre wissenschaftliche Widerlegung erfolgte m. E. allerdings erst 1984 durch Gamkrelidse und Iwanow, auf deren Werk ich noch ausführlicher eingehen werde.)

Es ist kaum bekannt, dass Forrer bereits 1921 [MDOG 61, 26 ff.] auf die Möglichkeit hinwies, dass die indogermanischen Sprachen gleichzeitig sowohl nördlich wie auch südlich des Schwarzen Meeres entstanden sind und dass die anatolischen Sprachen somit ‚Schwestern‘ der (südrussischen) indogermanischen Sprachen waren.

Auch nachdem es keinen Zweifel mehr gab, dass die „anatolischen“ Sprachen indogermanisch waren, blieben die Indogermanisten bei ihrem Axiom der südrussischen Urheimat: Die „Hethiter“ mussten nach Kleinasien eingewandert sein! So steht es auch in allen einschlägigen Beiträgen des *Hethiter-Kataloges* von 2002; nirgends fand ich auch nur die Spur eines Zweifels. Zamarovský [231] schrieb 1965 recht selbstsicher (m. E. überheblich):

„Am unhaltbarsten ist die Theorie, nach der die Hethiter die autochthone, ursprüngliche Bevölkerung der heutigen Türkei und Syriens sind.“

Leider verriet er nicht, wer diese „unhaltbarste“ Theorie vertreten hatte; in seiner Axiom-Gläubigkeit hielt er es nicht einmal für nötig, sachliche Argumente gegen diese Theorie vorzutragen.

Die „Hethitologen“ datierten durchweg die Einwanderung der Indogermanen nach Kleinasien auf etwa –2000/1900 [so noch *Der Große Ploetz*, 1998, 92]. Erst in den letzten Jahren gab es Bedenken, die Norbert Oettinger im *Hethiter-Katalog* [2002] zum Ausdruck brachte (wobei er allerdings von der konventionellen Chronologie ausging):

„Das Hethitische [= Neschische; K.W.] und das Luwische waren bereits um das Jahr 1800 v. Chr. getrennte Sprachen, wie man aus den zahlreichen Personennamen, die in altassyrischen Handelsurkunden überliefert sind, [...] klar erkennen kann. Aufgrund ihrer Verschiedenheit und durch den Vergleich mit der Entwicklungsgeschwindigkeit anderer Sprachen früher Zeit kann man sagen, daß zwischen dem Jahr 1800 und der uranatolischen Phase, als die anatolischen Sprachen noch nicht verschieden waren, mindestens 500 Jahre gelegen haben müssen. Also ist das Uranato-

lische spätestens 2300 v. Chr. gesprochen worden. Andererseits sind die anatolischen Sprachen untereinander, verglichen mit anderen indogermanischen Sprachen, relativ ähnlich. Dies spricht dafür, daß die Auseinanderentwicklung der anatolischen Sprachen erst in Kleinasien selbst begonnen hat. Also sind die indogermanischen Uranatolier mit großer Wahrscheinlichkeit bereits spätestens um das Jahr 2300 v. Chr. nach Anatolien eingewandert, eine Tatsache, die in die Diskussion der Archäologen bisher noch wenig Eingang gefunden hat.“ [Hethiter 52]

Nach seiner Auffassung [ebd., 53] entstanden die indogermanischen Sprachen um -3000 im nördlichen Schwarzmeergebiet. Diese Auffassung nähert sich sehr der von Forrer 1921 geäußerten Auffassung, ohne dass Oettinger dies zum Ausdruck brachte. (Auf Ungereimtheiten in der Konzeption von Oettinger, z. B. über die Ähnlichkeit der anatolischen Sprachen, werde ich noch zu sprechen kommen.)

Den wissenschaftlichen Durchbruch erzielten zwei sowjetische Linguisten, der Georgier Tamas Gamkrelidze und der Russe Wjatscheslaw Iwanow (englisch: Gamkrelidze und Ivanov), die nach einzelnen Artikeln und einem Vorbericht [1981] 1984 in Tbilissi/Georgien ihr geniales zweibändiges Werk *Die indoeuropäische Sprache und die Indoeuropäer* in russischer und englischer Sprache veröffentlichten. (1995 erschien in New York und Berlin eine Neuauflage der englischen Fassung, durch die das Werk auch im westlichen Ausland bekannter wurde.) Die beiden Autoren entwickelten eine neue linguistische Methode, die sie „Glottaltheorie“ nannten. Danach vollzogen sich die Entwicklungen der indogermanischen Sprachen nach anderen Regeln, als bisher angenommen wurde. Diese Methode fand großen Anklang; verständlicherweise ist es mir nicht möglich, hier konkret auf sie einzugehen (Interessenten verweise ich z. B. auf Schmidt-Brandt [151-156]). Mit Hilfe dieser Methode versuchten G. und I., die indogermanische „Ursprache“ erneut zu rekonstruieren; der zweite Band ihres Werkes ist das *Thematische Wörterbuch*, das sich wesentlich von den vorherigen Rekonstruktionen dieser Sprache unterscheidet. Die Hauptthese ihres Buches lautet:

„Die Hauptschlußfolgerung unserer Arbeit in Bezug auf die Indoeuropäer lautet, daß sie weder in Mitteleuropa noch im nördlichen Schwarzmeergebiet, sondern im nördlichen Vorderasiens, zwischen Transkaukasien und Mittelmesopotamien liegt.“ [zitiert nach Orlowa 90]

G. und I. versuchten, die auf Grund ihrer Glottaltheorie rekonstruierten indogermanischen Wörter mit einem bestimmten Territorium in Verbindung zu setzen. (Insofern verfahren sie nicht anders als vorhergehende Indogermanisten.) Im folgenden zitiere ich die Autoren bewusst nach ihrem *Vorbericht* von 1981, wegen der klar formulierten Zusammenfassungen, aber auch, um unbe-

darfte Internet-Autoren, die die Priorität von Renfrew betonen, auf die Urheberrechte von G. und I., die sich schon aus diesem *Vorbericht* ergeben, hinzuweisen. G. und I. kamen zu dem Ergebnis, dass das früheste ermittelbare „Indogermanisch“ sich in einer ausgesprochenen Gebirgslandschaft herausgebildet haben muss:

„Davon zeugt die Fülle von indoeuropäischen Wörtern mit der Bedeutung von hohen Bergen, Felsen und Anhöhen sowie das Vorhandensein von mythologisch bedeutsamen Benennungen für die Bergeiche sowie einige weitere nur im Hochgebirge vorkommenden Bäume und Pflanzen. [...] Ein solches Bild der urindoeuropäischen Landschaft schließt jene Flachlandgebiete Europas aus, in denen es keine bedeutenden Gebirgsmassive gibt, nämlich den Norden Mitteleuropas und das gesamte Osteuropa (einschließlich des nördlichen Schwarzmeergebiets)“ [G/I 1981, 143].

Zu den Baum- und Pflanzennamen:

„Die Ergebnisse der Analyse der gesamteuropäischen Baum- und Pflanzennamen (dazu gehören die Bergeiche, die Birke, die Buche, die Hagebuche, die Esche, die Espe, die Weide, die Eibe, die Föhre oder Fichte, die Walnuß, das Heidekraut, das Moos), die mit den Merkmalen der Berglandschaft der indoeuropäischen Urheimat übereinstimmen, lokalisieren sie in den südlicher liegenden Gebieten des Mittelmeerraumes im weiteren Sinn, einschließlich des Balkans und des nördlichen Teils des Nahen Ostens (Kleinasien, die Berggebiete Mesopotamiens und die angrenzenden Räume). Mit dieser Lokalisierung stimmt auch das sogenannte ‚Argument der Buche‘ überein, das einen großen Teil Osteuropas – nordöstlich vom Schwarzmeergebiet bis zur unteren Wolga (wo die Buche nicht vorkommt) – aus der Urheimat ausschließt, während es eine Lokalisierung zwischen dem Balkan und dem Nahen Osten durchaus wahrscheinlich erscheinen läßt. Laut paläobotanischen Angaben waren Eichenwälder für die nördlichen Gebiete Europas nicht charakteristisch, da sie sich hier erst im 4. – Jahrtausend v. u. Z. zu verbreiten beginnen“ [ebd., 143]

Das ließe sich mit entsprechenden Zitaten für Wild- und Haustiere, für Acker- und Weinbau fortsetzen [ebd., 143 ff.]. Damit wird deutlich, dass beide Autoren, wie auch frühere Indogermanisten [vgl. Schmidt-Brandt 15 ff.] von der „Einheit von Sprach- und Kulturgemeinschaft“ in einer bestimmten historischen Epoche ausgehen. Dementsprechend schrieben sie z. B. zum Entwicklungsstand der Technik in der von ihnen erschlossenen „Urheimat“ der Indogermanen:

„Von besonderem Wert für die Feststellung des ursprünglichen Lebensraumes der alten Indoeuropäer Urheimat ist die indoeuropäische Terminologie der Radfahrzeuge – die Bezeichnung verschiedener Fahrzeuge und ihrer Bauteile (Rad, Achse, Gespann, Joch, Deichsel), des Metalls (Bronze), das für den Bau von Radfahrzeugen aus Hartholz der Gebirgsbäume

erforderlich war, und der Zugtiere - des Hauspferdes, das bereits von den Trägern der Ursprache benutzt wurde. [...] Der erste Bau von Radfahrzeugen wird etwa mit dem 4. Jahrtausend v. u. Z. datiert. Als Herd ihrer Verbreitung gilt das Areal von Transkaukasien, bis Obermesopotamien zwischen den Seen Wan und Urmia. Aus dem Nahost-Areal der Epoche der frühen Bronze verbreiten sich die Radfahrzeuge im Wolga-Uralgebiet, im Nördlichen Schwarzmeerraum, auf dem Balkan, in Mitteleuropa“ [G/I 1981, 144].

Die Datierungen von G. und I. bedürfen natürlich einer sehr kritischen Kontrolle, für die an dieser Stelle der Platz fehlt. Aus dem gleichen Grund möchte ich auch davon absehen, weitere Zitate von G. und I. hier anzuführen. (Sie gehen bis zur hierarchischen Gliederung der Stämme und zur Entstehung des Privateigentums. Die Indogermanen kannten z. B. schon das Wort „Dieb“.)

Gamkrelidse ist Khartwelist und Altorientalist, beherrscht also das archaische Georgisch und semitische Sprachen. Gestützt auf diese Kenntnisse (ich weiß nicht, ob Iwanow auch über solche verfügt), schrieben sie:

„Das Areal der indoeuropäischen Ursprache ist in einem Gebiet zu lokalisieren, in dem Wechselwirkungen und Kontakte dieser Sprache mit dem Semitischen und dem Khartwelischen möglich waren. In diesen Ursprachen lassen sich ganze lexikalische Schichten nachweisen, die aus einer Sprache in eine andere entlehnt worden sind. Von besonderem Interesse ist die lexikalische Schicht des Indoeuropäischen, die man als Entlehnung aus dem Semitischen betrachten kann. Es sind dies vor allem Wörter für Haustiere, Kulturpflanzen, Geräte und Waffen (Schlachtbeil), Zahlwörter, d. h. Einheiten, die aufgrund ihrer semantischen Eigenarten besonders für die Entlehnung geeignet sind. [...] In der kartwelischen Ursprache läßt sich eine Gruppe von Wörtern nachweisen, die aus dem Gesamtindoeuropäischen entlehnt sind und die nicht nur Kulturtermini, sondern auch andere wesentliche Wörter umfaßt, was das Vorhandensein intensiver sprachlicher Kontakte vermuten läßt. Im Kartwelischen und im Indoeuropäischen zeigten sich dabei ein identisches Sonantensystem mit syllabischen und asyllabischen Varianten (je nach der Stellung im Wort) sowie gleiche Schemata für die Konstruktion von Wurzel- und Affix-Morphemen und von Regeln für deren Vereinigung zu multimorphen Folgen mit typengleichem Vokalwechsel. Eine solche bis zum Isomorphismus reichende Ähnlichkeit könnte das Ergebnis einer dauernden Wechselwirkung sein.“ [ebd., 145 f.].

Diese neue Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache gewann unter Linguisten vieler Länder hohe Anerkennung, was u. a. mehrere Beiträge in der internationalen Fachzeitschrift *Journal of Indo-European Studies* (JIES) deutlich zum Ausdruck bringen. Nur die „Hethitologen“, für die diese Proble-

matik doch von großer Bedeutung sein dürfte, ignorieren sie völlig, was deutlich im *Hethiter-Katalog* zum Ausdruck kommt. In diesem recht dogmatischen Sammelwerk lässt lediglich Oettinger [2002, 49-54] erkennen, dass er die Ergebnisse der Glottal-Theorie kennt. Ich habe ihn bereits zitiert; seine Begründung der frühen Entstehung der „anatolischen Sprachen“ entspricht inhaltlich der Begründung, die Gamkrelidze und Iwanow gegeben haben; in großen Teilen wirkt der Beitrag wie ein Plagiat aus dem *Vorbericht* [1981] dieser beiden Linguisten, ohne dass ihre Namen genannt wurden. Lediglich in der Anmerkung 1 [ebd., 53] heißt es lapidar: „Die Urheimat der Indogermanen lag sicher nicht in Kleinasien, wie teilweise angenommen wird.“ Das war alles! Dogmatiker halten eben eine sachliche Auseinandersetzung für unnötig, wenn sie sich ‘sicher’ glauben.

Heinsohn [1988, 140] hat sich Gedanken über die weite Verbreitung indogermanischer Sprachen im Alten Orient gemacht. Er meinte, die Lösung darin gefunden zu haben, dass er den „arischen Persern“, die ja immerhin ein ganz Vorderasien umfassendes Großreich mit administrativen Strukturen begründeten, dieses Verdienst zuschrieb; die Mitanni wären hierzu zu schwach gewesen. Dieses Problem kann m. E. viel einfacher und überzeugender gelöst werden, wenn man davon ausgeht, dass Kleinasien die Urheimat der Indogermanen war!

Nach der Konzeption von Gamkrelidze und Iwanow wanderten die frühen Indogermanen von Ostanatolien in alle Richtungen aus. Dass sie vor allem zunächst ins nordöstliche Schwarzmeergebiet und in die Balkan-Halbinsel einwanderten, war anscheinend dadurch begründet, dass der Weg nach Süden durch semito-hamitische Völker versperrt war [so Orlowa 95].

Anscheinend haben sie aber relativ früh auch den Versuch unternommen, Ägypten zu erobern. Die Feministin Doris Wolf hat 1994 [z. B. 92-101] in einem leider kaum bekannt gewordenen Buch, gestützt auf archäologische Funde und alte Inschriften, die These vertreten, „Arier“ („jrj“ bzw. „ara“) hätten noch vor den Pharaonen Ägypten erobert und den „Patriarchalismus“ begründet; auch die Sumerer (nach Heinsohn: Chaldäer) betrachtete sie als Indogermanen. Interessant ist, dass Wolf die Werke von Heinsohn und Illig kannte und, ohne sich festzulegen, deren Thesen zumindest anregend fand:

„Immerhin ist anzufügen, daß durch eine bereinigte, d. h. verkürzte Chronologie viele offene Fragen der Herkunft der ägyptischen Herrscher einwandfrei beantwortet werden könnten.“ [ebd., 219]

Gamkrelidze und Iwanow gingen davon aus, dass die Indogermanen in die Territorien anderer Völker einwanderten und diese mehr oder weniger unterwarfen. Anders lässt sich die Existenz der idg. „Substratsprachen“ (z. B. der germanischen), in denen viele Wörter und Besonderheiten der „verdrängten“

Sprachen erhalten blieben, nicht erklären. Aus ihrer Konzeption ergibt sich auch, dass die Indogermanen Westanatolien und später Griechenland eroberten. Die Ionier haben somit im -9. Jh. nicht die Westküste Kleinasiens „kolonisiert“; sie waren hier vielmehr schon Jahrhunderte früher! Dafür spricht z. B., dass Milet schon in den Texten des „hethitischen“ Großreiches (von Murschili) als „Millawanda“ erwähnt wurde; die Ausgrabungen erwiesen eindeutig die kontinuierliche Besiedlung dieser Stadt [Niemeyer in *Hethiter* 294-301; Sonnabend 2005; zur „griechischen Problematik“ vgl. Hinge und Schlerath].

Die ältere Linguistik unterschied zwischen zwei Hauptgruppen der indogermanischen Sprachen, den Kentum- und den Satem-Sprachen. Nach dieser Konzeption wurde der Anfangsbuchstabe des Zahlwortes „100“ in der erstgenannten Sprachgruppe „guttural“ (latein: Kentum; deutsch: hundert) ausgesprochen, während in der zweitgenannten das Wort mit einem Zischlaut begann (Sanskrit: satem; russisch: sto). Dies traf für sehr viele Wörter zu; ausgegangen wurde von einem ursprünglichen idg. Palatal-Laut.

Zu den Kentum-Sprachen wurden die westlichen (Griechisch, Italisch, Keltisch, Germanisch), zu den Satem-Sprachen die östlichen (Altindisch, Iranisch, Armenisch, Slawisch) Sprachgruppen gerechnet. Diese Zweiteilung wurde von vielen Linguisten voreilig aufgegeben (Schmidt-Brandt geht heute noch von ihr aus), nachdem sich herausgestellt hatte, dass das zentralasiatische Tocharisch zu den Kentum-Sprachen gehörte. G. und I. berücksichtigten deshalb diese Zweiteilung nicht und verzichteten damit m. E. auf ein wichtiges Argument. Es erwies sich nämlich, dass die Neschili-Sprache zu den Kentum-, Luwisch aber zu den Satem-Sprachen gehörte. Damit wurde nicht nur dem Argument von der Ähnlichkeit der altanatolischen Sprachen [Oettinger u. Wilhelm in *Hethiter* 2002] der Boden entzogen; es steht nach meiner Auffassung (die bis jetzt von niemanden vertreten wurde) fest, dass sich die Zweiteilung der indogermanischen Sprachen schon in der anatolischen Urheimat vollzogen haben muss!

Kleinasien war das Gebiet, in dem sich zuerst die durch die Entwicklung des Ackerbaus gekennzeichnete „neolithische Revolution“ vollzog. G. und I. [1981, 147] schrieben:

„Einige der nachgewiesenen alten archäologischen Kulturen Vorderasiens (vom Typ der Halal-Kultur oder der noch frühen Catal-Hüyük-Kultur sowie die sich direkt oder indirekt aus ihnen entwickelnden bzw. sie ablösenden Kulturen, wie u. a. die Ubeid-Kultur und die Kulturen des Kreises von Kura-Arax) besitzen verschiedene Merkmale, die sich mit der linguistisch rekonstruierbaren gesamtindoeuropäischen Kultur in Verbindung bringen lassen“.

Sie betonten aber gleichzeitig, dass sie die Indogermanen nicht als einzige Träger der „neolithischen Revolution“ betrachten; an ihrer Entwicklung

waren nach ihrer Auffassung [1981, 147] auch südkaukasische (khartwelische), ostanatolische (churritisch-urartäische) und semitische Stämme beteiligt.

Einige Jahre nach Veröffentlichung des Werkes von Gamkrelidse und Iwanow meldete sich 1987 der englische Archäologe Colin Renfrew mit seinem Buch *Archaeology and Language* zu Wort, in dem er versuchte, archäologisch zu beweisen, dass schon vor 8.000 Jahren in Kleinasien die indogermanischen Sprachen entstanden sind. Er konnte sich allerdings nicht vorstellen, was riesige Horden berittener Krieger hätte veranlassen sollen, zu Ende des Neolithikums nach Westen zu ziehen und den Vorbewohnern ihre Sprache aufzudrücken. Stattdessen hätte sich der Ackerbau und mit ihnen die neue Sprache auf friedlichem Weg nach Europa ausgebreitet:

„Eine Unterwerfung der ursprünglichen Jäger und Sammler war nicht notwendig – ihre viel geringere Zahl hatte einfach zur Folge, daß ihre Sprache mit ihnen oder ihrer Lebensweise allmählich ausstarb, oder sie gingen in der Bevölkerung der neuen Kultur auf.“ [Willig]

Diese These hat mich nicht überzeugen können, da sie weder die Entstehung der „Substrat-Sprachen“ noch den Verbleib von nicht-indogermanischen Sprachen (Baskisch, Finnisch) in Europa überzeugend erklärt. Renfrew betrachtete, wie G. und I., die Indogermanen nicht als einzige Träger der „neolithischen Revolution“. Als solche bezeichnete er auch die aus Jericho stammenden „afroasiatischen“ (= semito-hamitischen) und die aus dem Zagros-Gebiet stammenden „elamo-drawidischen“ Sprachen. „Wiege der indoeuropäischen Sprachen“ war nach seiner Auffassung Çatal Hüyük (sprich: Tschatal-Hüyük“) im „anatolischen Bereich“ [wikipedia].

Renfrew ging zwar davon aus, dass die „Indoeuropäisierung“ Europas in mehreren Wellen erfolgt ist, hat aber m. E. die komplizierte Problematik unzulässigerweise vereinfacht. So ist z. B. nicht auszuschließen, dass die Träger der ersten Besiedlungswelle keine Indogermanen waren. Ich denke hierbei z. B. an die Megalith-Kulturen!

Illigs Buch *Die veraltete Vorzeit* [1988] ist keineswegs veraltet. Seine in diesem Buch und in einem weiteren Beitrag [1997] geäußerten interessanten Gedanken und Fragen über die Ethnogenese der Sumerer, Chalder/Chaldäer, Kelten und Etrusker, ebenso wie die diesbezüglichen Gedanken von Otto Neeracher [1981], Heinsohn [1988] und Otto Ernst [1996a, b] können m. E. vervollkommen werden, wenn man auch die dargelegten linguistischen Aspekte einbezieht. Auch hierzu habe ich mir schon Gedanken gemacht.

Der Populationsgenetiker Cavalli-Sforza versuchte in seinem Buch *Gene, Völker und Sprachen* [1999] alle Thesen, nach denen Kleinasien die indogermanische Urheimat gewesen ist, auf biologischem Weg zu begründen. Bei aller Hochachtung vor der Genetik habe ich jedoch Bedenken; diese These

kann rassentheoretisch vereinnahmt werden. G. und I. betonten stets, dass die Träger der ursprünglichen indogermanischen Sprachen nicht mit einem Volk (oder Rasse) der „Arier“ identisch waren (was z. B. auch D. Wolf annahm.). Alle heutigen Völker mit indogermanischen Sprachen stellen „Rassenmischungen“ dar; so auch die jetzige Bevölkerung Anatoliens, in die bestimmt auch Gene der ursprüngliche Indogermanen eingegangen sind.

4. Chronologische Grundprobleme

Ceram [114] stellte eine für einen chronologiegläubigen Autor etwas ungewöhnliche Frage:

„Wie konnte es geschehen, daß niemand auf den Gedanken kam, die bis dahin erarbeitete vorderasiatische *Chronologie* einer Kritik zu unterziehen? Also wenigstens einmal zu vermuten (ohne es gleich beweisen zu müssen), daß zweihundert Jahre plötzlicher Geschichtslosigkeit schlechterdings undenkbar sind, sondern daß vielleicht lediglich alle bis dahin erarbeiteten *Daten* falsch waren?“

Bekanntlich wurden die Datierungen der beiden „hethitischen“ Großreiche (Altes und Neues Reich) durch Synchronismen mit a priori festgesetzten ägyptischen und vorderasiatischen Chronologien ‘gefunden’, wodurch sich allerdings eine „Lücke“ von etwa 200 Jahren zwischen Altem und Neuem Reich ergab. Ceram ging es keineswegs darum, zu kritischen Gedanken über die konventionelle Chronologie anzuregen, nein, es ging ihm nur um diese Lücke von 200 Jahren. Seine Frage war auch nur rhetorisch gemeint, da er glaubte, eine Lösung gefunden zu haben. Seines Erachtens ist diese Lücke durch die Inschriftenfunde von Mari, in denen auch Hammurapi erwähnt wurde, geschlossen worden [Ceram 127-131]. Allerdings war dies ein Trugschluss; auch unter Berücksichtigung der „kurzen Chronologie“ gehen die jetzt noch führenden „Hethitologen“ nach wie vor von einer archäologischen „Lücke“ zwischen Altem und Neuem Reich von etwa 150 Jahren („Mittleres Reich“) aus, die mühsam (und recht subjektiv) mit Herrschernamen gefüllt wurde ([*Hethiter* 2002, 310-315]; diese Problematik werde ich konkret in Kap. 6 erörtern). Interessant sind die letzten Sätze Cerams zu dieser Problematik:

„Nun, da die Lücke ausgemerzt ist, erweist sich auch die Geschichte des Hethiter-Reiches als kontinuierlich. Doch gibt es innerhalb der konstruierten Königslisten auch heute noch nicht mehr als zwei wirklich sichere Daten. Es sind die Jahre 1590 und 1335, die durch babylonische und ägyptische Synchronismen gesichert werden konnten – 1590 v. Chr. starb Mursilis I., nämlich kurze Zeit nach seiner Eroberung Babylons; und 1335 starb Suppiluliumas – wie wir aus ägyptischen Quellen wissen, vier Jahre nach Tutankhamun“ [Ceram 131].

Schon diese Formulierung zeigt, wie schwach die Chronologie der „Hethiter“ begründet ist. Die von Ceram angegebenen Daten gelten auch jetzt noch als unanfechtbares Dogma, als Axiom!

Zu Velikovsky, Heinsohn und Zeller

Schon 1945 zeigte Immanuel Velikovsky in seinen berühmten 284 Thesen die wissenschaftliche Unhaltbarkeit der konventionellen Chronologie Ägyptens und Vorderasiens auf. Zu den „Hethitern“ schrieb er u. a.:

„182 Es gab kein hethitisches Reich im vierzehnten-dreizehnten Jahrhundert. Die in Boghazkoi gefundenen Archive gehören in ihrem größeren Teil zum Neubabylonischen Reich des siebten-sechsten Jahrhunderts.

186 Die vermeintlich ‚hethitische‘ Kunst des vierzehnten-dreizehnten Jahrhunderts ist die chaldäische Kunst des siebten-sechsten Jahrhunderts, und ist gleichaltrig mit und nachfolgend zur späten phrygischen Kunst. Das Basrelief von Yasilikaya datiert aus der Zeit des neobabylonischen Reiches“ [zitiert nach Illig 1988, 64].

Dementsprechend widerlegte Velikovsky 1978 in seinem Buch *Ramses II. und seine Zeit* vor allem zwei angebliche ägyptisch-hellenistische Synchronismen, die ebenfalls als ‚wirklich sicher‘ galten:

1285: Schlacht von Kadesch zwischen Ägyptern (Ramses II.) und „Hethitern“ (Muwatalli II.)

1270: Friedensvertrag zwischen Ägyptern (Ramses II.) und „Hethitern“ (Chattuschili III.)

Ich möchte voraussetzen, dass die Leser dieser Zeitschrift dieses Buch Velikovskys kennen, das ich als sein bedeutendstes betrachte. In diesem identifizierte er in einer genialen Analyse die genannte Schlacht von Kadesch mit der Schlacht von Karkemisch, die -605 zwischen Ägyptern (unter Necho II.) und „Neubabyloniern/Chaldäern“ (unter Nebukadnezar II.) stattfand und dementsprechend auch die sich bekämpfenden Herrscher: Ramses II. ist mit Necho II., Muwatalli II. mit Nebukadnezar identisch. Daraus ergab sich für Ägypten die Gleichsetzung der 19. mit der 26. Dynastie und der Wegfall von fast 600 Phantomjahren zwischen der 26. Dynastie und der Eroberung Ägyptens durch den Perserherrscher Kambyses [vgl. Aeg. I, 257-261]. Dieser These habe ich [Aeg. I, III] ausdrücklich zugestimmt und stehe noch heute zu ihr. Aus ihr ergibt sich zwangsläufig, dass auch in Kleinasien zwischen Chattuschili (III.) und dem achämenidischen Eroberer Kyros nur eine Realzeit von knapp 50 Jahren bestanden haben kann.

Gunnar Heinsohn schloss sich in seinem kongenialen Sumerer-Buch [1988, 126 f.] dieser Erkenntnis Velikovskys noch voll an:

„Die Gleichsetzung Schulgi=Hattusilis=Nebukadnezar ist nicht allein archäologisch, politisch und territorial, sondern auch durch ungewöhnlich

auffällige Details der Lebensgeschichten zu erweisen. [...] Wie Nebukadnezar mit Hattusilis (»III.«) identisch ist, so ist sein Vater Nabopolassar mit dem Großreichshethiter Mursilis (»II.«) und letztere wiederum sind nur alter egos des »Ur-III-Sumerers« Ur-Nammu, dem Vaters Schulgis“ [Schulgi gilt konventionell als ein 2095–2048 regierender „neosumerischer“ Herrscher; K.W.]

Einige Jahre später kam Heinsohn zu der Erkenntnis, dass die späten Assyrerkönige mit den achämenidischen Perserherrschern identisch waren. Insofern wiederholte er in seinem Buch von 1996 nicht mehr die Gleichsetzung von Hattuschili und Nebukadnezar. Nach wie vor identifizierte er aber in Babylonien die vorpersische Schicht „2“ – „Chaldäa der Mederzeit“ – mit der der Ur-III-Sumerer [Heinsohn 1996, 27]. In seinen Stratigraphien Kappadokiens [1996a, 25; 1996b, 54 f.] erwähnte er kein „Großreich der Khat“; in seinem Armenien-Beitrag [1996b, 57] ging er auf die Funde ein, die von konventionellen Archäologen dem „Hethiterreich“ zugeordnet wurden. Er betonte, dass diese Funde nicht in die Zeit zwischen -1700 und -1200, sondern in die Zeit ab dem -8. Jh. zu datieren sind. Insofern entsprechen seine Thesen meiner Konzeption; die Problematik der „späten Khat“ werde ich im Kap. 7 erörtern.

Velikovskiy war Bibelfundamentalist; in seinem relativ frühem Werk *Zeitalter im Chaos* ließ er deshalb die biblischen Daten unangetastet. So wandte er sich zwar entschieden gegen die konventionelle Datierung Echnatons (1364–1347), ordnete ihn aber nach Analyse des Amarna-Briefwechsels dem -9. Jh. zu, weil der nach seiner Ansicht gleichzeitige König Achab von Israel nach konv. Zeitrechnung 874–852 regierte [1962, 354, 364], Ebenso betrachtete er Salmanassar III. (konv. 858–824) als Zeitgenossen Echnatons, wobei er außer Acht ließ, dass nicht dieser, sondern Salmanassar V. (konv. 726–722) in der Bibel erwähnt wurde (vgl. meine diesbezüglichen Analysen [*Asiatica* III/2]). Heinsohn [1988, 176] hatte sich, gestützt auf die stratigraphische Schichtenfolge, entschieden gegen diese noch zu frühe Datierung Echnatons gewandt und diesen ins späte -7. Jh. datiert. Zur Ehre Velikovskys möchte ich aber darauf hinweisen, dass er in seinen beiden Folgebüchern diese Frühdatierung Echnatons nicht wiederholt hat. In den *Seevölkern* deutete er [1983b, 217; vgl. *Aeg.* III;212] schon eine wesentliche Verkürzung der „Zwischenzeit“ an. Er wollte den Zeitraum zwischen Echnaton und Ramses II. in einem Buch *Assyrische Eroberung* analysieren [1983b, 216], unterließ dies aber, möglicherweise deshalb, weil er erkannte, dass der Zeitraum weitaus kürzer war, als er ursprünglich angenommen hatte [*Aeg.* III, 470 f.]. Ich habe die Problematik dieser Zwischenzeit eingehend analysiert [*Aeg.* I, 256-259 und III, 212-219] analysiert; in *Aegyptiaca* I [254] habe ich schon betont, das für diese „nur einige Jahrzehnte“ anzusetzen sind. Der von Heinsohn und Illig erfolgten späten Datierung des Echnaton habe ich von Anfang an zugestimmt [*Aeg.* I,256].

Manfred Zeller [2003, 25 7ff.] hat auf die Website von CIAS hingewiesen, in der frühe Auffassungen von Velikovsky verbreitet werden. Ich lehne genauso wie Zeller diesen Bibel-Dogmatismus ab und bitte, meine zustimmenden Auffassungen zu Velikovskys späteren Erkenntnissen nicht mit dieser Elle zu messen. In *Hellenica II* [143] hatte ich mich zwar gegen Zellers neue Achämeniden-These gewandt; es ist mir aber ein Bedürfnis, darauf hinzuweisen, dass ich diesen Beitrag von Zeller für einen seiner besten halte, in dem z. B. erwägenswerte, aber auch problematische Gedanken zum Beginn der Eisenzeit enthalten sind. Erfrischend ist, wie Zeller auch auf einige dogmatische Überspitzungen in manchen Beiträgen zeitkritischer Autoren eingegangen ist.

Zeller betrachte ich als einen bedeutenden zeitkritischen Autor unserer Zeitschrift, der auch viel über die konkrete Geschichte der Assyrer und „Hethiter“ geschrieben hat. Seine Beiträge gaben mir wertvolle Anregungen; seine antidogmatischen Grundthesen habe ich, wie schon deutlich zum Ausdruck gebracht [*Asiatica III/2*], stets geteilt. Ich habe in meinen Beiträgen aber auch abweichende Auffassungen, so zur Chronologie-Abfolge, geäußert; ich werde in den Kapiteln 6 und 7 meines Beitrages konkret zu seinen „Hethiter-Beiträgen“ Stellung nehmen. M. E. hat Zeller den Angaben chronologie-dogmatischer Archäologen über die Benennung stratigraphischer Schichten zu viel Glauben geschenkt. Darüber kann man diskutieren.

Meine Thesen von 1996/98

In meinen *Aegyptiaca*- und *Asiatica*-Beiträgen sowie in meinem (damals nicht veröffentlichten) Beitrag über die „Vorsargoniden“ hatte ich einige neue Thesen zur Diskussion gestellt. Deren Grundlage bildet die Erkenntnis, dass überall im Alten Orient, nach Auflösung der Urgesellschaft, sich zunächst kleine Stammes- und Stadtstaaten bildeten: Die (vorachämenidischen) Großreiche entstanden erst viel später. In Ägypten gab es kein Altes und Mittleres Reich; das erste (und einzige) vorpersische Großreich wurde durch die 18. und die ihr folgende 19. (=26.) Dynastie repräsentiert.

Genauso gab es in Mesopotamien zunächst nur kleine Stadtstaaten. In Babylonien gab es kein frühes Akkadisches Reich, in Assyrien kein Alt- und Mittelassyrisches Reich. Das „assyrische Großreich“ (nach meiner Benennung das „Reich von Ninive“) bestand nur in der Zeit zwischen Tiglatpileser (ohne Ordnungszahl) und Assur-muballit, also bis zur Eroberung Ninives durch Meder und Babylonier (= „Hethiter“). Ebenso wenig gab es in Urartu nacheinander ein Altes und Neues Reich; beide waren identisch.

Diese Großreiche entstanden etwa gleichzeitig. Ihre Anfänge dürften in der späten Bronzezeit gelegen haben; eine stabile materielle Basis erreichten sie jedoch erst mit der Beherrschung der Eisentechnik, worauf ich in Kap. 6 eingehen werde,

Die Herrscher der vorachämenidischen Großreiche können nach meiner Überzeugung nicht mit den Achämeniden identifiziert werden, weil sich aus den zeitgenössischen Inschriften eindeutig ergibt, dass sie gegeneinander Kriege führten und gegenseitige Verträge abschlossen. Ich halte es zwar für möglich, dass die Achämeniden in verschiedenen Satrapien verschiedene Namen führten, aber für ausgeschlossen, dass sie unter verschiedenen Namen gegeneinander Kriege führten. (Ich habe in *Asiatica* I versucht, meine „Sargoniden-Theorie“ umfassend zu begründen.)

1998 brachte ich schon den Entwurf eines Beitrages über die „Hethiter“ zu Papier, der sowohl von den Erkenntnissen Gamkrelidzes wie auch von meinen eben skizzierten Erkenntnissen ausging. Ich entwickelte damals, in bewussten Widerspruch zu den Dogmen der gegenwärtigen „Hethitologie“ folgende Hauptthesen:

- Die „hethitischen“ Kleinstaaten in Syrien und Südwest-Anatolien entstanden nicht nach Untergang des „hethitischen“ Großreiches, sondern vor demselben; sie blieben auch gleichzeitig mit diesem bestehen (Kap. 5 dieses Beitrages: „Die frühen Hethiter“).
- Die beiden „hethitischen“ Großreiche (Altes und Neues Reich) folgten nicht zeitlich aufeinander, sondern waren identisch (Kap. 6 dieses Beitrages: „Zum ‚Alten Reich‘“).
- Chattuscha wurde nicht von den ominösen „Seevölkern“, sondern von den Achämeniden unter Kyros dem Großen erobert und zerstört (Kap. 7 dieses Beitrages: „Die späten ‚Hethiter‘ und Völker des Herodot“).
- Die anatolische Westküste wurde sowohl vor wie auch während des „hethitischen“ Großreiches von Griechen bewohnt. Die „Hethiter“ nahmen am Troianischen Krieg teil (Kap. 8 dieses Beitrages: „Westanatolien und Troia“).

Um meine Thesen richtig zu verstehen, ist die Kenntnis meines Beitrages über die „Vorsargoniden“ unerlässlich. Ich danke Heribert Illig dafür, diesen Beitrag, wenn auch in sehr gekürzter Fassung, diesem Beitrag nachzustellen. (Die Kürzungen beziehen sich auf Wiederholungen, auf Exkurse, die nicht unmittelbar mit der Problematik verbunden sind und auf zu ausführliche Argumentationen gegen chronologie-dogmatische und chronologie-kritische Autoren.) Selbstverständlich habe ich, da es sich um eine Dokumentation handelt, keine inhaltlichen Änderungen vorgenommen. Dies ist schon deshalb nicht möglich, weil sowohl die beiden Herausgeber dieser Zeitschrift wie auch alle Autoren, die sich damals mit dieser Thematik beschäftigten, Kopien des Beitrages erhielten und wohl auch noch besitzen. Von Peter Winzeler und Manfred Zeller erhielt ich sehr ausführliche und anregende Stellungnahmen, wofür ich heute noch dankbar bin.

In *Asiatica* I habe ich auch die These aufgestellt, dass der Mitanni-Herrscher Tusratta identisch ist mit dem Ninive-Herrscher Salmanassar. Beide müssen nach meiner, auch archäologisch begründeten Konzeption zur gleichen Zeit gelebt haben. Aus dem Brief des Tusratta im Amarna-Archiv geht eindeutig hervor, dass Tusratta zur Zeit Echnatons Herrscher von Ninive war, während Briefe Salmanassars im Archiv nicht enthalten sind. Ich teile die These Heinsohns, dass die indogermanischen „Mitanni“ mit den (ebenfalls indogermanischen) Medern identisch waren, was ich schon in einem Leserbrief [1997c, 224 f.] klar zum Ausdruck brachte. Ich unterscheide jedoch frühe und späte bzw. westliche und östliche „Mitanni“. Tusratta beherrschte Ninive vor den späteren Medern, die (nach konv. Chronologie) -612 Ninive eroberten. Tusratta war nach meiner Konzeption deshalb mit Astyages/Kyaxares nicht identisch [so Heinsohn 1996a, 122 f.], sondern ging ihm zeitlich voraus. (Ich werde in einem Folgebeitrag „Assyrer, Mitanni und Meder“ noch konkreter diese Problematik analysieren.)

Literatur

- Aeg. = Aegyptiaca I, III: siehe Weissgerber
 Akurgal, Ekrem (1955): Phrygische Kunst. Ankara
 - (1961a): Die Kunst der Hethiter. München
 - (1961b): Die Kunst Anatoliens von Homer bis Alexander. Berlin (West)
 - (1978): Ancient Civilizations and Ruins of Turkey. Istanbul
 Asiatica I, II, III/1,2 siehe Weissgerber
 Baedeker (62002): Allianz Reiseführer Türkei. Ostfildern
 Birken, Andreas (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des Alten Orients. (Digitalbuch). Gräfelfing
 Beckman, Gary (1996): Hittite Diplomatic Texts. Atlanta (USA)
 Bittel, Kurt (21950): Grundlagen der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens. Tübingen
 - (1976): Die Hethiter. Die Kunst Anatoliens vom Ende des 3. bis zum Anfang des 1. Jahrtausends vor Christus. München
 - (21986): Hattuscha. Hauptstadt der Hethiter. Köln
 Brandau, Birgit (1999): Troia. Eine Stadt und ihr Mythos. Die neuesten Entdeckungen. Bergisch Gladbach
 Brandau, Birgit / Schickert, Hartmut (2001): Hethiter. Die unbekannt Weltmacht. München · Zürich
 Bryce, Trevor (1998): The Kingdom of the Hittites. Oxford
 Can, Turhan (2002): Türkei – Tor zum Orient. Istanbul
 Cavalli-Sforza, Luigi Luca (1999): Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation. Darmstadt
 Ceram, C. W. (1955): Enge Schlucht und Schwarzer Berg. Entdeckung des Hethiter-Reiches. Hamburg
 Cornelius, Friedrich (1973): Geschichte der Hethiter. Mit besonderer Berücksichtigung der geographischen Verhältnisse und der Rechtsgeschichte. Darmstadt

- Curtius, Ludwig (1950): Deutsche und antike Welt. Lebenserinnerungen. Stuttgart
- Djakonow (= Diakonoff), Igor (1967): „Die hethitische Gesellschaft“; in: Mitteilungen des Instituts für Orientforschung (Berlin/DDR), XIII (3) 313 ff.
- (1984): The Pre-History of the Armenian People. Delman · New York
- (1985); „On the Original Homeland of the Speakers of the Indo-European“, in: JIES, XIII, 92 ff.
- Dobhofer, Ernst (1964): Zeichen und Wunder. Die Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen. München
- EA I = Knudtzon, Jörgen Alexander (1910): Die El-Amarna-Tafeln. I: Texte. Leipzig
- EA II = Knudtzon, J. A. / Weber, Otto (1916): Die El-Amarna-Tafeln. II. Anmerkungen und Register. Leipzig
- Eder, Walter / Renger, Johannes (Hg., 2004): Herrscherchronologien der alten Welt. Namen, Daten, Dynastien. Darmstadt (Der neue Pauly, Supplement 1)
- Edmonds, Anna G. (1999): Die historischen Stätten der Türkei. Istanbul
- Ernst, Otto (1996a): „Zur Herkunft der Chaldäer“, in: ZS 8 (1) 69-86
- (1996b): „Korrekturen und Ergänzungen zur Heimat Abrahams und zur Herkunft der Chaldäer“, in: ZS 8 (4) 429-423
- Forrer, Emil Orcitirix (1919): Die acht Sprachen der Boghazköi-Inschriften. Berlin
- (1924a): „Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi“, in: MDOG. Jg. 63, 1-24
- (1924b): „Die Griechen in den Boghazköi-Inschriften“, in: Orientalistische Literaturzeitschrift (Berlin), Jg. 27, 113-125
- (1929): Für die Griechen in den Boghazköy-Inschriften. Weimar (Kleinasiatische Forschungen. Band 1, Heft 2)
- (1932): „Ahijawâ“, in: Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie. Berlin. I, 53 ff.
- Forrer 2005 = Emil Orcitirix Gustav Forrer (1894–1986)
www.hethitologie.de/Hethitologen-HTML/Forrer.html
- Friedrich, Johannes (1927): Werden in den hethitischen Keilschriften die Griechen erwähnt? Weimar. (Kleinasiatische Forschungen, Band I, Heft 2)
- (1926/30): Staatsverträge des Hethiter-Reiches. Leipzig
- FWG = Fischer Weltgeschichte. Frankfurt/M. Bd 2 (1965), Bd 3 (1966), Bd 4 (1967)
- Gamer-Walther, Ingrid (Hg.; 1992): Troia. Brücke zwischen Orient und Okzident. Tübingen
- Gamkrelidse, Tamas / Iwanow, Wjatscheslaw (1973): „Sprachtypologie und die indoeuropäischen Verschlüsse“, in: Phonetica (Basel), 150-156
- (1981): „Das Alte Vorderasien und die Wanderungen der Indoeuropäer“, in: Gesellschaftswissenschaften (Moskau), Heft 1/1981, 141-151
- (1984): Indo-European and the Indo-Europeans. A Reconstruction and Historical Analysis of a Proto-Language and a Proto-Culture. I-II. Tbilissi / Georgien. (Neuauflage Berlin · New York 1995)
- (1985a): „The Ancient Near East and the Indo-European Question. Temporal and Territorial Characteristics of Proto-Indo-European Based on Linguistic and Historico-Cultural Data“, in: JIES XIII, 3-48
- (1985b): „The Migration of Tribes Speaking Indo-European Dialects from their Original Homeland in the Near East to their Historical Habitations in Eurasia“, in: JIES

- (1985c): „The Problem of the Original Homeland of the Speakers of Indo-European Languages in Response to I. M. Diakonoff's Article“, in: JIES XIII, 175-184
- (1990): „The Early History of Indo-European Languages“, in: Scientific American. 263, March 1990, 110-116. Internet-Fassung:
www.armenianhighland.com/homrland/chronicle120.html
- (2000): „Die Frühgeschichte der indoeuropäischen Sprachen“, in: Spektrum der Wissenschaft (Heidelberg), Heft 1/2000 („Die Evolution der Sprachen“), 50-57
- Garstang, John (1910): The Land of the Hittites. London
- Gimbutas, Marija (1985); „Primary and Secondary Homelands of the Indo-Europeans. Contents on the Gamkrelidze-Ivanov Articles“, in: JIES XIII, 185-202
- Goetze, Albrecht (1974): Kulturgeschichte Kleinasiens. Stuttgart (Nachdruck ²1957)
- Gordion = Gordion: Individual Seasons Reports. O.O, o.J. (Zusammenfassung der Ausgrabungsberichte von 1900 bis 1999)
- Gurney, Oliver R. (1969): Die Hethiter. Dresden (Orig.: The Hittites. Harmondsworth/GB 1952)
- Haarmann, Harald (2002): Lexikon der untergegangenen Sprachen. München
- Haas, Otto (1966): Die phrygischen Sprachdenkmäler. Sofia/Bulgarien (Linguistique Balkanique 10)
- Hauschild, Richard (1962): Über die frühesten Arier im Alten Orient. Berlin/DDR
- Heinsohn, Gunnar (1988): Die Sumerer gab es nicht. Frankfurt/Main
- (1996a): Assyrerkönige gleich Perserherrscher! Gräfelting
- (1996b): „Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens“, in: ZS 8 (1) 38-68
- (1997): „Mitanni und sargonidische Spätassyrer“, in: ZS 9 (4) 599 (Kritische Notiz zu Asiatica I; meine Antwort: Asiatica III/1)
- (2001); „Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte“, in: ZS 13 (1) 14-19
- Helck, Wolfgang (²1995): Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens zur Ägäis bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. Darmstadt
- Hellenica I, II siehe Weissgerber
- Herodot (1955): Historien (Hg.: H. W. Haussig). Stuttgart
- Hethiter (2002) = Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter. (Begleitband zur Hethiter-Ausstellung Bonn 2002). Stuttgart
- Hethitologie 2005 = www.hethitologie.de
- Hinge, George (o. J.): Völkerwanderungen in Herodots Geschichtswerk: Griechen und Skythen. <http://herodot.georgehinge.com/integr.html>
- Hittite Home Page = www.asor.org/HITTITE/HittiteHP.html (mit vielen inhaltsreichen Texten und Links)
- Hittite Kings (List of) : www.asor.org/HITTITE/kings.html
- Hrozný, Bedřich (1917): Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm. Leipzig
- (²1943): Die älteste Geschichte Vorderasiens und Indiens. Prag
- Hunger, Herrmann / Pruzinsky, Renate (Hg., 2004): Mesopotamian Dark Age Revisited; Wien
- Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit. Frankfurt/Main

- (1997): „Etrusker – Ägäis – Chalder – Sumerer. Querbezüge im -13./12./7./6. Jahrhundert“, in: ZS 9 (4) 602-620
- Indica I siehe Weissgerber
- JIES = Journal of Indo-European Studies (Belfast u. a.)
- Kammenhuber, Annelies (1958): „Zu den epichorischen Sprachen Kleinasiens“, in: Urania (Berlin/DDR) 4 (9) 131-141
- (1968): Die Arier im Vorderen Orient. Heidelberg
- Klengel, Evelyn und Horst (1970): Die Hethiter und ihre Nachbarn. Leipzig
- Klengel, Horst (1967): Geschichte und Kultur Altsyriens. Leipzig
- (1999): Geschichte des hethitischen Reiches. (Handbuch der Orientalistik I/34). Leiden/NL
- Knudtzon, Jörgen Alexander (1902): Die zwei Arzawa-Briefe. Die ältesten Urkunden in indogermanischer Sprache. Leipzig (siehe auch: EA I und II)
- Latacz, Joachim (²2004): Troia und Homer. München · Zürich
- Lehmann, Johannes (1992): Die Hethiter. Volk der tausend Götter. Bindlach (¹1975)
- Luckenbill, Daniel David (1926): Ancient Records of Assyria. I. Chicago
- Lübker, Friedrich (⁶1882): Reallexikon des classischen Alterthums. Leipzig
- Mallory, J. P. (1973): „A Short History of the Indo-European Problem“, in: JIES. 1 (1) 21-65
- MDOG = Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (Berlin)
- Naumann, Rudolf (1971): Architektur Kleinasiens von ihren Anfängen bis zum Ende der hethitischen Zeit. Tübingen
- Neeracher, Otto (1981): Die Etrusker waren Süd-Kelten. Basel
- Neumann, Günter (1988): Phrygisch und Griechisch. (Sitzungsberichte der Öst. Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse). Wien
- Orlowa, Swetlana (1980): „Das Geheimnis des indoeuropäischen Urheimat“, in: Sputnik (Moskau), Heft 12/1980, 90-96
- Otten, Heinrich (1951): Die hethitischen „Königslisten“ und die altorientalische Chronologie; in: MDOG Jg. 83, 47-71
- Renfrew, Colin (1987): Archaeology and Language. The Puzzle of Indo-European Origins. Cambridge/GB
- (2000): „Die Indo-Europäer – aus archäologischer Sicht.“, in: Spektrum der Wissenschaft (Heidelberg), Heft 1/2000 („Die Evolution der Sprachen“, 40-48)
- Riemschneider, Margarete (1963): Von Olympia bis Ninive im Zeitalter Homers. Leipzig
- (1990): Die Hethiter und ihr Reich. Essen (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1954)
- Sayce, Archibald Henry (⁵1910): The Hittites. The Story of a Forgotten Empire. London
- Schlerath, Bernfried (1997): „Die Griechen kamen aus Kleinasien. Neue Erkenntnisse über die Proto-Sprache und die Proto-Kultur der Indogermanen“, in: FAZ 4. 6. 1997
- Schmidt-Brandt, Robert (1998): Einführung in die Indogermanistik. Tübingen · Basel
- Schrader, Otto (1911): Die Indogermanen. Leipzig
- Schrader/Krahe (1935) = Schrader, Otto: Die Indogermanen. Neubearbeitet von Hans Krahe. Leipzig
- Schürr, Diether (2003): „Neues aus Ahhijawa“, in: FAZ 30. August 2003
- Siebler, Michael (2000): „Als Alaksandu in Ilios herrschte. Die Ausgrabungen in

- Troia und die Homer-Forschung haben unser Geschichtsbild verändert“, in: FAZ 16. Februar 2000
- Sommer, Ferdinand (1932): Die Ahhijava-Urkunden. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.Phil.-hist. Klasse. Neue Folge 6
- (1934): Ahhijava-Frage und Sprachwissenschaft. Ebenda. Neue Folge 9
 - (1937): „Ahhijava und kein Ende?“, in: Indogermanische Forschungen (Berlin u.a.) 169-297
- Sonnabend, Holger (2005): „Die Perle Ioniens. Milet und die Griechenstädte in Kleinasien“, in: DAMALS (Leinfelden-Echterdingen). 37 (3) 64-70
- Sperlich, Waltraud (2001): Troja war nicht allein; Stuttgart
- Troia 2001 = Troia – Traum und Wirklichkeit. Begleitband zur Troia-Ausstellung. Stuttgart
- Velikovskiy, Immanuel (1962): Zeitalter im Chaos. Vom Exodus zu König Echnaton. Zürich (Orig.: Ages in Chaos. New York 1953)
- (1983a): Ramses II. und seine Zeit. Frankfurt · Berlin · Wien (Orig.: Ramses II and His Time. New York 1978)
 - (1983b): Die Seevölker. Frankfurt · Berlin · Wien (Orig.: Peoples of the Sea. New York 1977)
- Weidner, Ernst F. (1917): Studien zur hethitischen Sprachwissenschaft. Leipzig
- Weissgerber, Klaus (1996): „Aegyptiaca I“, in: ZS 8 (3) 249-268
- (1997a) „Zur Königstafel von Karnak (Aegyptiaca II)“, in: ZS 9 (1) 50-79
 - (1997b): „Fremde Herrscher über Ägypten I“ (Aegyptiaca III), in: ZS 9 (2) 205-223
 - (1997c): „Mitanni keine Meder“ (Leserbrief); in: ZS 9 (2) 224
 - (1997d): „Fremde Herrscher über Ägypten. Die Sargoniden“ (Aegyptiaca IV = Asiatica I) in: ZS 9 (3) 466-501
 - (1997e): „Fremde Herrscher über Ägypten III. Die Achämeniden“ (Aegyptiaca V = Asiatica II), in: ZS 9 (4) 569-598
 - (1998a): „Die Vorsargoniden I“ (= Asiatica III/1), in: ZS 10 (2) 198-202
 - (1998b): „Die Vorsargoniden II“ (= Asiatica III/2). (Dieses seinerzeit nicht veröffentlichte Manuskript wird in gekürzter Fassung in diesem ZS-Heft abgedruckt.)
 - (2004a): „Zur indischen Chronologie I/1“ (= Indica I/1), in: ZS 16 (1) 183-214
 - (2004b): Bemerkungen und Fragen zu Troia. Erster Teil: Die Griechen und Troia (Asiatica IV/1 = Hellenica I); in: ZS 16 (3) 523-547
 - (2005): Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland I. Bemerkungen und Fragen (Hellenica II); in: ZS 17 (1) 142-171
- Wikipedia = (<http://de.wikipedia.org/wiki/Anatolien-These>).
- Willig = (www.willighp.de//vo/thema/sprache_anfang-print.htm)
- Wolf, Doris (1994): Was war vor den Pharaonen? Zürich
- Zamarovský, Vojtech (1965): Auf den Spuren der Hethiter. Leipzig
- Zeller, Manfred (1989): „Zur frühen Perserzeit in Mesopotamien und Hatti“, in: ZS 1 (5) 32-35
- (1998): „Assyrica V“, in ZS 10 (2) 203-225
 - (1999): „Neues von den Hethitern“, in: ZS 11 (2) 190-199
 - (2003): „Alles immer jünger (Teil 2)“, in: ZS 15 (2) 262-281

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6

Die Vorsargoniden II (Asiatica III/2)

Klaus Weissgerber

{Hier wird der stark gekürzte Originaltext meines Manuskriptes von 1998 wiedergegeben. Um verständlich zu bleiben, war es erforderlich, bei größeren Kürzungen überleitende Sätze zu formulieren, wobei auch Umstellungen des Textes und Straffungen der Beweisführung nicht zu vermeiden waren. Obwohl ich in Einzelfragen inzwischen neue (keine anderen) Erkenntnisse gewonnen habe, erfolgten in keinem Fall inhaltliche Änderungen.}

1. Stratigraphische Vorbemerkungen

{Dieses Kapitel wurde bereits in den Zeiteinsparungen [10 (2) 198-202] veröffentlicht. Dieses zitiere ich in Zukunft als Asiatica III/1}

2. Ägyptische und biblische Quellenhinweise

Mit Hilfe der stratigraphischen Methode wurden die Grundlinien der richtigen Chronologie Mesopotamiens rekonstruiert; die 'Feinjustierung' macht jedoch die allseitige Analyse der zeitgenössischen Quellen erforderlich. Aber auch diese Quellen werden, bedingt durch verschiedene Konzeptionen, bekanntlich verschieden interpretiert. Insofern können nichtmesopotamische Quellen zur Erhellung des wirklichen Geschehensablaufes sehr hilfreich sein. In *Aegyptiaca* IV bin ich schon auf das ägyptische Amarna-Archiv eingegangen und habe zu begründen versucht, dass Assuruballit nur ein Stadtkönig von „Assur“ gewesen sein konnte, während der Mitanni-Herrscher Tuschratta zu dieser Zeit Großkönig in Ninive gewesen ist.

In einem Brief [EA I Nr. 29] an Naphuris (=Echnaton) betonte Tuschratta, dass auch seine unmittelbaren Vorfahren Großkönige waren, die Beziehungen zu Ägypten auf gleichberechtigter Grundlage unterhielten, nämlich

sein Großvater Artatama mit dem Vater des Nimmurta (= Thutmose IV.),

sein Vater Schuttarna mit Nimmurta (= Amenophis III.).

In einem anderen Brief [EA I Nr. 23] erwähnte Tuschratta, dass schon sein Vater Schuttarna das Bild der Ishtar von „Ninua“ (= Ninive) nach Ägypten gesandt habe. Schuttarna war also Großkönig in Ninive. Diese Feststellung ist bedeutsam für die folgenden Interpretationsversuche. {...}

Ich bin wahrlich kein Bibelfundamentalist, betrachte aber manche Texte, z.B. die des „Chronisten“ [vgl. Illig 1993,52 ff.; Asiatica II, 582 f.] als wichtige Geschichtsquellen. Die späten Passagen des *Zweiten Buches der Könige*,

abgefasst wohl im Babylonischen Exil, können m. E. auch dazu beitragen, Licht in die späte Geschichte des vorpersischen Mesopotamien zu bringen.

Vorab möchte ich betonen, dass die Autoren dieses biblischen Buches nichts von einem Vorstoß „assyrischer“ oder anderer mesopotamischer Herrscher vor Tiglatpileser nach Syrien und Palästina wussten. In dem Buch wurden nur drei vorderasiatische Herrscher genannt, die mit ihren Heeren in Palästina einfielen:

- Tiglatpileser (identisch mit Pul), der Teile des Nordstaates Israel [15:29] und Damaskus [16: 5-10] eroberte,

- Salmaneser, der Israel zunächst tributpflichtig machte [17:1-3;18:1] und schließlich die Hauptstadt Samaria eroberte [17:4-6;18:9-12]. Letzteres ist übrigens nach dem biblischen Text unklar (siehe Kap. 4 dieses Beitrages).

- Sanherib, der die befestigten Städte des Südstaates Juda besetzte, den König Hiskia in Jerusalem belagerte und letztlich nur durch die Pest zur Rückkehr gezwungen wurde [18:13 ff.].

Weiter wurde Esarhaddon (Asarhaddon) genannt, der nach Ermordung Sanheribs die Nachfolge seines Vaters antrat [19:26 f.; 20:6]. Nicht erwähnt wurde im Buch (und in keinem anderen biblischen Buch) Assurbanipal, der nach herrschender Chronologie mehr als 40 Jahre regiert haben soll. (Ich gebe diesem „Sardanapal“ des Herodot nur einige Regierungsjahre.) Das *Buch Tobit* gab die gleiche Abfolge der in Ninive residierenden Großkönige:

- Salmanassar [1:2 ff.],

- dessen Sohn Sanherib [1:15], wobei auch dessen Ermordung erwähnt wurde [1:21],

- dessen Sohn Asarhaddon [1:21 ff.; 2:1 ff.].

Auch in diesem Text wurde Assurbanipal nicht erwähnt, der Name Sargons fehlt in allen genannten biblischen Büchern. Flavius Iosephus erwähnte in seinen (natürlich späteren) *Jüdischen Altertümern* nur drei aufeinander folgende Könige, nicht aber Sargon und Assurbanipal:

- Theglaphalassos, identisch mit Phulus [IX:11.1],

- Salmanasar [IX:13,114.1 f.],

- Assacharoddos [IX:1.5].

Nach jüdischem Geschichtsverständnis hat das „assyrische Großreich“ somit nur über vier Generationen bestanden, was m.E. dem archäologischen Befund, auf den ich noch zu sprechen komme, voll entspricht.

Auch das „mitannische Großreich“ bestand nur über vier Generationen: Artatana - Schuttarna (II.) - Tuschratta - Mattiwaza [vgl. *Asiatica* I, 495 f.]; die frühmitannischen Herrscher waren noch keine Großkönige.

Nicht folgen kann ich der konkreten biblischen Chronologie (Regierungsjahre der Könige von Israel und Juda). Ich gehe davon aus, dass diese aus

späteren Zeiten stammt. Würde man diese beim Wort nehmen, müssten die Regierungszeiten Salmanassars und Sanheribs/Tuschrattas viel zu kurz angesetzt werden. Ich halte es hier mit Heinsohn [1991, 38], der einmal bemerkte, dass er die biblischen Berichte, soweit es um Tatsachen geht, „vorerst ernst“ nimmt, nicht aber deren Datierungen!

{...: Hinweis auf ein entsprechendes Zitat des damaligen Bundespräsidenten Roland Herzog in dessen Buch Staaten der Frühzeit.}

Die inhaltliche Glaubwürdigkeit der späten Passagen des *Zweiten Buches der Könige* wird vor allem durch mesopotamische Inschriften, in denen diese bestätigt und ergänzt werden, sehr erhärtet. Immerhin haben Generationen von Bibelforschern diese Texte durchforstet und sind durchaus fündig geworden. Auf die Texte Tiglatpileasers und Salmanassars werde ich (zur Erhärtung einer weiteren These) in diesem Beitrag noch eingehen und mich hier auf Sanherib (assyrisch: Sin-ahhe-eriba) beschränken. Dieser Herrscher hat in seiner berühmten Prisma-Inschrift auf dem Taylor-Zylinder [Text bei Struwe Nr. 45; Herrmann 318 ff.; Jepsen 272 ff.] seine Version des Palästina-Feldzuges gegeben, die dem biblischen Bericht bis ins Detail entspricht, ihn aber auch ergänzt, so dass sich eine überzeugende Gesamtschau ergibt. Nach der Inschrift des Sanherib war dessen Hauptgegner in Palästina „Ha-za-ki-a-u“ (offensichtlich Hiskia), der als König von „Ur-sa-li-im-mu“ (Jerusalem) bezeichnet wurde. Nach der Inschrift wurde Hiskia in Jerusalem eingeschlossen; zu Hilfe kamen ihm die „Könige von Musri“ (= Ägypten; man beachte den Plural!) und der „König von Maluhha“ (= Äthiopien“; nach biblischem Bericht Taharqa), die 'natürlich' geschlagen wurden. Trotzdem ging Sanherib nach seinem 'Sieg' nicht weiter gegen Hiskia vor und zog sich „mit viel Beute“ nach Ninive zurück. Nach den Berichten der Bibel und des Herodot wurde sein Heer aber durch die Pest vernichtet. {...}

Alle biblischen Berichte lassen keinen Zweifel daran, dass die Neubabylonier/Chaldäer („Nebukadnezar“) zeitlich den Sargoniden folgten [2. Buch Kön., Kap. 24; 2. Buch Chron., Kap. 36]. Zu dieser Erkenntnis scheint inzwischen auch Zeller [1996, 112] gekommen zu sein. Er verwies auf eine Inschrift des Neubabyloniers Nabunaid, in der dieser als seine Vorfahren Kurigalzu, Asarhaddon, Assurbanipal und Nebukadnezar nannte.

Weiterhin bringen die biblischen Berichte deutlich zum Ausdruck, dass die Chaldäer den persischen Achämeniden vorausgingen [2. Buch Chron. 36:22 ff.]. Als die im Buch Esra namentlich genannten Achämeniden Kyros und Dareios den im Exil lebenden Juden die Rückkehr nach Palästina gestatteten, beriefen sich die Einheimischen darauf, dass sie „seit den Tagen Asarhaddons“, des „Königs von Assur“, im Lande siedeln würden [Buch Esra 4:2]. Für die Bibel war die zeitliche Reihenfolge Sargoniden-Chaldäer-Achämeniden eine Selbstverständlichkeit!

{... Hinweis auf die im Amarna-Archiv enthaltenen Briefe des Abdi-Cheba, König von Jerusalem, der offensichtlich mit Achas, dem Vater des Hiskia, identisch war.}

3. Die Salmanassar-Problematik

Ich gehe davon aus, dass Sanherib/Tuschratta eine Persönlichkeit war, die zeitlich in die Amarna-Periode (Endphase der 18. Dynastie) in die Zeit des äthiopisch-ägyptischen Königs Taharqa (= die kurze Zwischenperiode zwischen 18. und 19. Dynastie) einzuordnen ist.

Nach den biblischen Berichten war Salmanassar (hebr. Salmeneser, assyr. Schulman-asxharid) eindeutig der Vorgänger des Sanherib. Wer aber war dieser Salmanassar? Die moderne „Assyriologie“ kennt fünf „assyrische“ Herrscher mit diesem Namen, die ihre Existenz vor allem der „Großen Assyrischen Königsliste“ verdanken (Die Nummer vor dem Namen bezeichnet den Platz des jeweiligen Herrschers in dieser Liste [nach Pettinato 293 ff.]):

	konventionell
(77) Salmanassar I. (Sohn des Adad-narari I.)	1272–1243
(93) Salmanassar II. (Sohn des Assurnasirpal I.)	1030–1019
(102) Salmanassar III. (Sohn des Assurnasirpal II.)	858– 824
(105) Salmanassar IV. (Sohn des Assad-narari III.)	781– 772
(109) Salmanassar V. (Sohn des Tiglatpileser III.)	727– 722

In den Keilschrifttexten, die ein Salmanassar verfasst hat, wurden natürlich keine Ordnungszahlen angegeben. Die Zuordnung dieser Texte erfolgte offensichtlich nach den in den Texten angegebenen jeweiligen Vater und Großvater und im Zweifelsfall recht subjektiv nach der konventionell vorausgesetzten geschichtlichen Situation.

Salmanassar I. und III. hatten bei diesem Zuordnungsverfahren viel Glück und gelten deshalb nach herrschender Lehrmeinung als „gut belegt“. Salmanassar II. und IV. wurden überhaupt keine oder nur dubiose Texte zugeordnet; sie gelten somit als nicht oder kaum inschriftlich belegt. Auf die Idee, dass in der Königsliste Verdopplungen erfolgt sein können, ist meines Wissens kein Assyriologe gekommen. (Erst Heinsohn und Zeller haben auf diese Möglichkeit hingewiesen.)

Diese Zuordnungspraxis traf besonders den biblischen Salmanassar, da keine Keilschrifttexte eines Salmanassar, Sohn oder Nachfolger eines Tiglatpileser, gefunden wurden. Trotzdem gilt seine Existenz als „Salmanassar V.“ als gut belegt, allerdings nur durch biblische Berichte!

Andererseits gibt es mehrere Textdokumente eines Salmanassar, Sohn des Assurnasirpal, die inhaltlich gut zu den Angaben der Bibel über den Eroberer Salmanassar passen, der aber wegen seines Vaternamens nach der herrschenden Lehre als Salmanassar III. bezeichnet wird.

In einer Inschrift auf dem „Großen Monolithen“, gefunden in Kurch (am oberen Tigris) rühmte sich dieser Salmanassar mehrerer siegreicher Feldzüge in Syrien und Palästina. Gegen ihn kämpfte nach dieser Inschrift eine Koalition von zwölf Kleinkönigen, geführt von Adad-i-id-ri (Hadadeser?), König von Imerischia (= Damaskus). Einer der bedeutendsten Fürsten dieser Koalition war A-ha-ab-bu-Sir-i-la-ai, der allgemein mit König Ahab von Israel identifiziert wird. Salmanassar gab eine Vielzahl von Orten an, die er erobert hatte („Städte ohne Zahl zerstörte, verwüstete, verbrannte ich“). Er rühmte sich auch, das Mittelmeer erreicht zu haben, wo er am Vorgebirge Ba-li-ra-si sein Bildnis einmeißeln ließ. Dieses Bildnis ist am Felsen Nahr el-Kelb, wenn auch stark verwittert, noch heute zu sehen [Text der „Monolith-Inschrift“ z.B. Struwe Nr. 44; Jepsen 152 ff.].

Dieser Salmanassar hinterließ auch in Kalchu den „Schwarzen Obelisk“ mit Relief-Darstellungen von Fürsten, die dem Großkönig Tribute überreichten. Einer dieser Fürsten war Ja-u-a mar Hu-um-ri (zweite Bildreihe der Stele); er dürfte mit Jehu aus dem Haus Omri, einem König von Israel identisch gewesen sein [Text: Jepsen 136].

Ich habe keinen Zweifel, dass diese Inschriften vom biblischen Salmanassar stammen. Nur wegen der verschiedenen Vaternamen und der Daten der dubiosen Königsliste vertritt die noch heute herrschende Lehrmeinung die Auffassung, dass 150 Jahre vor „Salmanassar V.“ ein „Salmanassar III.“ in Syrien und Palästina eingefallen und teilweise tributpflichtig gemacht hätte! Dabei bleibt völlig unberücksichtigt, dass die Bibel vor Salmanassar, dem Sohn Tiglatpileasers, keinen Salmanassar kannte, der Israel tributpflichtig gemacht hätte. Heinsohn [1996a, 70] bezeichnete diese Vorgehensweise zu Recht als „schlichte Quellenfälschung“ der modernen Historiker!

Ich habe vorgeschlagen, Sanherib (ass. Sin-achche-eriba) mit Tukulti-Ninurta I. zu identifizieren, nicht nur wegen der frappierenden Ähnlichkeiten beider Biographien, sondern vor allem, weil die Bauten des Tukulti-Ninurta in Assur gegenüber anderen „mittelassyrischen“ Bauten viel jünger wirken und auffallend denen des Sanherib ähneln [vgl. *Asiatica* I. 492 f.]. Soweit es um die weiter von mir vorgeschlagene Identifizierung des Tukulti-Ninurta mit Tuschratta geht, möchte ich an eine Bemerkung von Heinsohn [1996a, 96] erinnern, wonach „Tukulti-Ninurta I. zum vorhellenistischen Horizont [gehört], wo persische Indo-Arier gerade erwartet werden müssen.“ Streicht man das Wort „persische“, so entspricht diese Bemerkung genau meiner Konzeption. (Die Mitanni-Herrscher waren Indo-Arier !)

Dieser Tikulti-Ninurta betonte stets in seinen vielen Königsinschriften, dass er der Sohn des Großkönigs („des Königs der Gesamtheit und des Königs von Assur“) Salmanassar und Enkel des Großkönigs (gleiche Titulatur) Adad-narari ist [Weidner Nrn. 1 – 14].

Die Vorgänger des Tukulti-Ninurta I. und des Sanherib (nach dem biblischen Bericht) hatten somit den gleichen Namen (Salmanassar), so dass die Frage steht, ob Salmanassar III. nicht nur mit Salmanassar V., sondern auch mit Salmanassar I., dem Vater Tukulti-Ninurtas, identisch gewesen ist.

Diesem Salmanassar I. werden mehrere Inschriften zugeordnet. In einer Inschrift, die nur wegen des angegebenen Vaternamens Adad-narari ihm zugeschrieben wird, berichtete er davon, dass er einen Feldzug in das Land „Uratru“ unternommen und eine bedeutende Anzahl von Ortschaften, darunter die befestigte Bergstadt Arinna, erobert hatte [Riemschneider 1965, 17; FWG 3:81]. Aus dem Inhalt des Berichtes geht eindeutig hervor, dass Salmanassar nur den Staat Urartu, das frühe Armenien, gemeint haben konnte. (So erinnert der Name der Bergfestung Arinna an die „Arier“ und an die armenischen Nationalhelden Arame und Ara.) Nur: Dieser Feldzug kam drei Jahrhunderte zu früh, da Salmanassar I. konventionell ins -13. Jh. datiert wird, andererseits es aber unter „Assyriologen“ als „gesichert gilt, dass der Staat Urartu erst im -9. Jh. entstanden ist! Ich gehe dagegen davon aus, dass diese Inschrift vom gleichen Autor stammt, dem die Inschriften des Salmanassar III. (in denen auch von Feldzügen gegen Urartu berichtet wird) zugeschrieben werden.

{...: Kritische Bemerkungen zu der damaligen These Heinsohns, dass Salmanassar I. mit dem Achämeniden Kambyses identisch gewesen sei. Kambyses eroberte unbestritten „Musri“ (= Ägypten; Dieses „Musri“ wird in der Transkription mit „s“ wiedergegeben. Ägyptische und biblische Quellen berichteten aber nichts von einer Eroberung Ägyptens durch Salmanassar. Eine solche wird auch in assyrischen Quellen nirgends erwähnt. In einer Inschrift, die nach dem Vaternamen Salmanassar II. zugeordnet wird, ist von der Eroberung des „Landes Muzri“ (mit „z“) die Rede. Hierbei handelte es sich um eine Gebirgsgegend (heute Dschebel Maluk) nördlich von Ninive. Dieses „Land Muzri“ wurde auch in Inschriften, die Tiglatpileser I. und Salmanassar III. zugeschrieben werden, als tributpflichtig bezeichnet [vgl. z.B. Meyer II/1:379, 392, 411; FWG 3:78; FWG 4:67, 72].}

Salmanassar IV. soll, wie Salmanassar I., Sohn eines Adad-narari (III.) gewesen sein. Nach konventioneller Geschichtsschreibung gilt er als „Schattengestalt“. Er soll, wie S. I. und S. III., Feldzüge gegen Urartu geführt haben. Einzige Quelle ist eine Inschrift des Heerführers Schamschi-ili (auch: -ilu) in Til-Barsip, in der zwar von Feldzügen gegen Urartu die Rede ist, der Name des Königs aber nur beiläufig genannt wird [FWG 4:49]. (In Kap. 6 werde ich die These vertreten, dass er tatsächlich mit Sanherib identisch war.) {...}

Abgesehen von S. IV. scheint alles dafür zu sprechen, dass es nur einen Salmanassar gegeben hat. Soweit es um die bekannten und teilweise zitierten Inschriften geht, sind sie wohl alle diesem einen Großkönig Salmanassar

zuzuordnen. Aber die Problematik ist komplizierter. In Erwiderung auf Winzeler [1995, 122 ff.], der von der Identität von S I. = S. III. ausgeht, hat Zeller [1995, 411 ff.] auf viele Bauinschriften mit Genealogien hingewiesen, die die Identität von Salmanassar I. und III. auszuschließen scheinen. In diesen Inschriften, die ich noch zitieren werde, erwähnte ein Salmanasser (angeblich S. III.) einen Vorfahren mit gleichem Namen

Ich möchte, gegen und mit Winzeler und Zeller, eine andere Meinung vertreten, die den Auffassungen dieser beiden ZS-Autoren weder ganz entspricht noch ganz widerspricht. Ich gehe davon aus, dass kein „assyrischer“ Herrscher in seinen Inschriften hinter seinem Namen eine Ordnungszahl angab. Die Vaternamen waren austauschbar, wie ich noch darlegen werde. Alle Inschriften wurden von „Assyriologen“ entweder Salmanassar I. oder III. aus formalen Gründen zugeordnet. Ich gehe dagegen davon aus, dass es nur einen realen Großkönig Salmanassar gab, der in der Bibel erwähnt wurde und dem ich die Siegesberichte zuordne. Dieser war nach meiner Überzeugung identisch mit dem Vater von Tukulti-Ninurta (I.), der in dessen Inschriften ausdrücklich als Großkönig bezeichnet wurde. Dies schließt aber nicht aus, dass es vor den Großkönigen (Vorsargoniden und Sargoniden) einen Kleinkönig gegeben hat, der den gleichen Namen führte und vielleicht ihm auch noch zuzuordnende Inschriften hinterließ. {...}

Zeller [1995, 411 f.] zitierte die Inschrift eines Großkönigs Salmanassar, wonach dessen Vater Assurnasirpal von einem Tukulti-Ninurta abstammt, der wiederum von einem Salmanassar abstammt. Wie dargelegt, widerspricht diese Inschrift nicht meiner Konzeption. Offenbar gab es vor den Vorsargoniden einen Kleinkönig mit Namen Salmanassar. So ist m.E. auch die Inschrift des (einzigen) Großkönigs Salmanassar zu interpretieren:

„So waren die Mauern meiner Stadt Assur, die alten Mauern, die Tikulti-Ninurta errichtet hatte, der Sohn Salmanassars, zu Ruinen zerfallen. Ich habe sie wiederhergestellt, habe neue Fundamente graben lassen“ [Pettinato 113].

{...: Kritische Bemerkungen zur These Winzellers, dass Salmanassar III. mit Nebukadnezar identisch war.}

4. Wer war Sargon II. ?

Nach konventioneller Geschichtsschreibung gilt als Vorgänger Sanheribs dessen angeblicher Vater (oder Bruder) Sargon II. (Scharrukin II.). Dieser hat viele Inschriften hinterlassen, die insofern bemerkenswert sind, dass in ihnen niemals seine Vorfahren mit Namen genannt wurden. Er gilt deshalb als Usurpator, worauf auch schon sein assyrischer Name Scharrukin bzw. Scharukenu („rechtmäßiger König“) hindeutet. Schon mehrfach wurde in dieser Zeit-

schrift die Vermutung geäußert, dass „Sargon“ nur der Beiname eines anderen Großkönigs gewesen sei. Hierfür scheint auch eine Passage im Alten Testament zu sprechen. Der Bericht über den Sanherib-Feldzug in den Kapiteln 36 und 37 des *Buches Jesaja* entspricht fast wörtlich dem Bericht im 2. *Buch der Könige*; in beiden Berichten wurde Sanherib als assyrischer Großkönig mit Namen genannt. Seltsamerweise wurde dieser Feldzug mit allen Einzelheiten schon im Kapitel 20 *Buch Jesaja* geschildert, allerdings hieß der König, der den Feldzug führte, hier „Sargon, König von Assur“. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass Sargon II. und Sanherib identisch waren.

So einfach ist aber m. E. dieses Problem nicht zu lösen, weil andere Inschriften gegen diese Gleichsetzung sprechen bzw. sie relativieren. Beispielsweise möchte ich noch einmal auf den biblischen Text über die Eroberung der israelischen Hauptstadt Samaria eingehen [2. Buch Kön. 17,5 f.]. Dort heißt es, dass Salmanassar die Stadt belagert hatte. Erobert wurde sie nach dem Text von dem „König von Assur“. Dies könnte Salmanassar gewesen zu sein, brauchte es aber nicht. Sanherib konnte es schon deshalb nicht gewesen zu sein, weil er erst später und mit seinem Namen im Text erwähnt wird. In einer Prunkinschrift in Chorsabad rühmte sich aber „Großkönig Sargon“, Samaria erobert zu haben:

„Samaria belagerte und eroberte ich. 27.290 Leute, die in ihr wohnten, führte ich weg. 50 Wagen hob ich ihnen aus, und die übrigen ließ ich ihr Land behalten. Meine Beamten setzte ich über sie, und die Abgaben des früheren Königs legte ich ihnen auf.“ [Bardtke 84 ff.; vgl. Jepsen 59 f.]

Ich halte nicht viel von den Eponymen-Annalen (eingedenk der teilweise gefälschten Annalen der Athener Archonten und früher römischen Konsuln sowie der Annalen des Fränkischen Reiches). In diesen wird recht unklar über die letzten Regierungsjahre des Salmanassar (III.) berichtet. Danach soll in seinem 32. Regierungsjahr ein Aufstand seines Sohnes Assur-dan-apli stattgefunden haben, der bis zu dem Tod des Salmanassar nicht niedergeschlagen wurde. Die Macht ergriff (sein anderer Sohn) Schamschi-adad (V.), der gegen Assur-dan-apli kämpfte und schließlich sein Erbe antrat [Weiß 599; FWG 4:37 ff.; Pettinato 185; Zeller 1996, 95].

Identifiziert man Salmanassar III. und V. und setzt zwischen Salmanassar und Sanherib den Sargon, so wird dieses Geschehen klarer. In einer Inschrift [K 1349] rühmte sich Sargon sogar wegen dieser Usurpation (im Text ist der Name des gestürzten Königs zwar zerstört, wird aber allgemein als Salmanassar interpretiert):

„Während die Bürger [von Assur] früher weder Abgaben noch Fron gekannt hatten, legte (Salmanassar) ihnen, indem er seine Hand in böser Absicht gegen die Stadt erhob, schwere Abgaben und Fron auf und behandelte sie wie Zinspflichtige. Daher hat der Enlil unter den Göttern (= der

Gott Assurs) im Zorn seines Herzens seiner Regierung ein gewaltsames Ende gesetzt und, indem er mich, Sargon, als König von Assur bezeichnete, mir Zepter, Thron und Krone verliehen“ [Text K 1349; Luckenbill 1926 II:69 f.; vgl. FWG 4:58 f.].

{...} Das Ende Sargons ist unklar. Er soll in Urartu spurlos verschwunden sein; jedenfalls erhielt er kein Grab, und es gab auch keine posthumen Ehrungen für ihn:

„Sanherib, der seinem Vater bisher treu gedient hat, verleugnet ihn. Niemals erwähnt er ihn unter seinen Titeln. Fluchtartig verläßt er Sargonburg (Dar-Scharrukin). Alle Bauten, die Sargon in Ninive begonnen hat, werden vermauert. Es soll ihn nie gegeben haben. [...] Er zerstört nicht, er verleugnet. Aber wäre dies möglich, wenn Sargon im Kampf gefallen wäre? Hätte man nicht den Heldentod des Königs verherrlicht?“ [Riemschneider 1965, 112]

Ich stellte in *Asiatica I* die These auf, dass der Mitanni-König Tuschratta (mit Sanherib identisch war. In einem Amarna-Brief [EA I Nr. 17] gab Tuschratta einen interessanten Bericht über seine Jugendzeit:

„Als ich mich auf den Thron meines Vaters setzte, da war ich noch klein, und Tuchi hatte etwas nichts Schönes an meinem Land verübt und seinen Herrn getötet.“

Er betonte, dass er unter Vormundschaft stand und nicht für die ägyptenfeindliche Politik seines Vormundes verantwortlich gewesen sei. Die Vorgänge nach dem Tod Salmanassars III. und V. ähneln sich auffallend. Nach dem baldigen Ableben Schamschi-adads V. (des Nachfolgers Salmanassars III.) wurde offenbar dessen Witwe Sammuramut (Semiramis) Vormund des unmündigen Sohnes Salmanassar. Damit dürfte der historische Kern der Legenden um diese Königin gefunden sein, die als Frau das Großreich zeitweise beherrschte. Es verwundert mich nicht, dass diese Frau nur unter einem Decknamen, eben „Sargon“, auftreten konnte. {...}

Wenn Zeller [1997, 600] in seinem „Zwischenruf“ auf die stilähnlichen Bauten von Salmanassar (III.) und Sargon (II.) hinwies, so widerspricht dies nicht meiner dargelegten These, da nach dieser ja „Sargon“ der unmittelbare Nachfolger (wenn auch nur als Vormund) des Salmanassar gewesen ist.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass „Sargon II.“ in der „Großen Königsliste“ nicht enthalten ist. Diese soll zur Zeit Sanheribs konstruiert worden sein, um die lange Vergangenheit des Reiches zu dokumentieren. Alle Autoren der *Zeitensprünge*, die sich mit dieser Liste beschäftigt haben, sind sich darüber einig, dass sie vor Vervielfachungen nur so strotzt. Dass ausgerechnet „Sargon“ weggelassen wurde, spricht dafür, dass meine Sargon-These richtig ist.

5. Die vielen Väter des Salmanassar

Wenn ich die fünf Salmanassars der Königsliste, soweit sie in Inschriften als Großkönige auftreten, identifiziere, muss ich mich notgedrungen auch mit ihren Vätern beschäftigen, die bekanntlich verschiedene Namen trugen:

	konventionell
Vater von S. I. = (76) Adad-narari I.	1304–1273
Vater von S. II. = (92) Assurnasirpal I.	1049–1031
Vater von S. III. = (101) Assurnasirpal II.	884– 858
Vater von S. IV. = (104) Adad-narari III.	806– 781
Vater von S. V. = (108) Tiglatpileser III.	745– 727

Schon der Anschein spricht dafür, dass einerseits Adad-narari I. und III. und andererseits Assurnasirpal I. und II. Verdopplungen sind. (Dies werde ich noch konkret begründen.) Aber auch bei dieser Annahme bleiben noch drei Herrschernamen übrig. Wenn meine bisherigen Thesen richtig sind, müssen diese Väter Salmanassars identisch gewesen sein, insofern sie Großkönige waren. {...} Velikovsky [1962, 254] hat es sich seinerzeit relativ einfach gemacht, als er schrieb: „Die Könige des Alten Orients führten gewöhnlich mehrere Namen.“

Ich möchte es aber nicht bei dieser einfachen Bemerkung belassen, sondern mich konkret mit den Quellen auseinandersetzen. Bei meinen Studien habe ich viel Material gesammelt, bitte aber um Verständnis, wenn ich mich hier auf Schwerpunkte beschränke.

Beginnen möchte ich mit Tiglatpileser (ass.: Tukulti-apil-escharra), der nach der assyrischen Königsliste der Vorgänger und Vater des letzten Salmanassar war. Diese Liste nannte drei Könige mit diesem Namen:

	konventionell
(87) T. I., Sohn des Assur-rescha-ischi I.	1114–1076
(97) T. II., Sohn des Assur-rescha-ischi II.	970– 966
(108) T. III., Sohn des Assur-narari V.	745– 727

Die Verdoppelung von T. I. und II. liegt auf der Hand: Den Assyriologen ist es nicht gelungen, T. I. nur eine Inschrift zuzuordnen. Wir können ihn beruhigt zur Unperson erklären.

Nach der eindeutigen biblischen Überlieferung war Tiglatpileser (der einzige Herrscher mit diesem Namen) der Vorgänger von Salmanassar. Die moderne Assyriologie hat zwar dem historischen Salmanassar alle seine Denkmäler in Syrien und Palästina aberkannt und einem imaginären S. III. (angeblich mehr als 100 Jahre vorher) zugesprochen, hat aber keine Hemmungen, die Inschriften des Tiglatpileser (dem realen) T. III. zuzuordnen. Der Grund ist einfach: diese Inschriften entsprechen den biblischen Texten und passen somit in die konventionelle Konzeption! Insofern kann ich mich

auf eine gutaufbereitete Quellenedition stützen. {...}. So heißt es in der Annaleninschrift des Tiglatpileser III. [Zeilen 227 f.]:

„Nachdem ich auf meinen früheren Feldzügen alle Städte von Bit-Humria zu meinem Lande hinzugerechnet [...] und Samaria allein übrig gelassen hatte, stürzten sie Pa-ka-ha, ihren König [...] Da sie Pa-ka-cha, ihren König, gestürzt hatten, setzte ich A-u-si zur Herrschaft über sie ein.“ [Gressmann 347f.; Pritchard 283 ff.; Galling 58 f.; Jepsen 168].

Im biblischen Text [2. Kön.: 16:23 ff.] hießen die genannten israelischen Könige Pekacha und Hosea!

Aber wer war Tiglatpileser I.? Die Königsliste nannte zwar seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger, aber keiner von diesen ist inschriftlich bezeugt. In einer über Jahrhunderte denkmalslosen Zeit („dark ages“) gilt er als einzige fassbare Persönlichkeit: Nur er hat Inschriften hinterlassen, die als „Beweis“ dafür gelten, dass doch keine Phantomzeit vorgelegen hat! {...}

T. I. wurde berühmt durch die ihm zugeordnete Prisma-Inschrift in den Unterbauten des Anu-Adad-Tempels in Kalchu [Text: Weiß 590 ff.]. In dieser bezeichnete er sich eindeutig als Großkönig (die vollständige Titulatur möchte ich dem Leser ersparen) und schilderte weiterhin so viele siegreiche Feldzüge, dass man sich wundert, warum er nicht als einer der größten Feldherren in die Weltgeschichte eingegangen ist. Ich beschränke mich auf ein Zitat:

„Vom Anfang bis zum fünften Jahr meiner Regierung kamen unter meine Gewalt 24 Länder mit ihren Königen, von den Ufern des Zab bis zu denen des Euphrat, dem Lande der Chattu und dem Großen Meer. [...] Ich brachte sie unter meine Regierung, ich nahm Geiseln von ihnen und legte ihnen Steuern auf.“ [Weiß 592]

Interessant ist, dass die Siegesberichte des T. I. oft bis in die Details den Siegesberichten des T. III. gleichen. So rühmte er sich auch, die Stadt Samuri unterworfen zu haben [vgl. Klengel 1967, 116]. Wie Velikovskij [1962, 249 ff.] nachgewiesen hat, war Samuri, das als Sumur in den Inschriften des T. III. erscheint, identisch mit Samaria, der Hauptstadt Israels. Hierzu passt, dass T. I. auch die Aramäer bekriegt hat [Klengel 1967, 116]. Sein fünfter Feldzug führte zur Besiegung der Muzri (nicht zu verwechseln mit Musri = Ägypten), wobei der Bericht deutlich zeigt, dass in einem Bergland gekämpft wurde. [...] Bezeichnenderweise hat auch T. III. in seiner Prunkinschrift darauf hingewiesen, dass er das „Land Muzri“ besiegt hat [Text: Weiß 607]. *{Die in der Originalfassung meines Beitrages enthaltenen umfangreichen Zitate lasse ich hier weg.}* Wie ich noch aufzeigen werde, entspricht auch der Feldzugsbericht des T. I. gegen Urartu weitgehend dem entsprechenden des T. III.

Ich habe keine Zweifel, dass T. I. und III. identisch waren, T. I. ist eine Phantomgestalt. Bei der bestehenden Beweislage hätte dies auch „Assyriolo-

gen“ auffallen müssen. Anscheinend wurde die Verdopplung (genauer: Verdreifachung) in der Königsliste akzeptiert, um nicht zugeben zu müssen, dass in Assyrien tatsächlich eine jahrhundertelange Phantomzeit bestand.

T. I. und III. hatten anscheinend verschiedene Vorfahren. T. III. war nach der Königsliste Nachfolger eines (107) Assur-narari; T. I. bezeichnete sich in seiner Inschrift als Sohn des Assur-rescha-ischii und Enkel des Muttakil-Nusku (in der Literatur auch als (85) Muttakil-tukulti-Assur bezeichnet) {...} Wie ich noch zeigen werde, war T. III. ein Usurpator (und wohl Initiator einer großen sozialökonomischen Reform). Er stürzte (80) Assur-narari, der insofern in der Königsliste als ein Herrscher vor ihm bezeichnet wird. Vor dem Umsturz war er offenbar ein Kleinfürst. In seinen Inschriften als T. I. nannte er seine leiblichen Vorfahren, eben Muttakil-Nusku und Assur-rescha-ischii. Dass auch in diesem Fall eine „Nebenlinie“ in die Herrscherfolge interpoliert wurde, kann man m. E. schon dem Text der Königsliste selbst entnehmen:

„(85) Muttawil-Nusku, sein Bruder, kämpfte mit ihm, führte ihn fort nach Kardumiasch. Für kurze Zeit (?) hat Kuttakil-Nusku den Thron inne“ [Petinato 296].

In der Königsliste wurde weiter angeführt, dass Muttawil-Nusku der Bruder von (84) Ninurta-Tukulti-Assur, Sohn des (83) Assur-dan, war. Ich halte es für möglich, dass vor dem Ninive-Herrscher (Tiglat-Pileser und seinen Alter egos) in Assur ein Stadtfürst Tukulti-Ninurta regiert hat, der zwar mit (84) Ninurta-Tukulti-Assur identisch war, nicht aber mit dem Ninive-Herrscher Tukulti-Ninurta I., der diesem vorausging (vgl. S. 354, 362 und 372 dieses Beitrages).

Nun zu Adad-narari, der als A.-n. I. Vater von Salmanassar I. und als A.-n. III. Vater von Salmanassar IV. gewesen sein soll. In der assyrischen Königsliste sind drei Herrscher mit diesem Namen verzeichnet:

		konventionell
(76): Adad-narari I.:	Sohn/Bruder des Arak-din-ili; Vater des Salmanassar I.	1304–1273
(99): Adad-narari II.:	Sohn des Assur-dan II.;	912– 891
	Vater des Tukulti-Ninurta II.	
(104): Adad-narari III.:	Sohn des Schamschi-adad V.;	806– 781
	Vater des Salmanassar IV.	

Tukulti-Ninurta (I.; m.E. = Sanherib) hatte in den meisten seiner Inschriften als seinen Vater Salmanassar und als seinen Großvater Adad-narari bezeichnet, natürlich ohne Ordnungszahlen. Interessant ist, dass von diesen Inschriften Adad-narari ausdrücklich als Großkönig, mit den entsprechenden Titulaturen, bezeichnet wurde [Weidner Nm. 1 ff.]. In Assur stehen die relativ gut erhaltenen Stelen von Adad-narari, Salmanassar und Tukulti-Ninurta unmittelbar nebeneinander.

Adad-narari I. gilt, wie Tiglatpileser III., als „Reichsgründer“, weshalb ihn Heinsohn bekanntlich mit dem Begründer des Achämenidenreiches, Kyros dem Großen, identifiziert hat. Aus den Inschriften Adad-nararis I. ergibt sich, dass dieser viele Feldzüge führte, besonders gegen Gebirgsvölker im Osten und gegen die „Hethiter“ unter Muwattchisch [Hrozny 1941, 158]. {...}

Auf ein entscheidendes Argument dafür, dass Adad-narari (I.) und Tiglatpileser (III.) identisch sein müssen, hat mich Heinsohn [1996a, 74; nach Luckenbill 1926, 272] gebracht. Er wies auf eine Inschrift des sargonidischen Großkönigs Asarhaddon (Esarhaddon) hin, in der dieser als seine Vorfahren nicht nur seinen Vater Sennacherib (Sanherib), sondern auch die „mittelassyrischen“ Könige Schalmanassar I. (Salmanassar I.) und Adad-narari I. nannte. Heinsohn hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Asarhaddon kaum Könige gemeint haben kann, die (nach konventioneller Chronologie) 500 Jahre vorher regierten, sondern seine unmittelbaren Vorfahren nannte. Nach dem biblischen Bericht und den Inschriften des Salmanassar III. (m.E. des Vaters von Sanherib) war Tiglatpileser zweifellos Vorgänger und Vater des Salmanassar.

{...; Auf Grund der Inschriften des Adad-narari I. und anderer assyrischer Großkönige versuchte ich, meine These „Assyrer-Großkönige = Mitanni-Herrscher“ weiter zu erhärten. Wegen der gebotenen Seitenzahl lasse ich diese Erörterungen hier weg, behalte mir aber vor, in einem Folgebeitrag diese Problematik eingehend zu behandeln.}

Schon aus dem ihm zugeordneten Inschriften ergibt sich deutlich, dass Adad-narari I. – wie Tiglatpileser – ein Usurpator gewesen war. Arak-din-ili, der Vater des Adad-narari, dürfte mit Assur-rascha-ischil, dem Vater des Tiglatpileser I., identisch gewesen sein.

Adad-narari II. wird eine Inschrift zugeordnet. Danach führte dieser Kriege gegen Aramäer, Babylonier und „Nairi-Völker“ (= Urartu), also genau das, was auch Adad-narari I. und dessen Alter ego Tiglatpileser (I. und III.) taten: „Als er den Euphrat als Sieger erreichte, nannte er sich wieder ‚König der vier Weltgegenden‘“ [Brentjes 1970, 139].

Auf Adad-narari III. werde ich im Kap. 6 noch zu sprechen kommen, im Zusammenhang mit seiner Inschrift im neuen Nabu-Tempel in Kalchu, in der er sich als Sohn von Schamschi-adad V. bezeichnete. Dies war er auch nach der assyrischen Königsliste. Vieles spricht dafür, dass Adad-narari III. der Sohn von Schamschi-adad V. und Semiramis gewesen ist. Ich vermute, dass er mit Sanherib identisch war. Dann wäre der rätselhafte Salmanassar IV. mit Asarhaddon identisch gewesen. {...}

Wie dargelegt, werden die meisten Salmanassar-Inschriften S. III. zugeordnet. Als dessen Vater gilt Assurnasirpal II. Dieser erscheint in der Königsliste an Stelle 101, als Sohn eines Tukulti-Ninurta.

Assurnasirpal II. hinterließ sehr viele Inschriften, in denen er sich als Großkönig bezeichnete. In diesen wurden genau dieselben Feldzüge und Siege beschrieben, deren sich Adad-narari (I.) und Tiglatpileser (I. und III.) rühmten. Auch der Stil – gekennzeichnet durch sehr sadistische Beschreibungen, wie mit den Besiegten umgegangen wurde – ist identisch. Alle Berichte sind austauschbar. Wäre nicht der jeweilige Herrscher in den Inschriften angegeben, jeder Assyriologe hätte sie bedenkenlos einem der genannten Großkönige zugeordnet.

Konkret ergibt sich aus den Assurnasirpal II. zugeordneten Inschriften, dass er u. a. die Nairi (= Urartu), die Aramäer, das nordsyrische Fürstentum Chattin und die phönikischen Küstenstädte ihm gegenüber tributpflichtig machte, Was machte Tiglatpileser III. anders? Ich verzichte wegen der gebotenen Seitenzahl hier auf weitere Einzelbelege. {...}

Noch zu DDR-Zeiten stand ich im Vorderasiatischen Museum in Berlin vor den Kunstwerken aus der Zeit des Tukulti-Ninurta I. und des Assurnasirpal II., die aus mir nicht bekannten Gründen, trotz der angeblichen Zeitdifferenz von Jahrhunderten, im gleichen Raum 10 untergebracht waren [vgl. G. R. Meyer 35]. Stilistische Unterschiede konnte ich nicht erkennen. {...}

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass auch Heinsohn [1991, 49] Pul (= Tiglatpileser III.) als Assurnasirpal II. und den biblischen Salmanassar als Salmanassar III. „dechiffriert“ hat, was voll meiner Konzeption entspricht. {...}

Natürlich steht die Frage, warum identische Herrscher wie Tiglatpileser, Adad-narari und Assurnasirpal in ihren Inschriften verschiedene Namen angaben. Wie Velikovsky und Heinsohn gehe ich davon aus, dass sie entweder mehrere Namen führten oder in verschiedenen Landesteilen mit anderen Namen auftraten. {...}

Tiglatpileser III. (und mit ihm alle seine Alter egos) war unbestritten „Usurpator“; er hatte mit Gewalt in Ninive die Macht übernommen. Heinsohn hatte in seinem genialen Sumerer-Buch [1988, 76] diesen Vorgang sozialökonomisch interpretiert:

„Die sog. Dynastie IX mit Nabonassar (-746 bis -734) erlebte eine Revolution, die in jetziger Datierung weitgehend parallel zu der Entstehung der Stadtstaaten in Griechenland und Rom und mit der Revolution Tiglat-Pile-sers (-744 bis -727) in Assyrien liegt. Diese Revolution könnte den Beginn von Privateigentum, Zins und Geld nach sich gezogen haben.“

{...; Ausführliche Erörterungen über Schamschi-adad I., der auch als „Usurpator“ an die Macht kam und eine soziale Revolution durchgeführt haben soll. Auch er dürfte mit Tiglatpileser identisch gewesen sein.}

Assurnasirpal II. bezeichnete sich in der Einleitung seiner Annalen nicht

als Abkömmling von Großkönigen, sondern von Priestern (wohl Priesterfürsten):

„Sohn von Tukulti-Ninurta, dem Priester Assurs, der alle seine Feinde besiegt hat und ihre Leiber pfählte, Enkel von Adadnarari, dem Priester, dem Vizekönig der großen Götter, der alle seine Widersacher bezwungen hat und seine Herrschaft über alle und alle ausgebreitet hat, Großonkel von Assurdan, dem Städtebefreier und Tempelbauer.“ [Pettinato 70 f.]

Natürlich handelt es sich hier um Übertreibungen. Aber auch dieser Text zeigt, dass der Großkönig von Kleinfürsten aus Assur stammte und bestätigt meine Vermutung, dass vor Tukulti-Ninurta I. (= Sanherib) in Assur ein früherer Tukulti-Ninurta als Kleinfürst (Priesterfürst) geherrscht hat. Nach der Königsliste gab es aber noch

(92) Assurnasirpal I. (konv. 1059–1049); Sohn des Schamschi-adad IV., Vater des Salmanassar II. Diesem wurde meines Wissens keine Liste zugeordnet; offensichtlich war er mit Assurnasirpal II. identisch. Für mich ist interessant, dass in der Königsliste über seinen Vater Schamschi-adad eine Bemerkung enthalten ist, die auffallend der Bemerkung über den Vater des Tiglatpileser I. entspricht:

„Von Karmiasch kam er herauf, ließ Eriba-Adad, den Sohn von Assurbel-kala, vom Thron aufstehen, nahm den Thron, regierte vier Jahre.“ [Pettinato 196].

Eine solche auffallende Bemerkung findet sich in der Königsliste noch einmal über (82) Ninurta-apil-ekur, Vater des Assur-dan I.:

„Nach Karduniasch ging er, von Karduniasch kam er herauf, den Thron nahm er, regierte drei (dreizehn?) Jahre.“

Alle drei Bemerkungen können sich auf ein gleiches Ereignis in der Stadt Assur unmittelbar vor den Vorsargoniden beziehen. {...}

6. Zum archäologischen Befund

Meine These, dass die Geschichte des „Großreiches von Ninive“ sich zeitlich nur über einige Generationen erstreckt hat, entspricht, wie ich schon im Kap. 1 aufzuzeigen versucht habe, der realen Stratigraphie Vorderasiens. Auf den archäologischen Befund von Ninive und Assur bin ich schon in *Asiatica I* [487 ff; 490 ff.] eingegangen und habe auch im vorliegenden Beitrag mehrere archäologische Funde (Inschriften) berücksichtigt. Zur Erhärtung meiner Thesen ist es aber nötig, auch auf das „Nacheinander“ von Inschriften in einzelnen Bauwerken näher einzugehen. {...}

Ich folge hier Zellers verdienstvoller „Archäologie der assyrischen Hauptstädte“ [Zeller 1993, 21 ff.], der ich weitgehend zustimme. Es gibt aber auch Widersprüche zwischen unseren Interpretationen, weshalb mir Zeller [1997,

601] sogar „Vertauschung der Schichten“ vorwarf. Der Schwerpunkt meiner folgenden Bemerkungen liegt deshalb weniger in den Gemeinsamkeiten (so würde ich nur Zeller wiederholen), sondern gerade in der Analyse dieser ‘Widersprüche’, natürlich mit dem Ziel, herauszuarbeiten, dass der archäologische Befund durchaus meinen Thesen entspricht. Dabei stütze ich mich vorwiegend auf die von Zeller angegebene Literatur.

Auf Chorsabad (Dar-Scharukkin) und Ninive (Ninua, Ninu) möchte ich hier nicht eingehen. Die mir bis jetzt bekannten Ausgrabungsberichte beschränken sich auf die Bauten ihrer jeweiligen Gründer (bzw. Neugründer), Sargon II. und Sanherib, sowie diejenigen ihrer unmittelbaren Angehörigen und Nachfolger, während über das ‚vorher‘ mir noch kein auswertbares archäologisches Material vorliegt. {...}

Kalat-Schergat (Assur/Aschschur)

Grundlage meiner folgenden archäologischen Untersuchungen bildet die Erstausgabe des Werkes von Walter Andrae [1938], weil in dieser die originären Erkenntnisse des deutschen Ausgräbers von Assur enthalten sind, während die nicht von Andrae (er starb 1956) selbst herausgegebene Zweitausgabe von 1977 deutliche Spuren einer Überarbeitung, noch mehr zur konventionellen Chronologie hin, trägt. {...}

Schon bei oberflächlichem Studium des Werkes und des Registers fällt auf, dass nur wenige „assyrische“ Herrscher Bauinschriften hinterließen; die meisten Herrscher der „Großen Königsliste“ fallen durch Abwesenheit auf. Besonders gut belegt sind Tukulti-Ninurta und Sanherib; schon in *Asiatica* I [492 ff.] hatte ich, auch auf Grund des archäologischen Materials, die These aufgestellt, dass beide identisch waren. Neben dem Trio Adad-narari (I.) – Salmanassar (I.) – Tukulti-Ninurta (I.) sind nur Salmanassar III., Tiglatpileser I. (und dessen Vater Assur-rescha-isch), Assurnasirpal II. und Schamschadad I. vertreten. Hinzu kommen noch einige sehr alte Stelen-Inschriften: die älteste stammt von Eriba Adad I., einem frühen Stadtfürsten (Nr. 72 der Königsliste). Es fällt auf, dass Andrae alle Tiglatpileser-Inschriften T. I. zugeordnet hat, so dass T. III. in Assur ganz fehlt. Die Zuordnung der Salmanassar-Inschriften zu S. I. und S. III. erscheint auch recht subjektiv, was ich zunächst am Beispiel der **Befestigungsanlagen** aufzeigen möchte.

Nach einer Inschrift, die Salmanassar III. zugeordnet wird, soll Kikia (laut Königsliste der 28. Herrscher von Assur, mit mitannischem Namen), die erste Festungsmauer errichtet haben [Bezold 40; Pettinato 113, 125]. Das lässt sich archäologisch nicht belegen.

Als Erbauer der (2,95 m hohen) Ufermauer im Osten gilt Adad-narari I. Es fanden sich Tontafelurkunden und Stempelziegel dieses Herrschers, des-

sen Bau als wasserbautechnisches Kunstwerk gilt [Andrae 1938, 68]. Diese Kaimauer hatte natürlich nur Sinn, wenn auch der Norden der Stadt geschützt war. Die Nordmauer unterscheidet sich archäologisch überhaupt nicht von der Ostmauer, jedoch wurden in dieser Ziegelstempel des Assurnasirpal II. gefunden [ebd.]. Wurde aber tatsächlich die Nordmauer erst 400 Jahre später als die Ostmauer errichtet, wie die Assyriologen, die sich auf die konventionelle Chronologie stützen, behaupten? (Zur Erinnerung: Ich identifizierte Adad-narari I. mit Assurnasirpal II.; beide waren „Väter“ des Salmanassar!)

Sowohl Salmanassar I. wie auch Salmanassar III. werden als Verdienst der Neuausbau der weiteren Festungsmauern, letzterem noch der Bau des „Innenwalles“, angerechnet. Die zahlreichen Inschriften nennen natürlich nur einen Salmanassar. Eine überzeugende archäologische Begründung für die Zweiteilung dieses Herrschers (Zeitdifferenz von 400 Jahren!) habe ich nirgends finden können, dafür nur archäologische Argumente für die Identität von S. I. und S. III. Ich möchte vorerst nur ein Beispiel anführen: Typisch für die Bautätigkeit von S. I. am Assur-Tempel sind „flächenförmige Stielknäufe“ mit Inschriften, die vor und nach diesem Herrscher kaum auftreten [Andrae 1938, 118]; die Inschriften der Festungsmauern, die S. III. zugeschrieben werden, sind gerade durch solche Stielknäufe gekennzeichnet [ebd., 145]!

Inschriftlich wurde, außer Adad-narari/Assurnasirpal, Salmanassar (I. und III.), Sanherib und Asarhaddon, kein einziger Herrscher als Erbauer und Erhalter der Befestigungsanlagen genannt. Ich halte es für ausgeschlossen, das es 'Zwischenzeiten' gab, in denen die Mauern verfielen. Die militärischen Interessen erforderten den ständigen Schutz der Stadt durch stabile Mauern!

Einen Schlüssel zum Verständnis der wirklichen Geschichte der Stadt Assur geben die **Stelenreihen** im Süden der befestigten Altstadt. Trotz Bemühungen ist es mir bis jetzt nicht gelungen, eine vollständige Auflistung aller Steleninschriften zu bekommen {...: *Diese liegt mir inzwischen vor. Soweit lesbar, enthalten die Inschriften der frühen Stelen nur die Namen von Stadtfürsten vor der Errichtung eines Großreiches. Es fehlen also die „Mittelassyrier“.* Das entspricht voll meiner Konzeption. Ich beabsichtige, in einem besonderen Beitrag die früheste Geschichte der Stadt Assur und damit auch diese Steleninschriften zu analysieren.}

Den frühen Stelen (der Stadtfürsten) folgen vier große Stelen mit Inschriften von Herrschern, die im -13. Jh. regiert haben sollen: Adad-narari (I.), Salmanassar (I.), Tukulti-Ninurta (I.) sowie, zwischen den beiden Letztgenannten, Samsuramat (Semiramis), die eine der größten Stelen aufstellte. Sie bezeichnete sich auf dieser als

„königliche Frau von Schamschi-adad, König der Gesamtheit, König von Assur, Mutter von Adad-narari, König der Gesamtheit, König von Assur,

Schwiegertochter von Salmanassar, König der vier Weltgegenden“ [Pettinato 35].

Diesen vier großen Stelen folgen seltsamerweise noch zwei Stelen von Königinnen:

- Taschmetu-scharrat, königliche Frau von Sanherib,
- Assur-scharrat, königliche Frau von Asarhaddon [ebd.]

Es fehlen Stelen von Tiglatpileser und Assurnasirpal. Es fehlt eine Stele von Salmanassar III., der sich doch um den Ausbau von Assur so verdient gemacht haben soll. Anscheinend fehlen auch Stelen von Sargon II. und Sanherib. Asarhaddon und Assurbanipal sind wenigstens durch ihre Frauen vertreten. Geht man von meiner Konzeption aus, ist der Stelenbefund einfach zu erklären:

- Adad-narari war mit Tiglatpileser und Assurnasirpal identisch,
- Salmanassar I. und III. waren identisch,
- Sargon II. war mit Semiramis identisch (ihre Assur-Stele ist ein wichtiges Beweismittel für diese These),
- Tukulti-Ninurta war mit Sanherib identisch!

Wegen dieser Identitäten konnten die anscheinend fehlenden Großkönige natürlich keine eigenen Stelen errichten. {...}

Unter dem „**Alten Palast**“ in Assur hat Andrae mit Ziegelsteinen ausgemauerte Gräfte mit Steinsärgen ausgegraben, von denen allerdings nur zwei auf Grund von Inschriften Herrschern zugeordnet werden konnten:

- Assurnasirpal (II.),
- Schamschi-adad (V.), dem Ehemann der Semiramis [Andrae 1938, 136 ff.].

Die übrigen Gräfte sind so zerstört, dass eine Zuordnung nicht möglich ist. Die Zuschreibung einer Gruft an Assur-bel-kala, Sohn des Tiglatpileser I., ist durch Andrae nicht erfolgt. (Dies gegen Zeller [1993, 23].)

Unklar ist, wer den „Alten Palast“ errichtet hat. Zeller [ebd.] sprach von einem Bau Schamschi-adads I., von dem eine Urkunde gefunden worden ist. Wegen des Baustils gilt er als Bau Tiglatpilesers I., der ebenfalls eine Inschrift hinterlassen hat. Da Schamschi-adad I. nach der Königsliste vorher regiert haben soll, sprach Andrae [1938, 17] von einem Neubau durch Tiglatpileser I. {...} Wie dargelegt, gehe ich davon aus, dass beide Herrscher identisch waren; dieser König kann mehrere Namen gleichzeitig verwendet haben.

Für interessant halte ich folgende, sich auf den „Alten Palast“ beziehende Bemerkung:

„Auf Orthostaten-Platten stand eine lange Inschrift Assurnasirpals II., der den Palast grundsätzlich erneuert hatte. Im Innern, offensichtlich an wichtigen Toreingängen, hatte er zwei Tierpaaren Ehrenplätze eingeräumt, die noch aus der Zeit stammten, als Tiglatpileser I. den Palast erneuerte, also

etwa 385 Jahre davor. Sie waren aus herbem Dolorit: Löwen- und Stierpaare, beide in etwa dreifacher Lebensgröße und in wundervoller, meisterhafter Ausführung“ [Andrae 1977, 41; vgl. 1938, 17; Lloyd 235].

Ich gehe davon aus, dass die 385 Jahre der konventionellen Chronologie geschuldet sind. Was spricht eigentlich archäologisch dagegen, anzunehmen, dass die Tierpaare von einem unmittelbaren Vorgänger Assurnasirpals oder – entsprechend meiner Konzeption – von Assurnasirpal, dem Alter ego Tiglatpilesers, selbst stammen?

Moortgat hat sich eingehend mit dem *Königspalast des Adad-narari* beschäftigt. Er vertrat die Auffassung, dass dieser, entsprechend der konv. Chronologie, im -13. Jh. errichtet wurde:

„Er weicht von einem älteren Palast an derselben Stelle in seinem Grundriß vor allem dadurch ab, daß er die verschiedenen Hofsysteme, aus denen er zusammengebaut wurde, nicht mehr in eine von vornherein festgelegte, regelmäßig abgegrenzte Umfassungsmauer hineinkomponiert, sondern bei völlig unregelmäßig geführter Umfassungsmauer im rechten Winkel aneinanderfügt, dabei aber den Gesamtpalast in zwei Hofsysteme aufgliedert“ [Moortgat 110 f.].

Moortgat war sehr verwundert, dass somit dieser Palast zu so früher Zeit die Merkmale des spätassyrischen Königspalastes aufwies. Er verglich diesen neuen Palast auch mit dem Statthalter-Palast in der mitannischen Stadt Nuzu:

„Jedenfalls steht der Palast des Adad-nirari [sic!] in Assur dem mitannischen Statthalterbau in Nuzu in der Gesamtanlage viel näher als etwa dem nahezu gleichzeitigen Palast des kassitischen Königs Kurigalzu in Dururigalzu“ [ebd.]

Anders formuliert: Der Palast des Adad-narari, des Großvaters von Tukulti-Ninurta I., ist mitannisch geprägt. Er gehört in die Zeit der „Großkönige von Ninive“ und wurde nur wegen der Königsliste ins -13. Jh. datiert!

Die Bau-Inschriften der *Tempel* von Assur, wie sie Andrae und, ihm folgend, Zeller wiedergegeben haben, bestätigen grundsätzlich die Richtigkeit der von mir angenommenen realen Herrscherabfolge; vielen Schlussfolgerungen Zellers schließe ich mich an. {...}

Der *Assur-Tempel*, gelegen im Nordosten der Altstadt, an der Landspitze zwischen Tigris und Tigris-Kanal, ist der älteste Tempel der Stadt. Nach der Inschrift, die Salmanassar III. zugeordnet wird, wurde er von Uschia, dem 16. Herrscher der Königsliste, der wie Kikia einen mitannischen Namen trug, erbaut [Bezold 40; Andrae 1938, 82 ff.]. Zeller [1993, 21] vertrat folgende archäologische Schichtenfolge:

Ältester Tempel: Inschriften von Iluschuma und Irischum
Neubau durch Schamschi-adad I.
(Brandschicht)
Neubau durch Salmanassar I.
Umbauten durch Tukulti-Ninurta I.
Verschönerung durch Sargon II.
Südostanbau durch Sanherib
Teilweiser Neubau durch Asarhaddon.

Diese Angaben entsprechen bis Salmanassar der archäologischen Literatur. {...} Schamschi-adad I. hatte ich mit Tiglatpileser (und seinen Alter egos) identifiziert. Die „Brandschicht“ wurde nicht archäologisch festgestellt; lediglich aus den Inschriften Salmanassars ergibt sich, dass ein Brand stattgefunden haben soll. Ich halte es deshalb nicht für erwiesen, dass Salmanassar einen „Neubau“ des Tempels durchführen ließ.

Die Zuordnung dieses „Neubaus“ zu S. I. beruht darauf, dass die Inschriften genealogische Angaben enthalten, die konventionell zu diesem passen. Bezeichnend ist, dass für die konventionelle Zeitspanne von angeblich 400 Jahren zwischen Tukulti-Ninurta I. und Sargon/Sanherib es keine einzige Bau-Inschrift im Tempel gibt; nicht einmal Salmanassar III. ist vertreten!

Die Angaben Zellers für die Zeit nach Salmanassar entsprechen nicht ganz dem archäologischen Befund, weil der Anschein eines „Nacheinander“ erweckt wird. So unterstellt Zeller, dass „Sargon II.“ zwischen den Bautätigkeiten Tukulti-Ninurtas und Sanheribs gewirkt hätte. (Würde dies stimmen, wäre meine Gleichsetzung von Tukulti-Ninurta und Sanherib widerlegt.) Ich habe jedoch den archäologischen Befund gründlich analysiert und bin zu einem anderen Ergebnis gekommen.

Wie Andrae [1938, 82 ff.] herausgearbeitet hat, wurde der archaische Haupttempel (mit Inschriften von Iluschuma und Irischum, übrigens semitische Namen) durch Churriten (= Mitanni!) zerstört und durch Schamschi-adad I. wieder aufgebaut. Dieser Neubau trug „churritischen“ Charakter ([ebd., 84]; diese Feststellung entspricht meiner These „assyrische Großkönige“ = Mitanni-Herrscher). Andrae betonte, dass die weitere Bautätigkeit durch Salmanassar I. und Tukulti-Ninurta I. (Sargon erwähnte er hier nicht) ebenfalls stark „churritischen“ Charakter trug [ebd., 126 f.]. Dies war bis Sanherib der Fall [ebd., 127]. Andrae [84] betonte:

„Die Gestalt, welche Schamschi-adad I. dem Heiligtum des Volksgottes Assur, den er A-usur nennt, gegeben hat, bleibt mit geringen Änderungen erhalten, bis Assyrien unterlag.“

Aus dem Bericht Andraes [1938, 150] ergibt sich, dass „Sargon II.“ lediglich Verschönerungsarbeiten im Haupttempel durchführen ließ. Von „ihm“

stammt jedoch nur ein inschriftlich belegter Fries mit emaillierten Knäufen, der mit dem Stil von Dar-Scharrukin übereinstimmt. Dieser lässt sich aber zeitlich nicht näher einordnen.

In *Aegyptiaca* III [492] hatte ich dargelegt, dass die Bauten des Tukulti-Ninurta I. denen des Sanherib auffallend ähneln. Daraus entwickelte ich, wie auch in diesem Beitrag, die These, dass beide identisch waren. Diese These steht nicht im Widerspruch zu dem archäologischen Befund des Assur-Tempels. Andrae konnte die Bautätigkeiten von T.-N. archäologisch nur in die Zeit nach dem Bau des Salmanassar und vor dem teilweisen Neubau durch Asarhaddon einordnen. Letzterer hatte im Nordosten des Haupttempels Salmanassars Steinfundamente durch eigene ersetzt [Andrae 1938, 168]. Im Haupttempel wurden übrigens keine Inschriften Sanheribs gefunden. {...}

Am Haupttempel gibt es einen Südostanbau, der Sanherib zugeschrieben wird: „Auf zwei Seiten stand die Weihinschrift, dessen letzte Reste Sanherib als Verfasser gerade noch erkennen lassen“ [Andrae 1938, 155]. Da es sich um einen Anbau handelt, hatte er mit dem unmittelbaren Baugeschehen am Hauptgebäude wenig zu tun. Er kann archäologisch nur 'irgendwann' zwischen Salmanassar und Asarhaddon eingeordnet werden. Das gilt natürlich auch für die Bauten an und auf den Vorhöfen des Tempels, die Tukulti-Ninurta „und“ Sanherib zugeschrieben werden.

Abschließend möchte ich feststellen, dass nach den Inschriften (ab Schamschi-adad) nur sechs (nach meinen Thesen fünf) Herrscher am Bau des Assur-Tempels beteiligt waren: Schamschi-adad – Salmanassar – Sargon II. – Tukulti-Ninurta (= Sanherib) – Asarhaddon. Dieser Befund entspricht meinen Thesen über die reale Herrscherabfolge.

In der nördlichen Altstadt, im Südwesten des Tempelplatzes, stand der *Ishtar-Tempel*, genauer gesagt, standen mehrere Ishtar-Tempel, von denen einer, der imposanteste, von Tukulti-Ninurta (I.), der zweite von Salmanassar (III.) errichtet (bzw. neu errichtet) worden ist. Der dritte, der unscheinbarste, wird dem Vater des Tiglatpileser (I.) zugeschrieben. {...} Nach der von mir entwickelten Konzeption muss der Ishtar-Tempel des Tukulti-Ninurta (= Sanherib) jünger sein als der Ishtar-Tempel des Salmanassar. Andrae war anderer Meinung. Er schrieb den letztgenannten Tempel Salmanassar III. zu, der 400 Jahre nach Tukulti-Ninurta I. regiert haben soll. So heißt es bei ihm, dass S. III. seinen Tempel „so brüsk vor den noch bestehenden Tempeleingang des Tukulti-Ninurta-Baues setzt, daß man ihn kaum noch sehen kann“ [Andrae 1938, 114].

Die Zuordnung dieses Tempels zu S. III. ist offensichtlich wegen der genealogischen Angaben in der Bau-Inschrift erfolgt. Eine überzeugende archäologische Begründung, warum der Tempel Salmanassars jünger als der

des T.-N. sein soll, habe ich bei Andrae jedoch nicht gefunden. Andrae zeigte auf, dass der Salmanassar-Tempel auf den Resten älterer archaischer Tempel errichtet wurde:

„Die Tempelanlage Salmanassars III. ist eine Wiederherstellung des alten Iluschuma-Baus, der seinerseits über den archaischen Kultbauten der E-, G- und H-Schicht gelegen war, obwohl erheblich ausgedehnter als diese. [...] So bedient sich Salmanassar entweder des Iluschuma-Fundamentes aus gelben Muschelkalkblöcken oder dieser Blöcke selbst zur Errichtung seines eigenen Fundaments. Einige von diesen Blöcken versieht er mit seiner Bauinschrift“ [Andrae 1938, 148].

„Es hieß, dass die Kalksteinfunde eigentlich von dem Priesterfürsten Iluschuma vor 1.300 Jahren gebaut seien, von dem eine kleine Steinurkunde im Tempel bewahrt wurde“ [ebd., 47].

Schon die langen Zeitangaben zeigen deutlich, wie absurd die Daten der konventionellen Chronologie sind. {...} Im konkreten Fall steht die Frage, warum Tukulti-Ninurta I., der doch 400 Jahre vor S. III. regiert haben soll, seinen Tempel nicht über dem Tempel des Iluschuma errichtet hat, einem Platz, der als geheiligt galt, und dass dann S. III. seinen über dem alten Tempel errichteten Bau so brüsk vor den anderen Tempel gesetzt hat. Einfaches logisches Denken zeigt, dass es so nicht gewesen sein kann.

Nach meiner neuen Konzeption ist das Problem einfach zu lösen. Zunächst errichtete Salmanassar seinen Tempel auf den Fundament des archaischen Tempels. Dem später wirkenden Tukulti-Ninurta (= Sanherib) blieb nichts anderes übrig, als seinen Tempel neben dem bestehenden Tempel des Salmanassar zu setzen! Zwischen der Errichtung beider Tempel kann auch nicht viel Zeit vergangen sein, denn sie ähneln sich sehr [ebd., 215], Es fällt auch der mitannische Charakter auf: „Salmanassars Tempel hatte eigentlich nur einen einzigen großen Herdhausraum, er gehörte sehr zum churritischen Typus.“ [ebd., 47]. {...}

Umweit dieser beiden Ischtar-Tempel gab es noch einen dritten, der Assur-rescha-ischî (nach der Königsliste Vater des Tiglatpileser I.) zugeschrieben wird, einem Herrscher, der nach konventioneller Chronologie etwa 100 Jahre nach Tukulti-Ninurta I. regiert haben soll. Trotzdem macht dieser Tempel neben den Ruinen des Tukulti-Ninurta-Tempels, die „zu den eindrucksvollsten von Assur“ [ebd., 108] gehören, einen recht archaischen Eindruck:

„Dieser Tempel erlebt unter Tiglatpilesers Vater, Assur-rescha-ischî I., ein merkwürdiges Schicksal. Er wird erneuert, jedoch weder auf der von Tukulti-Ninurta I. gewählten Stelle, noch über dem archaischen Bau der Schichten H bis D, sondern weiter nach Nordosten verschoben. [...] Sein Bau hat geringen Umfang, schwächere Mauern, einfachere Raumgestal-

tung. Seine Fundamente bestehen aus kleinen Gipssteinblöcken. Wir wüßten wenig über den Urheber dieses Baus, wenn nicht einige beschriftete Lehmziegel des Bauherrn im Postament des Kultraumes gefunden worden wären“ [Andrae 1966, 191; vgl. Andrae 1938, 133].

Nach meiner Überzeugung wurde dieser Tempel unweit des archaischen Iluschuma-Tempels noch vor Tiglatpileser gebaut und von dessen Vater renoviert. Etwas später errichtete Salmanassar auf den Trümmern des Iluschuma-Tempels seinen Tempel, während noch etwas später Tukulti-Ninurta (=Sanherib) zwischen beiden, aber in Platznot, seinen Tempel baute. So hatte jeder der drei Großkönige im Rahmen des Ensembles des Ischtar-Heiligtums seinen Tempel.

Nimrud (Kalchu/Kalach)

Kalchu/Kalach, das heutige Nimrud (östlich des Tigris) war eine spätassyrische Residenzstadt. Über ihre Gründung berichtete in einer Gedenkstele Assurnasirpal II., Herrscher in Ninive. Diese wurde in einem Palast gefunden, der Salmanassar III. zugeschrieben wird [Pettinato 75, 133]. (Zur Erinnerung: Ich betrachte Salmanassar als Sohn des Assurnasirpal.) Auf der Stele heißt es:

„Die alte Stadt Kalchu, die Salmanassar, König von Assyrien, ein Prinz, der vor mir gelebt hat, errichtet hatte, war zerfallen und lag verlassen da. Diese Stadt hatte ich wiederaufgebaut“ [ebd., 80].

Es handelt sich um eine (schlechte) Übersetzung aus dem Italienischen: „principe“ ist natürlich mit „Fürst“ zu übersetzen (Diesen Hinweis verdanke ich Manfred Zeller). Dieser Salmanassar war anscheinend ein Kleinfürst, der vor den Ninive-Herrschern in Assur regiert hat (vgl. Kap. 3, ab S. 94). {...} Im neuen Kalchu gab es mehrere Bauwerke (Paläste), die nach den Inschriften bestimmten Herrschern zugeordnet werden:

- Nordwest-Palast: Assurnasirpal II.
- Zentral-Palast: Tiglatpileser III. (mit weiteren Inschriften späterer Herrscher)
- Arsenal (ekal-mascharti): Salmanassar II
- West-Palast: Adad-narari III. (gilt als Sohn des Schamschi-adad und der Semiramis)
- Südwest-Palast: Asarhaddon

Wie nach meiner Konzeption vorauszusehen war, fehlen in Kalchu Inschriften von Assurnarari V. und Salmanassar V. Archäologisch gesehen, gibt es interessante Beziehungen zwischen den inschriftlich genannten Herrschern.

Nach der konventionellen Chronologie soll Tiglatpileser III. etwa 100 Jahre nach Assurnasirpal II. regiert haben; ich betrachte beide als identisch. Moortgat [147] wies auf die auffallenden stilistischen Ähnlichkeiten der

Reliefplatten des Tiglatpileser III. im Zentral-Palast und denen des Assurnasirpal II. im Nordwest-Palast hin, nämlich „einer Bildgliederung ohne Standlinie, die an die primitive Komposition der churritisch-mitannischen Zeit erinnert“ (übrigens ein weiterer Beleg für meine Mitanni = Assyrer-These.)

Moortgat [146] wies auch darauf hin, dass die Kunst Tiglatpilesers III. „qualitativ nicht ganz die Höhe seiner großen Vorgänger des 9. Jahrhunderts“ hält. Als Baumeister des (konventionellen) 9. Jhs. meinte er natürlich Salmanassar III., womit auch meine These gestützt wird, dass Tiglatpileser zeitlich vor Salmanassar anzusetzen ist.

Zur Erhärtung meiner dargelegten Konzeption möchte ich weiterhin auf einen Fund aufmerksam machen, den Rassam 1878 im Imqur-Bel (Enlil), dem Landsitz der Großkönige 40 km östlich von Mossul, gemacht hat:

„Aus einem flachen Hügel barg er zwei riesige zweiflügelige Bronzetreue, von dem das eine von Assurnasirpal, das andere von Salmanassar III. vor den Eingang eines Palastes bzw. eines Tempels gesetzt worden war [Pettinato 141].

In Kalchu wurde der Südwest-Palast Asarhaddons, des Sohnes von Sanherib gebaut (bzw. restauriert), „unter Verwendung von Skulpturen, die für ein Gebäude Tiglatpilesers III. bestimmt gewesen waren“ [Lloyd 248]. Das bedeutet, dass Tiglatpileser III. nicht sehr lange vor dem letzten bedeutenden Großherrscher von Ninive gelebt haben kann. Sehr nahe standen sich nach dem archäologischen Befund (Zentralpalast) Salmanassar III. und Asarhaddon:

„Der Name Asarhaddons erscheint in Verbindung mit dem Salmanassars III. auf vielen Inschriften und in der Nähe fand Layard den ‚Schwarzen Obelisk‘“ [Lloyd 248].

Auch dies widerspricht der konventionellen Lehrmeinung, nach der zwischen Salmanassar III. und Asarhaddon ca. 150 Jahre vergangen sein sollen.

Im Thronsaal des Salmanassar an der Südseite des Arsenalts fanden sich Reliefzeichnungen, die unter anderem eine Begegnung des Salmanassar mit Marduk-zakir-schumi, dem König von Babylon, wiedergeben [Pettinato 137].

Nach meiner Konzeption regierten nach Salmanassar (III.=V.) nur Schamschi-adad V., „Sargon II.“ (Semiramis) und Sanherib. Rassam fand in Kalchu eine Statue Schamschi-adads V., des Ehemannes der Semiramis und angeblichen Sohnes der Semiramis III. [Lloyd 269]. {...} Aus einer anderen Inschrift geht hervor, dass „Sargon“ das Arsenal Salmanassars wiederhergestellt hat [Moortgat 148]. {...} Weiterhin wurde eine Statue der Göttin Nabu gefunden mit einer Inschrift, auf der sowohl Sammuramit (Semiramis) als „königliche Frau“ und Adad-narari III. als „König von Assur“ erwähnt werden [Pettinato 31 ff.] {...} Seltsamerweise wurde in Kalchu keine Inschrift des Sanherib gefunden. Stattdessen wurde im neuen Nabu-Tempel eine Inschrift des Adad-narari III. gefunden, die ich wegen ihrer Bedeutung wörtlich zitieren möchte:

„Palast von Adadnarari, dem großen König, dem König der Gesamtheit, dem König von Assur, welchem von Assur, Herr der Igigen, in jungen Jahren berufen und mit einem Reich ohnegleichen beschenkt wurde. Vom großen Meer der aufgehenden Sonne zum Meer der sinkenden Sonne hat seine Hand alle Länder erobert und unter seine Herrschaft genommen. Sohn von Schamschi-Adad, dem großen König, dem mächtigen König, dem König der Gesamtheit, dem König von Assur, dem König ohne Rivalen, Enkel von Salmanassar, dem König der Vier Teile der Welt, der alle seine Feinde wie eine Sintflut vernichtete, Erbe von Assurnasirpal, dem tapferen Helden, der die Wohnbauten vergrößerte, Nachkomme von Adadnarari, dem erhabenen Prinzen [=Fürsten; K.W.] der die Hilfe von Assur, Schamasch, Adak, Marduk [= Götter; K.W.] genoß, die ihm sein Land erweiterten, Nachfahr von Tukulti-Ninurta, dem König von Assur, dem König von Sumer und Akkad, von der Linie Salmanassars, des mächtigen Königs, der Ehursagkurkurra erweiterte, den ‚Berg der Länder‘, von der Linie Bel-kapka-bis, des frühen Königs, der noch vor der Königszeit Sulilis lebte, dessen Ruhm Assur seit den ältesten Zeiten verkündet hat.“ [Pettinato 224]

Diese Aufzählung scheint auf dem ersten Blick meinen Thesen über die assyrische Herrscherfolge zu widersprechen. Analysiert man sie aber näher, ergibt sich ein anderes Bild. Ich hatte schon dargelegt, dass ich Adad-narari III. mit Sanherib, der in Kalchu inschriftlich nicht vertreten ist, gleichsetze. Unter Sanherib wurde bekanntlich die „Große Assyrische Königsliste“ geschaffen; die von Adad-narari III. aufgezählten Vorfahren lesen sich wie ein Auszug aus dieser Liste: Sowohl die Liste wie auch die zitierte Aufzählung dienen offenbar dem Ziel, auf die lange Vergangenheit des „Assyriereiches“ hinzuweisen!

Für die Identität beider Herrscher sprechen auch die Angaben von Adad-narari III. über seine Feldzüge, die auffallend denen des Sanherib entsprechen. Wie dieser, hat Adad-narari im Westen

„Chatti, Amurru in seiner Gesamtheit, Tyros, Sidon, Omri (=Israel), Edom, das Philisterland bis zum Großen Meer der sinkenden Sonne erobert“ [Pettinato 228];

er bezeichnete sich als der „Erbe Salmanassars“ [ebd., 229].

Die unmittelbaren Vorfahren Adad-nararis waren auch die Vorfahren Sanheribs. Adad-narari I., der Vater Assurnasirpals (= Tiglatpileser) wurde rich-

tig auch als Kleinfürst bezeichnet. Über die Realität der archaischen Fürsten der Stadt Assur möchte ich noch gesonderte Untersuchungen durchführen; (25) Bel-kabkapi und (27) Sulili werden auch in der Königsliste erwähnt. Ich hatte schon darauf hingewiesen, dass ich es für möglich halte, dass es in Assur auch Stadtfürsten mit Namen Salmanassar und Tukulti-Ninurta gegeben haben kann. Adad-narari dürfte aber die historische Bedeutung dieses frühen T.-N. stark übertrieben haben, wie es in Ägypten Thutmosis III. mit seinem Vorgänger Sesostris aus der 12. Dynastie getan hat [vgl. Weissgerber *Aegyptiaca* II, 69 f.].

7. Urartu-Synchronismen

{Dieses Kapitel stand in der Originalfassung vor dem Archäologie-Kapitel.}
Dass meine Thesen richtig sind, kann auch an der Geschichte Urartus, des nördlichen Nachbarstaates von Assyrien, aufgezeigt werden. Heinsohn [1996b] hat überzeugend nachgewiesen, dass Urartu nichts anderes gewesen ist als das frühe Armenien. (Auch der von mir öfters zitierte Weiß vertrat bereits diese Auffassung.) Urartu war ein von einer indogermanischen Herrscher- und Erobererschicht geprägter Staat, in dem auch die autochthone Bevölkerung („Subaräer“) eine bedeutende Rolle spielte. {...}

Vor kurzem hat Tessa Hofmann weitere überzeugende Beweise für die Kontinuität der urartäisch-armenischen Geschichte vorgelegt. Armenisch ist zweifellos eine indogermanische Sprache, enthält aber noch heute im Wortschatz, in der Grammatik und im Lautbestand erhebliche churritische und georgische Bestandteile. „Urartäisch“ war eng mit dem Churritischen und heutigen ostkaukasischen Sprachen verwandt [Hofmann 1997, 23 ff.]. *{Linguisten wundern sich immer wieder darüber, dass das Churritische nach konventioneller Chronologie um -1200 ausgestorben sein soll, während das eng verwandte Urartäisch sich erst im -8. Jh. als Literatursprache entwickelt haben soll. Ich vertrete dagegen die Auffassung, dass beide Sprachen gleichzeitig als Literatursprachen blühten und sich gegenseitig beeinflussten. K.W. 2005}*

Um die Geschichte Urartus richtig zu verstehen, muss man allerdings berücksichtigen, dass auch die Herrscherabfolge Urartus verdoppelt worden ist, was meines Wissens noch kein ZS-Autor so gesehen hat. {...} Nach konventioneller Auffassung regierten in Urartu nacheinander folgende Könige: Sardur I. – Ispuini – Menua – Argisti I. – Sardur II. – Rusa I. – Argisti II. – Rusa II. (und die letzten, kaum fassbaren Herrscher). Dass eine Verdopplung vorliegen muss, habe ich sowohl aus den urartäischen Quellen (Inschriften) wie auch aus den „Siegesberichten“ der Herrscher von Ninive (nach dem von mir rekonstruierten realen Geschichtsablauf) geschlossen. Ich gehe nunmehr von folgender Herrscherabfolge aus:

Sardur I. = Sardur II.
Ispuini = Rusa I.
Menua (Mena)
Argisti I. = Argisti II.
Rusa II.

Ich beabsichtige, meine neue Konzeption in einem besonderen Beitrag zu begründen und beschränke mich deshalb hier auf kurze Bemerkungen. In den urartäischen Texten tragen die Herrscher natürlich keine Ordnungszahlen. Diese haben ihren Ursprung in der verfälschten assyrischen Chronologie.

Ispuini und Rusa I. betrachte ich als identisch, weil ihnen in den Inschriften die gleichen Erfolge, z. B. die Eroberung von Mussasir, zugeschrieben werden. Ispuini wurde in Inschriften als Sohn von Sardur (I.), Rusa I. als Sohn von Sardur (II.) bezeichnet. Sardur I. und Sardur II. müssen somit identisch gewesen sein. Menua wurde in Inschriften als Sohn von Ispuini bezeichnet.

Assurnarari V., der Vorgänger des Usurpators Tiglatpileser III. in Ninive, wurde nach einer Inschrift des Sardur (konv. II.) besiegt, als er Urartu erobern wollte [Riemschneider 1965, 71,73]. Tiglatpileser rühmte sich, als T. I., seiner Feldzüge gegen Urartu und hinterließ eine Inschrift am Wan-See [ebd., 13 ff.]. Als T. III. kämpfte er gegen Sardur (II.) und besiegte ihn nach eigenen Angaben [ebd., 71, 73 f.].

Adad-narari und Assurnasirpal, die beiden Alter egos des Tiglatpileser, berichteten unter diesen Namen nicht über Feldzüge gegen Urartu. Assyriologen wundern sich darüber, dass sich Sardur I. die Titulatur des „längst verstorbenen Assurnasirpals“ und nicht die des Salmanassar zulegte [ebd., 31]. Nach meiner Konzeption ist dieses 'Wunder' leicht zu erklären: Salmanassar war der Sohn und Nachfolger des Tiglatpileser = Assurnasirpal! Wie schon ausgeführt, führte Salmanassar als S. I. Feldzüge gegen „Uratru“. Als S. III. unternahm er auch einen solchen Feldzug, ohne erfolgreich zu sein [ebd., 18 f.]. Menua wurde meines Wissens in assyrischen Texten nicht erwähnt. Als dessen Nachfolger gilt Argisti I., als Nachfolger des Rusa I. gilt Argisti II. Ich betrachte beide als identisch. Nach konventioneller Chronologie wirkte Argisti I. in der Zeit zwischen Adad-narari III. und Salmanassar IV., Argisti II. in der Zeit Sanheribs. Wie ich darlegte, identifiziere ich Adad-narari und Sanherib, so dass auch Argisti I. und II. schon aus diesem Grund gleichzusetzen sind. Sohn des Argisti II. war Rusa II., unbestritten ein Zeitgenosse des Asarhaddon, des Sohnes von Sanherib, der einen Feldzug gegen Urartu durchführte.

Wie dargelegt, hatte nach einer assyrischen Inschrift Salmanassar IV. seinen Feldherrn Schamschi-ili beauftragt, einen Feldzug gegen Urartu zu führen. Trotz Beuteberichten wurde offensichtlich kein Sieg errungen [ebd.,

19]. Ich hatte vorgeschlagen, Salmanassar IV., den Sohn Adad-nararis III., mit Asarhaddon gleichzusetzen.

Nach einer Inschrift soll Argisti (I.) Vater eines Sardur gewesen sein. Entsprechend der konventionellen Chronologie wird deshalb die Existenz eines Sardur II. angenommen. Ich halte es für möglich, dass Rusa II. den Beinamen Sardur führte. (Der ursprüngliche Text wurde stark gekürzt. Der jetzige Text wurde, um verständlich zu bleiben, neu formuliert.)

Die Endphase der Geschichte Urartus ist unklar. Offenbar ging Urartu, wie das Großreich von Ninive, im Medersturm unter. Assyrien und Armenien blieben aber als blühende Landschaften bestehen, allerdings zunächst als persische Satrapien.

Erwähnte/zitierte Literatur

(Wegen der gebotenen Seitenzahl werden die im Literaturverzeichnis von *Hellenica* III genannten Bücher und Beiträge hier weggelassen.

Andrae, Walter (1938): Das wiedererstandene Assur. Leipzig

- (1977): Das wiedererstandene Assur. (Zweite, sehr überarbeitete Ausgabe. Hg. Barthel Hrouda). München

Awdijew, Wsewolod (1953): Geschichte des Alten Orients. Berlin/DDR

Bardtke, Hans (1969): Bibel, Spaten und Geschichte. Leipzig

Bezold, Carl (1926): Ninive und Babylon. Bielefeld · Leipzig

Brentjes, Burchard (1970): Die orientalische Welt. Berlin/DDR

Galling, Kurt (Hg.; 1968): Textbuch zur Geschichte Israels. Tübingen

Gressmann, Hugo (1926): Altorientalische Texte zum Alten Testament. Berlin u. a.

Haag, Herbert (Hg.; 1969): Bibel-Lexikon. Leipzig

Heinsohn, Gunnar (1991): „Stratigraphische Chronik Israels“; in: VFG 3 (6) 37-52

Helck, Wolfgang (1963): Die Beziehungen Ägyptens zu Vorderasien im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Wiesbaden

Herrmann, Siegfried (1973): Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit. Berlin

Herzog, Roman (1998): Staaten der Frühzeit. Ursprünge und Herrschaftsformen. München

Hofmann, Tessa (1997): Annäherung an Armenien. Geschichte und Gegenwart. München

Illig, Heribert (1993): „Juda und seine persischen Könige“, in: VFG 5 (1) 52-54

Iosephus, Flavius (1985): Des Flavius Iosephus Jüdische Altertümer (Hg. Heinrich Clementz). Wiesbaden

Jepsen, Alfred (Hg.; 1975): Von Sinuhe bis Nebukadnezar. Dokumente aus der Umwelt des Alten Testaments. Berlin/DDR

Jirku, Anton (1956): Die Ausgrabungen in Palästina und Syrien. Halle/Saale

- (1963): Geschichte Palästina-Syriens im orientalischen Altertum. Aalen

Klengel, Horst (1961a): „Tukulti-Ninurta I. König von Assyrien“, in: Das Altertum (Berlin/DDR) VII (2) 67 ff.

- (1961b): „Aziru von Amurru und seine Rolle in der Geschichte der Amarna- Zeit“,

- in: Mitteilungen des Instituts für Orientforschung (Berlin/DDR) X.57 ff.
- (1965); Geschichte Syriens im 2. Jahrtausend v. u. Z. Teil I: Nordsyrien. Berlin
 - (1967): Geschichte und Kultur Altsyriens. Leipzig
 - (1976): Hammurapi und seine Zeit. Berlin/DDR
- Lloyd, Seton (1981); Die Archäologie Mesopotamiens. Von der Altsteinzeit bis zur persischen Eroberung. München
- Luckenbill, Daniel David (1924): The Annals of Sennacherib. Chicago
- (1926): Ancient Records of Assyria. I-II. Chicago
- Meyer, Eduard; Geschichte des Altertums. Stuttgart · Berlin
- (1928) Band I/2 – (1931): Band II/1
- Meyer, Gerhard R. (1975): Was uralte Denkmäler erzählen. Kurze Wegleitung durch das Vorderasiatische Museum. Berlin/DDR
- Moortgat, Anton (1967): Die Kunst des alten Mesopotamien. Köln
- Pettinato, Giovanni (1988): Semiramis. Herrscherin über Assur und Babylon. Zürich
- Pritchard, James B. (Hg.; 1955): Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament. Princeton
- Radke, Ralf (1997): „Achämeniden und die jüdische Chronologie“; in: ZS 9 (3) 434-465
- Riemschneider, Margarete (1965): Das Reich am Ararat. Leipzig
- SAB (1978) = Sumer-Assur-Babylon. 7000 Jahre Kunst und Kultur zwischen Euphrat und Tigris (Ausstellungsführer). Hildesheim
- Schnabel, Paul (1923): Berossos und die babylonisch-hellenistische Literatur. Leipzig · Berlin
- Struwe, Wassili (Hg.; 1959): Der Alte Orient. Chresthomatie. Berlin/DDR
- Weidner, Ernst (1959): Die Inschriften Tukulti-Ninurtas und seiner Nachfolger. Graz (Archiv für Orientforschung, Beiheft 12)
- Weiß, Johann Bapt. v. (1928): Weltgeschichte. I. Band. Geschichte des Orients. Graz
- Weissgerber, Klaus s. S. 347
- Winzeler, Peter (1995): „War David Salem-Ezar Nebukadnezar?“; in: ZS 7 (2) 122-144
- Zeissl, Helene von (1955): Äthiopien und Assyrer in Ägypten. Glückstadt · Hamburg
- Zeller, Manfred (1993): „Assyrica I“, in: VFG 5 (5) 16-36
- (1994): „Assyrica II“, in: VFG 6 (1) 18-34
 - (1995): „Assyrica III“, in: ZS 7 (4) 411-423
 - (1996): „Assyrica IV“, in: ZS 8 (1) 92-117
 - (1997): „Herrscher und ihre Schichten. Ein Zwischenruf“, in: ZS 9 (4) 599-601

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstr. 6
 klaus_weissgerber@yahoo.de

Anhang

Konventionelle assyrische Herrscherabfolge (Kurze Chronologie)

Nach wie vor steht für konventionelle „Assyriologen“ die assyrische Herrscherabfolge gemäß der dubiosen „Großen Königsliste“ fest. Umstritten sind lediglich die Regierungszeiten der Herrscher; die „kurze Chronologie“ hat sich inzwischen allgemein durchgesetzt.

In der Erfassung der „Vorsargoniden“ gab ich die konv. Regierungsjahre nach einer älteren Herrscherliste [Pettinato 293-97] an; diese konnte ich, da es sich um eine Dokumentation handelt, nicht ändern. Die folgende Liste beruht auf dem derzeitigen konventionellen „Erkenntnisstand“ [nach Eder/Renger 2004, 18-74]. Ich verzichte hier auf die Wiedergabe der legendären assyrischen Stadtfürsten und beginne mit den „mittelassyrischen“ Herrschern.

73: 1353-1318	Assur-uballit I.	97: 967-935	Tiglatpileser II.	
74: 1318.1308	Enlil-Narari	98: 935-912	Assur-dan II.	
75: 1307-1296	Arik-dan-ili	99: 912-891	Adad-narari II	
76: 1295-1264	Adad-narari I.	100: 891-884	Tikulti-Ninurta II.	
77: 1263-1234	Salmanassar I.	101: 884-859	Assurnasirpal II.	
78: 1233-1197	Tukulti-Ninurta I.	102: 859-824	Salmanassar III.	
79: 1196-1194	Assur-nadin-apli	103: 824-811	Schamschi-adad V.	
80: 1193-1188	Assur-narari III.	104: 811-783	Adad-narari III.	
81: 1187-1183	Enlil-kudurri-usur	-	Sammurarat/Semiramis, Regentin (m.E. mit „Sargon II.“ identisch)	
82: 1182-1179	Ninurta-apil-ekur	105: 783-773	Salmanassar IV.	
83: 1179-1134	Assur-dan I.	106: 773-755	Assur-dan III.	
84: 1133	Ninurta-tukulti-assur	107: 755-745	Assur-narari IV.	
85: 1132	Muttakil-tukulti-assur	-	745-727	Tiglatpileser III.
86: 1132-1115	Assur-rescha-ischi I.	-	727-722	Salmanassar V.
87: 1114-1076	Tiglatpileser I.	-	722-705	Scharukkin (Sargon II.)
88: 1075-1074	Ascharid-apil-Ekur	-	705-681	Sanherib
89: 1073-1056	Assur-bel-kala	-	681-669	Asarhaddon
90: 1055-1054	Eriba-adad II.	-	669-631	Assurbanipal
91: 1053-1050	Schamschi-adad IV.	-	631-627	Assur-etil-ilani
92: 1049-1031	Assurnasirpal I.	-	627/626	Sin-schum-lischer
93: 1030-1019	Salmanassar II.	-	626-612	Sin-scharra-ischkun
94: 1018-1013	Assur-narari IV.	-	612	Eroberung Ninives durch Meder und Babylonier
95: 1013- 972	Assur-rabi II..			
96: 972- 967	Assur-rescha-ischi			

Stürmten die Wikinger 400 Jahre zu spät in die Normandie?

Armin Wirsching

Wie die Normandie ein fränkisches Herzogtum wurde

Die Geschichtsbücher lehren, dass das von Normannen im 9. Jh. eroberte Land im nordwestlichen Frankreich, der seeseitige Teil der Normandie um Rouen, im Jahr 911 ein fränkisches Herzogtum wurde [Bates 1982, 2 ff.]. Mit diesem Datum endete eine rund 70 Jahre andauernde Aggression gegen das Reich der Westfranken. Dudo, der Kanoniker von St. Quentin in Rouen war und von einem der späteren normannischen Herzöge als Kanzler an den Hof gerufen wurde, schildert in seinem 1015–1026 entstandenen Geschichtswerk *De moribus et actis primorum Normanniae ducum* [LMA 3, 1438 f.] ein Zusammentreffen der beiden Hauptakteure jener Zeit, das als Gründungsakt der Normandie gilt. Rollo, der Anführer der Normannen, erschien 911 „unter eidlicher Versicherung freien Geleites“ vor König Karl III. Man traf sich in Saint Clair-sur-Epte, einem Ort auf halbem Weg zwischen Rouen und Karls Residenz Paris. Rollo legte seine Hände zwischen die des Königs, „was noch keiner seiner Vorfahren getan hatte“, gelobte dem König Treue, versprach mit seinen Leuten zum christlichen Glauben überzutreten und erhielt „das beschriebene Land als Grundeigentum“ für alle Zeit. Den von Karl geforderten Fußkuss wollte Rollo freilich nicht leisten, wobei nicht bekannt ist, ob er wusste, dass dies kein königlich fränkisches Vertragsritual war, sondern eine Demutsgeste oströmischer Kaiser vor dem Papst. Ein Gefolgsmann, der an seine Stelle trat, riss, selbst aufrecht stehend, den Fuß des sitzenden Königs an seinen Mund und stürzte den König unter allgemeinem Gelächter rückwärts vom Thron [zu den Einzelheiten der Begebenheit s. Hattenhauer 1990, passim].

Es verwundert, dass Dudo von St. Quentin rund einhundert Jahre nach dem Treffen als Datum 911 nennen konnte, obwohl das Jahr des Vertragschlusses vorher unbekannt war [ebd., 5]. Auch die Jahreszahl an sich ist bemerkenswert, denn „911“ markiert auf der Zeitskala das Ende der Phantomzeit 614–911 [Illig 1999] und den Wiederbeginn der Realzeit. Das Jahr 911 ist außerdem das Jahr, in dem Karl III. erstmals als Staatsmann in Erscheinung tritt [Brühl 2001, 128]. Ohne dass von ihm vorher ein Kontakt zur Außenwelt überliefert ist, gelingt es dem Westfrankenkönig in jenem Jahr, sein Reich Neustrien und das *regnum Hlotharii* mit Hilfe der ostfränkischen Großen zu vereinen. Warum mag Dudo als Gründungsjahr der Normandie 911 genannt haben und nicht beispielsweise 907, was für ihn, rückschauend,

genauso zutreffend gewesen wäre? Warum erzählt er die absolut unglaubliche Szene des Fußkusses? Ich meine, dass Dudo um die mit Geschichten gefüllte Zeit vor 911 wusste und Berichte über die Eroberungszüge der Normannen in jener Zeit kannte. Dass ein Vorfahr seines Auftraggebers, des regierenden Herzogs der Normandie, vor dem Abkommen mit dem Frankenkönig und vor der Landübergabe mit seinem „aus Dänen bestehenden Heer“ [LMA 7, 966] zuvor bei Chartres eine schwere Niederlage erlitten hatte, war Teil der überlieferten Familiensaga und musste von Dudo als reales Ereignis in realer Zeit dargestellt werden. Der Schreiber erreichte das rettende Ufer der Realzeit, indem er die Schlacht im Juli 911 stattfinden ließ [Vogel 1906, 397] und das friedensstiftende Treffen danach in demselben Jahr. Man könnte sagen, dass beide Ereignisse von Dudo an den Beginn einer damaligen 'Neuzeit' gesetzt wurden. Hierzu passt, dass er zu den vorangegangenen 20 Jahren von 890 bis 910 nichts berichtet. Die Jahre waren ereignislos und Rollo alterte in jener Zeit nicht, wie Vogel [1906, 383] nachweist und dazu feststellt, dass Dudos Erzählung chronologisch unsicher und verwirrt ist. Und die Fußkuss-Szene? König Karl III. erhielt das Attribut „simplex“ um 1000 [Heinsohn 2001, 635], und Dudo dürfte die Szene erfunden haben, um ihn lächerlich zu machen: Karl – fürwahr ein Karolus Simplex.

Der Schlacht von Chartres vorausgegangen war eine Schreckenszeit, während der die Normannen nach Belieben im Frankenreich wüteten. Bei konventioneller Betrachtung des Geschichtsablaufes ist es deshalb durchaus verständlich, dass Karl III. den Sieg über die Normannen als günstige Gelegenheit erkannte, um unter Ausnutzung der normannischen Schwäche Frieden im Land zu schaffen. Nachdem er die Westfront beseitigt hatte, konnte er sich auf die Integration der östlichen Teile des Frankenreiches konzentrieren, was – erstaunlich genug – in ebenfalls demselben Jahr 911 in Bezug auf das *regnum Hlotharii* tatsächlich gelang.

Die Wikingerzüge der Normannen im Westfrankenreich

Die als zeitgenössisch und wahrhaftig geltenden fränkischen Quellen berichten, dass kriegerische Seeleute, aus dem Norden kommend, ab 840 an der Nordwestküste des Frankenreiches an Land gingen, die Ortschaften plünderten und das Land verwüsteten [zur Wertung der Quellen als glaubwürdig s. Zettel 1977, 199]. Die Herkunft der Normannen lässt sich mit Dänemark, Südschweden und Südnorwegen umreißen:

„Die Bezeichnung Normannen wird entweder allg. für die Skandinavier gebraucht, die vom 8. bis 11. Jh. fremde Länder heimsuchten (→ Wikinger) [Einschub LMA] und sich teilweise dort niederließen oder für die Dänen und Norweger, die in dieser Zeit nach West- und Südeuropa übergriffen“ [LMA 6, 1249].

Die Begriffe Normannen und Wikinger werden heute wie selbstverständlich synonym gebraucht, denn

„das Zeitalter der Wikinger begann, als Skandinavier zum ersten Mal Westeuropa angriffen, und es endete, als diese Angriffe aufhörten“ [LMA 9, 1989].

Die ursprüngliche Kennzeichnung der Nordmänner als ‚vicing‘ taucht dagegen nur in angelsächsischen Chroniken des frühen Mittelalters auf, wurde auch dort nur selten gebraucht und wenn, dann im Kontext mit räuberischen Angriffen von See her [Zettel 1984, 7].

Zur Abfolge der Normannen-Invasionen und zum Verlauf der Beutezüge im Landesinneren lässt sich ein Bild aus fränkischen Annalen gewinnen. Insgesamt 47 Überfälle hat man gezählt [Durant 1978, 147]. Nachstehend wird eine Auswahl der überfallenen, geplünderten und verwüsteten Orte geboten [Durant 1978, 148 f; Vogel 1906, passim]:

840 Rouen · 843 Nantes · 848 Bordeaux · 849 Beauvais, Bayeux, Evreux;
853 · 858 · 862 · 886 · 903 Tours · 856 · 861 · 885 Paris · 856 Orleans;
880 Nijmegen, Courtrai, Gent, Lüttich;
881 Köln, Worms, Koblenz, Prüm, Aachen;
882 Trier, Reims · 883 Amiens · 885 Rouen · 911 Chartres.
911 endigten die Wikingerzüge mit der Gründung der Normandie.

Warum es generationenlang nicht möglich war, gegen die Normannen wirksamen Widerstand zu organisieren, wird in den Annalen nicht hinreichend erklärt. Bei Wertung der überlieferten Berichte als Erzählungen zur Ausfüllung von Zeit bietet sich eine Erklärung an: Weil die Schandtaten nur auf dem Pergament stattfanden, bedurften sie keiner intensiven Abwehr. Die im 9. Jh. auf das Westfrankenreich einstürmenden Wikinger erschienen dort nur „virtuell“ [Illig 1999, 157]. Dass in den von ihnen angegriffenen Städten Köln, Duisburg, Xanten, Worms, Koblenz, Aachen und im Kloster Prüm kein Normanensturm stattfand und noch nicht einmal ein lauer Wikingerwind wehte, hat Fritzsche [2004, 161 ff.] gezeigt. Er vermutet, dass die Überfälle von späteren Chronisten erfunden wurden, um die Orte älter erscheinen zu lassen [ebd. 167]. Das wäre aber nicht nötig gewesen, weil die Orte schon in merowingischer Zeit bekannt waren. Illig [1999, 161] nimmt an, dass wikingerzeitliche Attacken des 10. Jhs. rückprojiziert und dabei verdoppelt wurden.

Wenn es es keine Wikingerereinfälle ins Westfrankenreich im 9. Jh. gab, die der Gründung des Herzogtums Normandie vorausgingen, was geschah dann zuvor? Die Normannen wurden doch nicht zu friedlicher Landnahme eingeladen. Gab es auch in England keine gewaltsame Landnahme von See her? Ist alles nur Fama? Nein, keineswegs.



Die Gebiete der normannischen Aggression im 5. Jh. [Grafik: A: Wirsching]

Blick zurück in eine andere Zeit

Flodoard von Reims (894–966), Kanonikus und Historiograph der Kathedrale von Reims führte in den Jahren 916–966 knappe, aber zuverlässige Aufzeichnungen zum Zeitgeschehen [LMA 4, 549]. Zum Jahr 925 berichtet Flodoard [*Annales*], dass man einst einen Vertrag mit den Normannen geschlossen hat: „*Nortmanni de Rodomo foedus quod olim pepigerant...*“ In seinen *Historiae ecclesiae Remensis* geht Flodoard [MPL 135, Sp. 293; s. auch Hattenhauer 1990, 6] auf die Schlacht von Chartres ein und teilt mit, dass sich die Normannen danach bereit erklärt hatten, den christlichen Glauben anzunehmen. Daraufhin seien ihnen einige Gaue überlassen worden sowie die Stadt Rouen, die sie fast völlig zerstört hatten. Beide Mitteilungen Flodoards sind hier insofern höchst bemerkenswert, als zur Zeit ihrer Niederschrift der auf das Jahr 1000 abgestimmte Beginn der weltlichen Endzeit noch kein konkretisiertes Thema war. Der damit verbundene Zeitsprung über dreihundert Jahre lag um 925 noch unbekannt im Schoß der Zukunft, und es gab folglich keinen Anlass, an die Ausfüllung fiktiver Jahrhunderte mit Ereignissen zu denken. Wenn aber 925 noch kein Bedarf für die Ausfüllung von Leerzeit mit Geschichte(n) bestand, dann können sich Flodoards Anmerkungen zur Zerstörung der Stadt Rouen, zur Schlacht von Chartres und zur Überlassung von Land am Unterlauf der Seine nicht auf jene Normannen beziehen, die Dudo von St. Quentin einhundert Jahre später im Blick hat.

Nun lässt sich entgegenen, dass dies so sein mag, aber zumindest könne es keinen Zweifel darüber geben, dass Flodoard von Ereignissen im Jahr 911 spricht, wenn er die Schlacht von Chartres und den Vertrag von Saint Clair-sur-Epte erwähnt. Flodoards Annalen seien eine unabhängige Quelle, die Dudos – zugegebenermaßen nicht ganz unproblematischen – Bericht bestätigen. Auf den ersten Blick möchte man dem folgen. Flodoard war Zeitgenosse des Geschehens, und auf ihn sollte Verlass sein. Dann aber stellt sich doch die Frage, warum er 925 nicht schrieb, dass vor etwa 14 Jahren dies und jenes geschah. Stattdessen schrieb Flodoard „*olim*“ (einst) und verwies damit das Geschehen in eine unbestimmte, längst vergangene Zeit. Das von Dudo genannte Jahr 911 kann für Flodoard nicht *olim* sein. Mit der unbestimmten Zuordnung *olim* gerät aber das Zeitgerüst ins Wanken. Die nur 11 Jahre zurückliegende Wende vom 9. Jh. zum 10. Jh. wird wegen der – erst zur Millenniumswende 1000 sich ergebenden – 300 Jahre Phantomzeit, von der Flodoard noch nichts wissen konnte, zur Wende vom 6. Jh. zum 7. Jh.

Unversehens stehen wir um 600 in der real abgelaufenen Merowingerzeit. Damit entfällt zunächst einmal Karl III. als König von Westfranken und Widerpart des Normannenführers Rollo, denn Herrscher über Westfranken (Neustrien) war um 600 Chlothar II. (584–629). Glücklicherweise vereinfacht

sich die Situation aber wieder, denn Chlothar II. ist das *Alter ego* von Karl III. (879–929) [Wirsching 2004, 582]. ***Chlothar II. und Karl III. waren eine und dieselbe Person, die man dem Namen nach zerlegt und der Realzeit um 600 einerseits und derselben Realzeit um 900 andererseits zugeordnet hat.*** Beide Herrscher vereinten das Westfrankenreich mit dem *regnum Hlotharii* – der eine 613 und der andere 911 – und zwar auf friedliche Weise mit Hilfe der ostfränkischen Großen. Unmittelbar vorausgegangen waren jeweils Kämpfe mit den ins Reich eingedrungenen Nachbarn an der Ostgrenze. Die Nachbarn von 613 sind als Awaren bekannt und die Nachbarn von 911 als Ungarn. Vom jungen König Karl ist nichts sicher überliefert, was verständlich wird, wenn man erkennt, dass der junge Karl der junge König Chlothar II. war. Nach ihren Auftritten in der Geschichte starben Chlothar II. und Karl III. zeitlich genau um 300 Jahre versetzt 629 bzw. 929.

Wenn Karl III. und Chlothar II. identisch sind, wurde dann die Normandie unter dem Merowingerkönig Chlothar II. um 611 eigenständiges Herzogtum? Die Antwort lautet ‚ja‘ nach Dudos Erzählung, jedoch ‚nein‘ nach Flodoards dokumentierender Aufschreibung. Weil „911“ und „611“ etwa dasselbe Jahr bezeichnet, Flodoards Angabe *olim* aber weit in die graue Vergangenheit weist, müssen die Schlacht von Chartres und das Treffen in Saint Clair-sur-Epte lange vor 611 stattgefunden haben. Demnach wäre das Land an der Ostküste des Kanals bereits in frührmerowingischer, möglicherweise schon in römisch-gallischer Zeit heftig von See her attackiert worden. Es ist zu prüfen, ob sich die Beutezüge der Wikinger in Ereignissen jener Zeit spiegeln.

Römerzeitliche Normanneneinfälle nach Gallien

Seit die Römer das Imperium nach Nordgallien und Britannien ausgedehnt hatten, war bekannt, dass seefahrende Völker, von Nordosten kommend, an der Küste entlang auf Handels- und Beutezüge gingen. Überliefert ist, dass Constantius die Nordmänner 288, 294 und 313 bekämpfen ließ [Kurovski 1986, 17], Julian (Apostata) 358 und Valentinian 370 [Zöllner 1970, 18, 21]. Besonders berüchtigt waren die Saxones, die nach Angaben von Ptolemaios auf der „Cimbrischen Halbinsel“ zwischen Nord- und Ostsee wohnten. Archäologischen Untersuchungen zufolge war das westliche Schleswig-Holstein das Kerngebiet des Sachsen-Volkes. Östlich angrenzend wohnten die Angeln in der noch heute nach ihnen benannten Landschaft. Schon im frühen 3. Jh. drängten die Sachsen nach Süden in das Gebiet westlich der Elbe und überlagerten sich dem Volk der Chauken, das aus der Geschichte verschwand [Wenskus 1961, 542 ff.]. Auch die Angeln drängten nach Süden und erreichten das Ostufer der Elbe. Nach Genrich [1991, 143] waren die Sachsen kein genuiner Stamm, vielmehr waren es

„die wodansgläubigen Heerschaften, die sich mit den Kriegerverbänden anderer Stämme zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenfanden, die den Kult und den Namen übernahmen.“

Im 4. Jh. siedelten Sachsen, Angeln und Friesen im heute holländischen und belgisch-flämischen Gebiet und griffen spätestens seit Beginn des 5. Jhs. massiv an der Küste entlang nach Süden aus. Der *Notitia dignitatum*, einem um 400 entstandenen und bis 430 aktualisierten Handbuch zur Organisation des römischen Militärwesens ist zu entnehmen (Kapitel 37 und 38), dass die Verteidigungsbereiche an der Küste von *Belgica secunda* (Normandie) und *Tractus Armoricanus* (Bretagne) als *Litus Saxonicum* = **Sachsengestade** bezeichnet wurden [Seeck 1876] (s. Bild 1). An der Normandie-Küste gab es eine tiefgestaffelte Verteidigungslinie, die allerdings um die Mitte des 5. Jhs. dem Ansturm nicht mehr gewachsen war und zusammenbrach [RGA 18, 525]. Auch die britische Küste stand unter dem Druck seefahrender Saxones. Einem „großen Sachseneinfall“ 408/10 [Martin 1987, 37] konnte Britannien nur wenig Widerstand entgegensetzen.

Die Macht der normannischen Eindringlinge gründete sich auf die Anforderungen, die mit kriegerischer Seefahrt auf der rauen Nordsee und mit dem kooperativen Zusammenwirken kleiner Mannschaften verbunden waren:

- die seemännische Befähigung des Schiffsführers,
- seine unantastbare Disziplinargewalt,
- die unbedingte Gefolgschaftstreue der Mannschaft,
- der alle einigende Wille zu siegen und Beute zu machen.

Hinzu kam der hohe Standard, den Schiffe und Schiffsführung erreicht hatten. Das Rudern mit Riemen (lat. *remus*) hatten die Normannen von der römischen Marine übernommen, der sie in der frühen Piratenzeit mit der nordischen Paddel-Technik unterlegen waren. Den Standard des Schiffbaues demonstriert das in der Gemeinde Öster Sottrup 10 km nordwestlich von Sønderburg gefundene und in das ausgehende 4. Jh. datierte Nydam-Schiff [Eilmers 1988, 161]. Es ist 23 m lang, mittschiffs 3,3 m breit und hat 1,2 m hohe Bordwände. Der ursprünglich zum Einbaum-Schiff ausgehöhlte Baumstamm wurde zum Kiel, auf den man fünf einander überlappende, etwa 0,45 m breite Eichenplanken aufsetzte und mit Eisenstiften vernietete (Klinkerbauweise). 15 Paare Ruderer sorgten für den Vortrieb (s. Bild 2, 3).

Die Entwicklung im 5. Jh. lässt sich wie folgt umreißen [Strasser 1931, 30]:

- Vor der Mitte des 5. Jhs. siedelten Sachsen südlich der heutigen Grenze Belgiens gegen Frankreich und im küstennahen Teil der Normandie.
- 450 setzten sich Sachsen an der Loire fest,
- 455 bedrohten Sachsen die Bretagne,
- 463 erschienen Sachsen unter Adovacrius vor Angers,

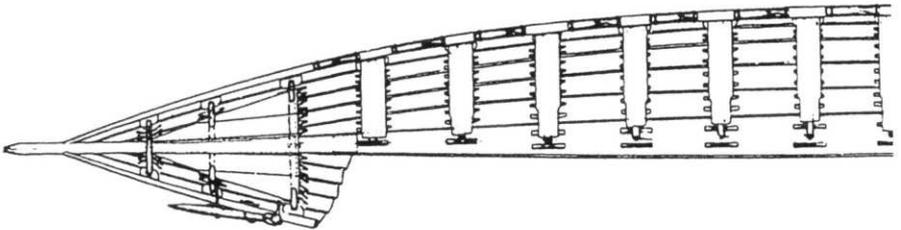
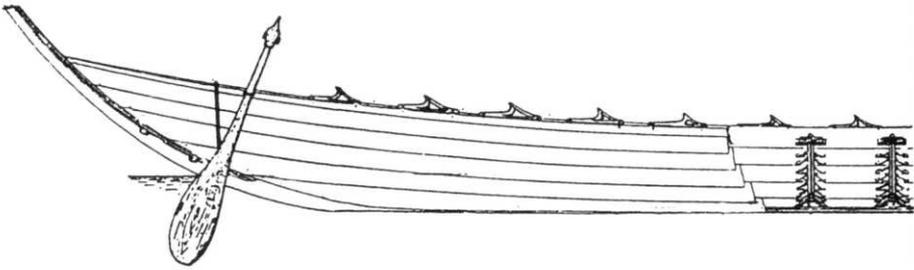
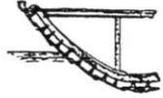
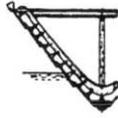
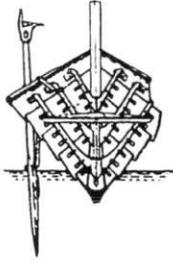
469 griffen Sachsen Angers an und wurden abgewiesen,
475 fuhren Sachsen die Garonne aufwärts,
vor 490 belagerten Sachsen 60 Tage Nantes [s. auch Zöllner 1970, 51].

Die länger als 50 Jahre andauernde Kämpfe umfassen die Zeit, in der die Beutezüge der Sachsen – Sachsen in weitem Sinn – von stationären Lagern an der nordgallischen Küste ausgingen und weit nach Süden vorgetragen wurden. Vorausgegangen waren über Generationen hinweg andauernde Kämpfe, die erforderlich waren, um feste Standorte am *Litus Saxonicum* zu gewinnen. Über alles gesehen, ist eine Drei-Phasen-Entwicklung zu erkennen, wie sie später auch die Wikingerzeit kennzeichnet: Plünderung → Eroberung → Kolonisation [Zettel 1977, 176]. Bedenkt man die ständigen Angriffe von See her, wird klar, warum die Römer starke Truppenverbände im Norden Galliens und insbesondere an der Küste stationierten und zudem Fürsten der einheimischen Bevölkerung als Förderaten gegen die eindringenden Fremden mobilisierten. Gregor von Tours berichtet, dass der Merowingerfürst Childerich, föderierter General der Römer unter Aegidius und dessen Nachfolger Paulus, die Sachsen 469 bei Angers schlug und von den Loire-Inseln vertrieb [Ewig 2001, 16].

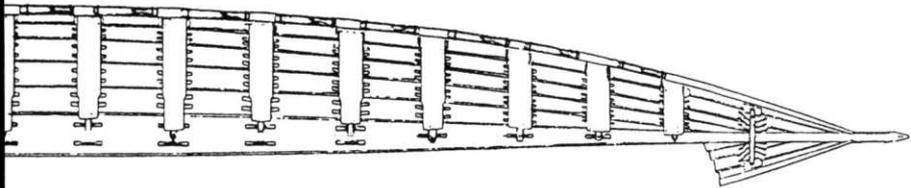
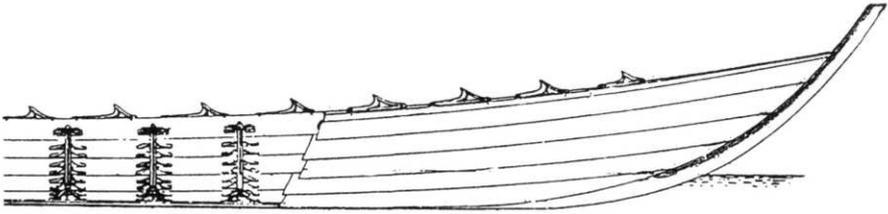
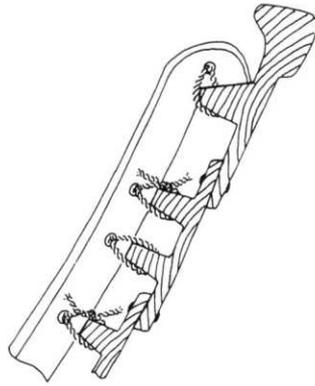
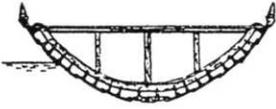
Chlodwig (Chlodowech, um 465–511), Sohn des Childerich und salischer Teilkönig von Tournai seit 481/82, schritt zunächst nicht gegen die Normannen in der Bretagne und Normandie ein. Vorrang hatte in seinem Hegemonialstreben die Beseitigung der Herrschaft des letzten Statthalters des römischen Reiches in Gallien, Syagrius, dessen Residenz Soissons 90 km nordöstlich von Paris lag. Es wird vermutet, dass der Zusammenbruch der letzten gallo-römischen Bastion 487 nach nur einer Schlacht besiegelt war [Zöllner 1970, 48]. Wo diese Schlacht stattfand, ist allerdings nicht bekannt. Nach dem Sieg ging Chlodwig zuerst in Richtung Seine vor und danach in Richtung Bretagne. Der Byzantiner Prokop von Caesarea berichtet, dass die Franken die „Arborycher“ angriffen, sie aber nicht besiegen konnten und deshalb mit ihnen ein Bündnis eingingen. Der Bericht gilt als verwirrt [RGA 4, 480] und ohne besondere Bedeutung für die Geschichte im 5. Jh. [Zöllner 1970, 52]. Als Arborycher werden, sicher zu recht, die Bewohner des *Tractus Armoricanus*, also der Bretagne gesehen. Gefolgert wird [ebd., 52], dass die Gegner der Franken aus Britannien gekommene Bretonen waren, denn

„seit 440 wanderten keltische Bretonen aus England in die Bretagne ein, so daß das Gebiet zwischen Loire und Seine-Mündung praktisch jeglicher Kontrolle entglitt“ [RGA 10, 398].

Die Einwanderung dieser keltischen Bretonen hat eine in unserem Zusammenhang höchst bedeutsame Ursache. Sie korrespondiert zeitlich mit der Landnahme in Britannien durch Angeln und Sachsen, wie auch durch Friesen



Das Nydam-Schiff: Länge über alles 23 m, Breite 3,3 m, Höhe mittschiffs 1,2 m, 5 Planken [Jankuhn Abb. 35]



Oben: Beplankung des Nydamschiffs in Klinkerbauweise [Bonde Abb. 3]

und Jüten. Nach dem endgültigen Abzug der Römer von der Insel zu Beginn des 5. Jhs. entstand eine Reihe kleiner Britenreiche, die später von Schotten und Iren bedroht wurden. Um die Mitte des 5. Jhs. zu Hilfe gerufene Normannen von der östlichen Kanalseite (sic!) [RGA 1, 306] nahmen in der Folgezeit das Land ihrerseits in Besitz. Unter Nachzug weiterer Saxones von der Nordseeküste wurde die romanisierte, keltische Bevölkerung nicht nur in die britischen Randgebiete Cornwall und Wales abgedrängt [Goetz 2003, 42 f.], sondern auch nach Gallien vertrieben, soweit sich die Ethnien nicht mischten [Hörke 1998, 87]. Die *Chronica Gallica* berichtet zum Jahr 442, dass Britannien „unter die Herrschaft der Sachsen gebracht wurde“ [zit. Böhme 1986, 560]. In der Zeit danach konnte das unbeschränkte Einwandern nicht mehr verhindert werden, und festzustellen ist eine „fast explosionsartige Zunahme sächsischer Aufsiedelung“ [ebd., 552]. Die normannischen Reichsnamen Sussex, Essex, Wessex (Süd-, Ost-, Westsachsen) und Anglia zeugen von der Landnahme im 5. Jh.

Nun hätte Chlodwig mit den von der Insel Geflüchteten sicher leichtes Spiel gehabt, wären sie aufmüpfig geworden. Es ist deshalb nicht davon auszugehen, dass das Land durch Bretonen keltischer Abstammung außer Kontrolle geriet, sondern infolge massiv eindringender Sachsen. Nicht gegen vertriebene Neusiedler ging Chlodwig vor, als er die Situation an der Seine bereinigte und dann zur Loire zog, sondern gegen die Sachsen. Es gelang ihm zwar nicht zu siegen, wie Prokop schreibt, aber er schloss Frieden, indem er die Sachsen als Bündnispartner gewann. Wenn Zöllner [1970, 53] feststellt, dass die aus Cornwall zugewanderten Kelten seit Chlodwig eine Oberhoheit der Franken anerkannten – bei völliger Autonomie der Bretonen –, so gibt das nur dann einen Sinn, wenn man in den ‘Bretonen’ mit Vorrang die sesshaft gewordenen, nicht besiegbaren Sachsen erkennt. Daraus wiederum folgt, dass der Bündnisvertrag vor oder um 490 geschlossen wurde.

Anschließend unterwarf Chlodwig 491/92 die Thoringi, wie Gregor v. Tours mitteilt, eine ethnische Gruppe, die als ein „linksrheinisches Nebenvolk“ gilt [RGA 4, 480], obwohl es andererseits heißt, dass sich Gregors Mitteilung nur auf ein Kleinreich im heutigen Belgien beziehen kann [LMA 2, 1863]. Zu Beginn der 90er Jahre hatte Chlodwig dann seine Herrschaft in Nordgallien konsolidiert [ebd., 1863]. Verknüpft man die Ereignisse zum geschichtlichen Ablauf, kommt man zum Ergebnis, dass Chlodwig Sachsen, Friesen und andere ethnische Gruppen im Norden bis Anfang der 90er Jahre befriedet hat. Sicher geschah das auch dort nicht durch militärische Unterwerfung, sondern, wie in der Bretagne, durch Zusicherung der Autonomie bei Anerkennung fränkischer Oberhoheit.

Neben den normannischen Landnahmen auf der östlichen Seite des Kanals und in Britannien ist noch auf eine dritte Landnahme im 5. Jh. hinzuweisen.

Etwa zeitgleich fand im Inneren Galliens eine Landnahme durch Franken statt. Trier wurde 420/21 zum dritten Mal geplündert, Köln wurde 459 erobert [v. Petrikovits 1978, 285]. Danach drangen salische Franken in die Belgica II ein, u.a. nach Gent und Lüttich. Schon im 2. Viertel des 5. Jhs. hatten rheinische Franken sich in der Germania II festgesetzt, so beispielsweise in Xanten und Nijmegen [RGA 4, 478]. Drei Stoßrichtungen sind zu erkennen: vom Niederrhein ausgehend nach Süden, auf den Raum Köln-Aachen gerichtet und in das Moselgebiet bis Trier [ebd., 286]. Dass die Landnahme nicht nur gewaltsam als Invasion zu verstehen ist, sondern auch als fortschreitende Überlagerung der romanisierten Bevölkerung bei Aufrechterhaltung römischer Strukturen, hat Schwerdtel [2002, 132 ff.] gezeigt.

Der Kreis schließt sich

Die Kämpfe mit den Normannen enden vor Ablauf des 5. Jhs. Für den zeitspezifisch formulierenden Strasser [1931, 30] nahmen die Sachsen „als unbesiegte Seemacht in kühnen Großfahrten die brausende Wikingerzeit um Jahrhunderte voraus“. Das Ende beschreibt er [ebd., 30] mit den Worten:

„Erst als 496 der Frankenkönig Chlodowech die flandrischen Sachsen unterwirft, scheint ihre Seeräuberei mit einem Schläge vernichtet.“

Der den Wikingerzügen nachspürende Vogel [1906, 15] hat dagegen die Einfälle der Normannen in Gallien im 5. Jh. und deren Landnahme nicht zur Kenntnis genommen. Er sieht zwar Dänen- und Norwegerfahrten im 6./7. Jh., meint aber: „Diese wenigen Vorläufer der Wikingerzüge blieben vereinzelt und ohne Bedeutung für die Zukunft.“

Hält man sich vor Augen, was die überlieferten Angaben zu seefahrenden Saxones in der damaligen Realität bedeuteten, dann ist festzustellen, dass die Zielgebiete von Sachsen und Wikingern dieselben waren, dass deren Vorgehensweise dieselbe war und dass auch die erreichte Wirkung dieselbe war. **Das Land an der gallisch-fränkischen Küste war am Ende des 5. Jhs. in normannischer Hand.** Weil aber die Normandie keiner zweimaligen Eroberung durch Nordmänner bedurfte, ist auch die sich aus den Feststellungen ergebende Folgerung klar und eindeutig. **Die Landnahme im 5. Jh. ist dieselbe Landnahme, die später den Wikingern zugeschrieben wurde.** In den Berichten über die Beutezüge der Wikinger im 9. Jh. spiegeln sich, übertreibend zwar, aber doch mit wahren Kern, die Beutezüge seefahrender Sachsen – in weitem Sinn des Wortes – und deren Landnahme. Auch die Berichte über die Wikingerzüge im Landesinneren haben einen wahren Kern. In ihnen spiegelt sich die Übernahme der Macht in Gallien im 5. Jh. durch salische und rheinische Franken. Insofern schoben die fränkischen Berichtersteller die Taten der eigenen Vorfahren den Wikingern in die Schuhe. Warum geschah

das, und welcher Zweck wurde mit der Verfremdung der Geschichte verfolgt? Eine plausibel erscheinende Erklärung für die Erfindung der raubenden, schändenden und brandschatzenden Wikinger des 9. Jhs. bietet die so genannte theologische Interpretation der Normanneneinfälle in den fränkischen Quellen des 10./11. Jhs. Danach kommt in den Taten der Wikinger der Zorn Gottes über die Sünden der Menschen zum Ausdruck [Zettel 1977, 217 mit Bezug auf Vogel und Sawyer, s. dort d. Lit.]. Gott straft die Christenheit durch die Wikinger, um sein Volk wieder auf den rechten Weg zu bringen [ebd., 191 mit Bezug auf Agio v. Narbonne]. Diese Erklärung wird dadurch gestützt, dass die gesamte Überlieferung ausnahmslos aus den Federn der Geistlichkeit stammt, wie Zettel angibt [1977, 217 mit Bezug auf Harthausen, s. dort d. Lit.]

Nachdem erkannt ist, dass das Land bereits in normannischer Hand war, als die virtuellen Wikinger es erreichten, dass diese also rund 400 Jahre zu spät in die Normandie stürmten, kann auch gesagt werden, wer es den Normannen übereignete. Es war der „Frankenkönig Chlodowech“, der Merowinger Chlodwig I. Die Befriedung der Normannen durch Gründung der Normandie fand nicht 911 statt, sondern um 490. Bezogen auf Flodoards Eintrag zum Jahr 925 (≈ 625) fand das Ereignis etwa 135 Jahre früher statt, – olim – wie Flodoard schrieb.

Die Zeit um 490 für die Befriedung der normannisch besetzten Gebiete anzunehmen, macht auch Sinn im Kontext mit Chlodwigs Reichspolitik. Indem er die Kämpfe im Westen und Norden durch Übereignung von Land an die Sachsen beendete, gewann er freie Hand im Osten. Als die Alemannen tief in das rheinfränkische Gebiet König Sigiberts I. einfielen und Westfranken bedrohten, schlugen Chlodwigs Truppen sie 496/97 zurück [RGA 4, 481; Birken 2003, 354] und zwar unter Mitwirkung sächsischer Verbündeter. Eine fränkisch-sächsische Waffenbrüderschaft setzt aber die Befriedung der zuvor Bekämpften voraus. Auch in religionspolitischer Hinsicht lässt sich „490“ als die Zeit des fränkischen Befreiungsschlages in der Normandie erkennen. Flodoard schrieb, wie gesagt, dass die Normannen sich im Vertrag von Saint Clair-sur-Epte bereitfanden, den Christenglauben anzunehmen. Chlodwigs I. Konversion zum Christentum wird bei 498 gesehen und „Chlodwigs Entscheidung für das (katholische) [Einschub RGA] Christentum war seit langem vorbereitet“ [RGA 4, 482]. Anzunehmen ist deshalb, dass auch der erste Herzog der Normandie darauf vorbereitet war und zusammen mit den anderen Großen in Chlodwigs Reich getauft wurde.

Und was hat es mit der Schlacht bei Chartres, 90 km südwestlich von Paris, auf sich? Zu dem *mixtum compositum* der Überlieferungen würde es gut passen, wenn die Schlacht gar nicht stattgefunden hat. Weil aber nicht nachzuvollziehen wäre, warum die Jahrzehnte andauernden Kämpfe der Sach-

sen plötzlich und womöglich schmachvoll mit der Anerkennung fränkischer Oberhoheit enden, eigneten sich die Normannen die ultimative Schlacht des Franken Chlodwig I. gegen Syagrius als ihren eigenen, letzten Kampf gegen die Franken an, der bedauerlicherweise verloren wurde.

Wie zur Bestätigung der vorgetragenen Überlegungen haben französische Forscher/innen in jüngster Zeit Untersuchungen zu Orts- und Flurnamen in der Normandie und Bretagne durchgeführt und deren nordische = skandinavische Herkunft festgestellt. Als Beispiele seien genannt: La Hague von *haga* = einschließen = umzäunen, Caudry von *cald* = kalt und Criqueville-en-Bessin von *kirkja* = Kirche. Weit mehr als hundert Namen sind in diesem Sinn analysiert worden [RGA 21, 340 ff.]. Demgegenüber hat Boyer [1994, 22] auf das vorausgegangene Eindringen der Sachsen hingewiesen und gemeint, altsächsisch und altnordisch habe in der Zeit der Besiedlung so nahe beieinander gelegen, dass man es nicht unterscheiden könne; einen Beweis für eine tiefverwurzelte skandinavische Präsenz in der Normandie gäbe es nicht. Vermittelt möchte der Verfasser dazu anmerken, dass sich die gewaltsame sächsisch-nordische Landnahme im 5. Jh. und eine anschließende, skandinavisch-nordische Aufsiedelung im 6. und 10. Jh. mit skandinavischer Ortsnamengebung keineswegs ausschließen, sondern ergänzen.

Noch etwas ist zu bedenken. Weil der Vertrag mit den Normannen, der zur Gründung des Herzogtums Normandie führte, lange vor 911 geschlossen wurde, kann das Ereignis auf der Zeitskala nicht den Wiederbeginn der Realzeit markieren. Eine Unsicherheit im Hinblick auf das Ende der Phantomzeit entsteht gleichwohl nicht. Das Jahr 911 ist mit realer Geschichte ausgestattet, mit der reichspolitisch bedeutsamen Vereinigung des Westfrankenreiches mit dem *regnum Hlotharii* unter Karl III. (= Chlothar II.) und mit der Wahl Konrad I. zum ostfränkischen König. Beide Ereignisse fanden im November 911 statt [Ewig 1980, 200].

Epilog: Zur Entwicklung des lexikalischen Wissens seit 1980

In den 80er Jahren des 20. Jhs. erfuhr der lexikalisch interessierte Leser, dass Chlodwig I. im Norden Galliens gegen die *Thoringi* kämpfte, diese 491/92 unterwarf und damit seine Herrschaft konsolidierte [LMA 2, 1983, 1863]. Allerdings konnte allenfalls von einer geringfügigen Machterweiterung des Saliers die Rede sein [RGA 4, 1981, 480]. Gegen Sachsen und andere Nordmänner brauchten Chlodwigs Truppen nicht anzutreten, denn dass seefahrende Völker in seinem Land eine Rolle spielten, wird nicht berichtet. Chlodwigs Vater Childebert hatte 469 an der Loire gegen Westgoten gekämpft, so liest man [RGA 4, 1981, 478], erfährt aber nicht, dass er dort auch gegen Sachsen erfolgreich war.

In den 90er Jahren liest man immerhin etwas von sächsischen Seekriegern an den gallischen und britischen Küsten, weil römische Autoren seit 286 mehrfach darüber berichtet hatten. Man erfährt auch, dass der Höhepunkt dieser Seewanderung die Landnahme in Britannien im 5. Jh. war [LMA 7, 1995, 1224]. In der Normandie kamen die seefahrenden Sachsen aber offenbar nicht an, denn die Geschichte der Normandie beginnt erst 911 mit der Schlacht bei Chartres [LMA 6, 1993, 1242]. Dem Leser wird mitgeteilt, dass das Gebiet zu Beginn der normannischen Herrschaft im 10. Jh. wenn auch nicht völlig verödet, so doch stark zerstört war, wobei unerklärt bleibt, warum das so war und wer das tat. Die im 10. Jh. ankommenden Normannen mussten sich auf die Haute-Normandie beschränken, denn weiter im Süden dominierten gegnerische Normannenverbände, die zuvor aus England und Irland gekommen waren.

Nach der Wende vom 20. zum 21. Jh. sieht der historische Teil der Ausführungen im RGA zum Stichwort „Normandie“ die Anfänge normannischer Herrschaft im Gebiet der Seine-Mündung um Rouen zwar immer noch weitgehend im Dunkeln liegen, aber es tut sich doch eine neue Perspektive auf:

„Flodoard und Richer [R. v. Reims, Historiograph nach Flodoard; A.W.] gehen bereits selbstverständlich davon aus, daß die Normannen an der Seine-mündung ansässig sind. Sie wissen, daß sie aus dem N zugewandert sind und ihre Siedlungsgebiete irgendwann einmal durch kgl. Verleihung erhielten, verlegen ihre Christianisierung und Eingliederung in das westfrk. Reich jedoch in eine nicht näher bestimmte Vorzeit“ [RGA 21, 2002, 354].

Im archäologischen Teil wird auf Zerstörungen ab dem letzten Viertel des 3. Jhs. als Folge von räuberischen Einfällen hingewiesen [ebd., 355]. Im Einzelfall sei es aber nicht möglich, die Zerstörungen den über See angreifenden Sachsen oder anderen, zu Lande operierenden Germanen zuzuschreiben. Zwar wurde seitens der Römer starke Gegenwehr organisiert, aber gleichwohl

„hat es nicht den Anschein, als ob die Verteidigung des *Litus Saxonicum* die Sachsen daran gehindert hätte, in der Region Fuß zu fassen“ [ebd. 356].

Der Leser erfährt, dass Untersuchungen der Nekropolen in der Normandie und Bretagne stattgefunden haben und dass die Archäologie in der Bretagne, dem Gebiet des *Tractus Armoricanus*, Fundgegenstände von den Nordseeküsten geliefert hat, die für „eine Kolonisation“ am Ende des 5. Jhs. und Beginn des 6. Jhs. sprechen [ebd., 357]. Damit ist lexikalische Gewissheit geworden, wenn es auch noch nicht *expressis verbis* gesagt wird, dass die Wikinger des 9. Jhs. 400 Jahre zu spät die Normandie erreichten.

Literatur

- Bates, David (1982): Normandy before 1066, London · New York
- Birken, Andreas (2003): O heilige Otilie. Das Elsass zur Karolingerzeit, in: ZS 15 (3) 525-536
- Böhme, Horst, W. (1986): Das Ende der Römerherrschaft in Britannien und die angelsächsische Besiedelung Englands im 5. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 33. Jg., 469-574
- Bonde, Nils (1990): Dendrologische Altersbestimmung des Schiffes von Nydam, in: Offa. Berichte und Mitteilungen zur Vorgeschichte, zur Frühgeschichte und zur Mittelalterarchäologie Bd. 47, 157-168, Neumünster
- Boyer, Régis (1994): Die Wikinger, Stuttgart
- Brühl, Carlrichard (2001): Die Geburt zweier Völker. Deutsche und Franzosen (9. – 11. Jhd.), Köln u. a.
- Durant, Will (1978): Das frühe Mittelalter, in: Kulturgeschichte der Menschheit Bd. 6, München
- Ellmers, Detlev (1988): Die Anker der Nydam-Schiffe und ihr Stellenwert in der Geschichte der Schiffsausrüstung, in: Offa. Berichte und Mitteilungen zur Urgeschichte, Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie Bd. 45, 155-165, Neumünster
- Ewig, Eugen (1980): Frühes Mittelalter, in: F. Petri und G. Droegge (Hrg.): Rheinische Geschichte Bd. 1.2, Düsseldorf
- (2001): Die Merowinger und das Frankenreich, Stuttgart et al.
- Flodoard: Annales, AD 925 in: Migne Patrologia Latina Bd. 135, Sp. 434
- Fritzsche, Fabian (2004): Wikinger in Deutschland, in: ZS 16 (1) 152-169, Gräfelting
- Genrich, Albert (1991): Der Name der Sachsen – Mythos und Realität, in: Studien zur Sachsenforschung Bd. 7, 137-144, Hildesheim
- Goetz, Hans-Werner (2003): Europa im frühen Mittelalter 500-1050, in: Handbuch der Geschichte Europas Bd. 2, Stuttgart
- Hattenhauer, Hans (1990): Die Aufnahme der Normannen in das westfränkische Reich. Saint Clair-sur-Epte AD 911, Schriftenreihe der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften e. V. 8 (2), Hamburg
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige (898/911-923) – Imitator oder Urmuster, in: ZS 13 (4) 631-661, Gräfelting
- Hörke, Heinrich (1998): Briten und Angelsachsen im nachrömischen England, in: Studien zur Sachsenforschung Bd. 11, 87-119, Oldenburg
- Illig, Heribert (1999): Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte, Düsseldorf · München
- Kurowski, Franz (1986): Schwertgenossen – Sahsnôtas. Die große Geschichte der Sachsen, Berg, Starnberger See
- LMA = Lexikon des Mittelalters, div. Bde. (1983-1998)
- Martin, Jochen (1987): Spätantike und Völkerwanderung, in: Oldenburg – Grundriß der Geschichte, Bd. 4, München
- MPL s. unter Flodoard
- Petrokovits, Harald v. (1978): Altertum in: F. Petri und G. Droegge (Hrg.): Rheinische Geschichte, Bd. 1.1, Düsseldorf
- RGA = Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, div. Bde. (1981-2002)

- Schwerdtel, Eberhard (2002): Neue Aspekte über das Wesen der Franken, in: ZS 14 (1) 132-141, Gräfelting
- Seeck, Otto (Nachdruck 1962): Notitia dignitatum, Frankfurt (1876)
- Strasser, Karl (1931): Sachsen und Angelsachsen, Berlin
- Vogel, Walter (Nachdruck 1973): Die Normannen und das fränkische Reich bis zur Gründung der Normandie (799-911), Heidelberg, Aalen (1906)
- Wenskus, Reinhard (1961): Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes, Köln · Graz
- Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint, in: ZS 17 (3) 574-590, Gräfelting
- Zettel, Horst (1977): Das Bild der Normannen und der Normanneneinfälle in westfränkischen, ostfränkischen und angelsächsischen Quellen des 8. bis 11. Jahrhunderts, München
- (1984): Wikingereinfälle – Motive und Ergebnisse, in: Offa. Berichte zur Urgeschichte, Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie, Bd. 41, 7-11, Neumünster
- Zöllner, Erich (1970): Geschichte der Franken bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts, München

Dr. Armin Wirsching, 20253 Hamburg, Hoheluftchaussee 32,
wirsching@hotmail.com

Der tote Bonifaz reist nach Fulda

von Roland Welcker

Natur- und Heimatfreunde in Hessen freuen sich, denn jetzt gibt es einen neuen, gut beschilderten Wanderweg, der viel zu bieten hat: Kirchen, Klöster, Fachwerkhäuser, die Kulturlandschaft Wetterau, den Vogelsberg und schließlich auch Frankfurt und die Bischofsstadt Fulda. Es ist der Bonifatius-Wanderweg, der im vergangenen (Bonifatius-)Jahr angelegt und im Internet [Route] vorbildlich dokumentiert ist.

Die alten Berichte von Willibald und Othloh [vgl. Heiliger] erzählen uns von Tod und Bestattung des Hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Am 5. Juni 754 wurden er und 50 seiner Mitarbeiter von heidnischen, beutegierigen Friesen bei Dokkum erschlagen. Sein Leichnam und seine weitverstreuten Bücher [Leinweber 1983, 28] wurden wenige Tage später von einer Strafexpedition geborgen. Zunächst erfolgte die Beisetzung in Utrecht. Da aber seinem Willen gemäß Fulda seine letzte Ruhestätte sein sollte, erfolgte auf Drängen einer Mainzer Gesandtschaft die Exhumierung. Der Körper wurde zunächst per Schiff nach Mainz gebracht (Ankunft am 4. Juli), woselbst Priester und Volk Anspruch auf ihn erhoben.

Aber eine wundersame Erscheinung des Diakons Otpert brachte die Mainzer zur Vernunft. Nach der Herausgabe wurde der Leichnam unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in fünf Tagen auf dem Landweg nach Fulda gebracht. Bereits am 9. Juli 754 erfolgte dann die endgültige Beisetzung in Fulda. Und überall, wo der Leichenzug rastete oder übernachtete, wurden nach einem Bericht des 11. Jh. Kreuze oder Kapellen errichtet, denen der Bonifatiusweg heute folgt.

Als Erfinder der Figur St. Bonifaz, unter anderen Patron der Bierbrauer, gilt der Mönch Eberhard von Fulda [Martin 2002, 537]. So ist uns aus dem 10. und 11. Jh. nichts über eine Bonifatiusverehrung bekannt. Die Kreierung derselben wird gern als „Wiederaufleben der Bonifatiusverehrung“ kaschiert [Dohrn-Ihmig 1996, 4]. Sicher hatte Eberhard über seinem Schreibpult Röm. 3.7 hängen:

„Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich denn noch als ein Sünder gerichtet werden [...] ‘Lasset uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme?’“

Er vermengt in bewährter Lügnermanier Erfindung mit Wahrheit, indem er den erdachten St. B. auf eine durchdachte, durchaus realistische Reise schickt. Die Logistik des Ablaufs ist hart kalkuliert, es gibt keine Pufferzeiten. Selbst für die Verhandlungen in Utrecht und Mainz können nur Stun-

den vergeben werden, um den Zeitplan nicht zu gefährden. Trotzdem bleiben Fragen. Zunächst die Weglängen:

- Utrecht – Mainz (Wasserweg) 410 km,
- Mainz-Kastel – Fulda (Luftlinie) 120 km,
- Mainz – Hanau (Wasserweg) 50 km,
- Hanau – Fulda (Luftlinie) 70 km.

So ergibt sich zwangsläufig bei folgendem Ablauf die Reisedauer und -geschwindigkeit:

Boten reiten frühestens ab 6. Juni von Utrecht in Richtung Mainz ab: sie können max. 50 km am Tag reiten, dasselbe für die Rückreise, macht zusammen 16 Tage, also Rückkehr der Boten in Utrecht am 22. Juni.

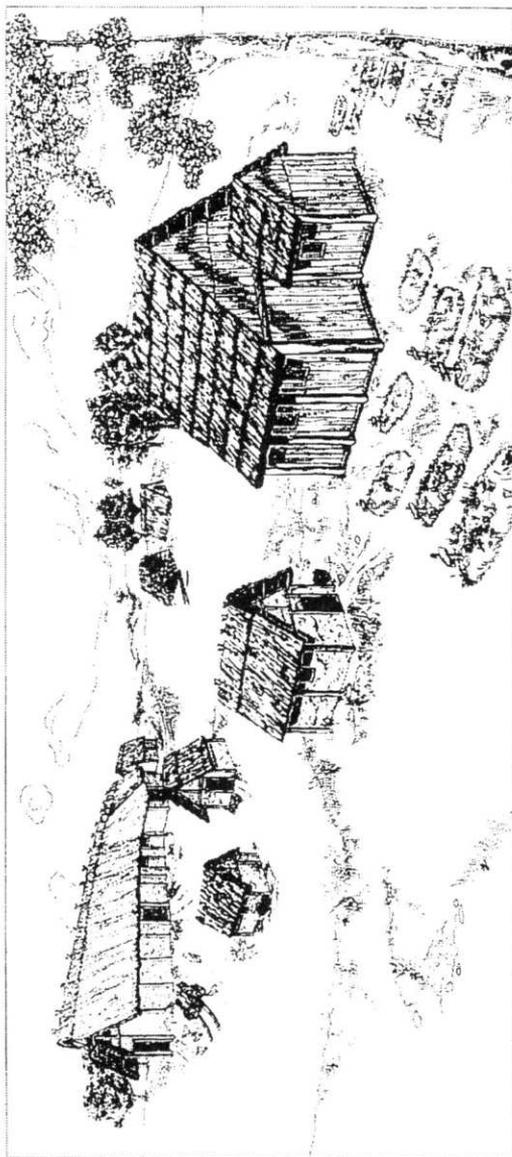
12 Tage für die Schifffahrt nach Mainz, die Verhandlungsdauer nicht gerechnet, sind stromaufwärts 35 km pro Tag.

5 Tage mit einer schweren und ekeleregend stinkenden Leiche für 120 km macht eine Tagesleistung von 24 km nötig.

Nun ist weiter zu fragen: Wie lange dauert es, bis sich ein Heer spontan, ohne Heerbann, zum Rachezug sammelt? Warum wählte man nicht den Wasserweg bis Hanau und dann den fast steigungsfreien Landweg im Kinzigtal? Da wir Hochsommer haben, dürften die ufernahen Wege nicht verschlammt, also passierbar sein. Die Lösung könnte sein, dass ausweislich einer Tafel auf dem Hoherodskopf im Vogelsberg St. B. hier um 750 die ersten Christen taufte. So wollte man ihn möglichst nahe an einer seiner Wirkungsstätten vorbeitragen. Auf dem Gipfel des Taufsteins, der höchsten Erhebung des Vogelsberges, woselbst diese Taufen stattfanden, kann man noch heute den Bonifatiusbrunnen sehen. Es ist aber kein Tiefbrunnen, sondern eine Quelle. Ich selbst habe dort noch nie Wasser gesehen, aus ökonomischen Gründen wird es wohl nur am Bonifatiusstag (5. Juni) sprudeln.

Nun sollten aber die ehrwürdig alten Berichte durch materielle Relikte ergänzt und bestätigt werden. Da gibt es nicht nur das Grab im Dom zu Fulda, die unbeschädigte Schädelkalotte, weiter das Buch, mit dem St. B. die tödlichen Schwerthiebe abwehren wollte (haben Straßenräuber Schwerter?) oder das Bonifatiuskreuz bei Eschborn, dessen Inschrift mit „hic bonifatius quievit“ gedeutet wird. Darüber hinaus markieren wissenschaftlich dokumentierte Ruinen und Bodenfunde die Bonifatiusroute. Was gibt es, was können wir daraus entnehmen?

Vor allem anderen wäre hier die untergegangene *Crutzenkirche bei Kalbach* (heute Ortsteil von Frankfurt am Main) zu nennen, die archäologisch gut erschlossen ist [Dohrn-Ihmig 1996]. Mönch Eberhard von Fulda kopierte um 1150 eine inzwischen verloren gegangene Urkunde von 779 oder früher, nach



Zeichnung Krutzenkirche mit Friedhof und Hof [Dohrn-Ihmig, Abb. 63;
Zeichnung D. Tormählen-Roth]

der ein Acker mit Quelle, auf dem der Leichnam des hl B. in der Nacht des 2. Juli 754 geruht hatte, an das Kloster Fulda geschenkt wurde (zu diesem Thema allgemein s. Martin [2002]). Es fehlen Berichte von einer Kirche oder Kapelle an dieser Stelle aus der Karolingerzeit; die erste Urkunde, die hier eine Kirche nennt, stammt von 1310.

Die Ausgrabungen von 1983–85 legten neben einer in die 1. Hälfte des 11. Jh. datierten Saalkirche (wegen einer Münze Heinrichs III.) den Grundriss einer kleinen dreischiffigen Holzpfeilerkirche (8 bzw. 10 m x 6 m) mit eingezogenem quadratischem Chor frei (Abb. 1). Da sich in dem zur Holzkirche gehörenden Friedhof eine Münze Ludwigs des Frommen fand, könnte der Bau schon im frühen 9. Jh. bestanden haben. Dies und die verworrenen Eigentumsverhältnisse (eine Eigenkirche auf fremdem Grund und Boden!) erfordert eine eigenständige chronologiekritische Untersuchung, die nächstens in dieser Zeitschrift vorgelegt werden wird. Vorläufig wird auf P.C. Martin [2000] und auf den Katalog der Karolingerausstellung Paderborn 1999 verwiesen, der zum Thema Goldmünzen Ludwigs aussagt:

„Die außerordentlich seltenen Münzen (knapp ein Dutzend Exemplare bekannt) sind als Zeremonialmünzen nicht für den Geldverkehr gedacht gewesen, haben dort aber überraschend zahlreiche Nachahmungen ausgelöst.“ [Stiegemann/Wemhoff I, 69]

Die von der Numismatik als *Christiania-Religio-Denar* bezeichnete Münze (Abb. 2), deren genaue Lage nicht mehr ermittelt werden konnte, trägt auf der Vorderseite die Umschrift *HLVDOVVICVS IMP* und auf der Rückseite *XPIS-TIANA RELIGIO* mit nach unten offenem A. Dieser Münztyp ist von den karolingischen Münzen der in Hessen am häufigsten vorkommende, es gab Funde in Frankfurt, Wölfersheim, Fulda und Schlüchtern. Die Ausgräber verweisen auch auf ein gefälschtes Exemplar von Bad Nauheim. Der Autor des Kapitels „Die Fundmünzen“ verweist auch darauf, dass

„durch diesen Fundbeleg die insgesamt spärliche rechtsrheinische bzw. hessische Quellenlage zum Umlauf von Münzen der Karolingerzeit erneut verbessert wird.“

Die nächste markante Station ist die *Schafskirche bei Lißberg*, Stadt Ortenberg Wetterau (Abb. 3). Um ihren Beitrag zur Einrichtung der Bonifatiusroute zu leisten, hat die Stadt Ortenberg 2002/03 die Schafskirche archäologisch untersuchen lassen, um Bauzeit und -geschichte zu erhellen. Es handelt sich um einen kleinen Rechteckbau ohne Apsis von 7,10 x 4,20 m mit ca. 0,60 m dicken Basaltmauern. Der Eingang lag im Süden. Da Bodenplatten oder Fliesen fehlen, andererseits aber viele handgeschmiedete Nägel gefunden wurden, wird ein Dielenfußboden angenommen. Sparrenlöcher in Deckenhöhe lassen eine eingezogene Balkendecke vermuten; Reste von



Legende zur Münze:

Fränkisches Reich

Kaiser Ludwig der Fromme (814–840),

Pfennig.

Vs.: Kreuz, in den vier Winkeln jeweils eine Kugel, Umschrift zwischen zwei Perlkreisen: + HLVDOVVICVS IMP

Rs.: Kirche in Form eines spätantiken Säulentempels; Umschrift: XPISTIANA RELIGIO [A unten offen].

Gariel XLIV 37; Prou 990 var.; Morrison u. Grunthal 472 (sehr summarische Aufnahme des durch zahlreiche Stempelverschiedenheiten hervortretenden Typs).

Aus dem Abraam (Planiererde) eines nördlichen Grabes in Fläche 12, bei 87 m Ost von der Null-Linie [Dohrn-Ihmig, Abb. 75]

Mönch-Nonne-Ziegeln und Dachschieferfragmente wurden gefunden. Die Bodenfunde (grobe Gebrauchskeramik) lassen sich nicht weiter als bis zum 16. Jh. zurückverfolgen, womit auch die Frage der Bauzeit geklärt wäre. Das harmoniert auch mit der ersten Erwähnung der Kapelle im Lißberger Salbuch von 1578. Es ist weit und breit nichts vom hl. B. zu entdecken.

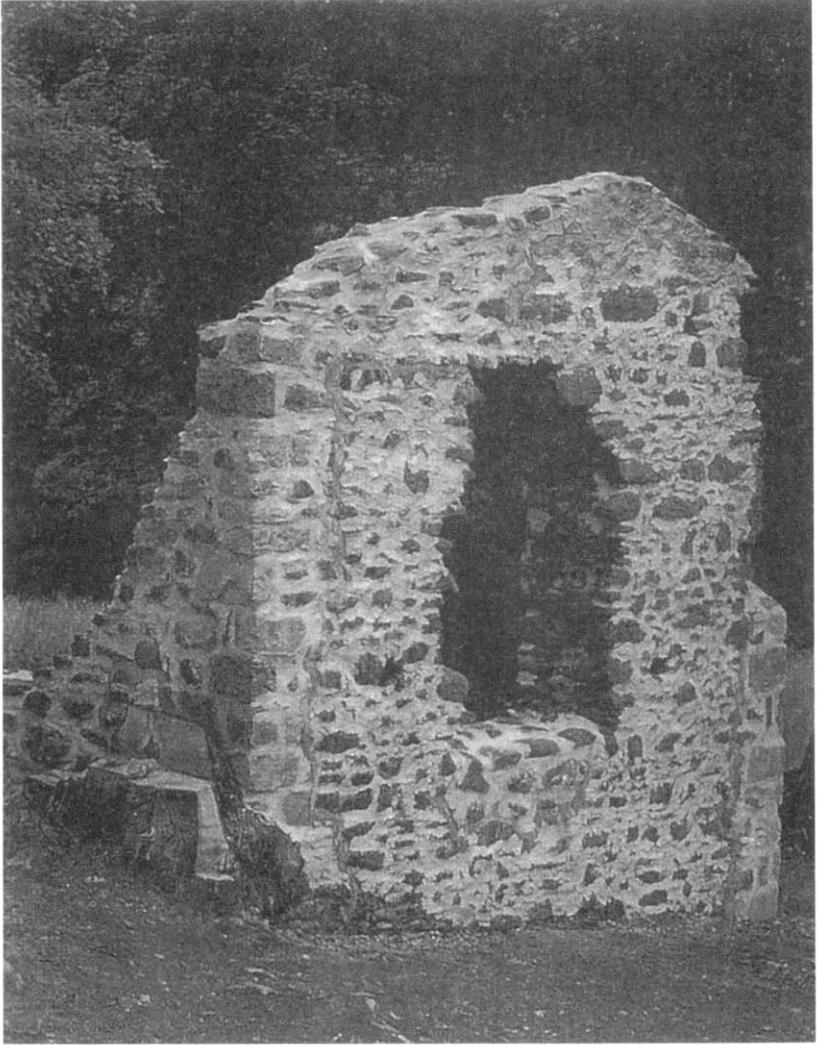
Nicht anders verhält es sich mit der *Stumpen Kirche bei Burkhardts*, Stadt Schotten (irrtümlich auch Marcellinuskapelle genannt). Sie liegt in der Nähe einer Zweiglinie der mittelalterlichen „Hohen Straße“ Frankfurt – Fulda, die auch als „Rechte Nidderstraße“ bezeichnet wird. Die Ergrabung und Aufmauerung der vorgefundenen Grundmauern in den 30er Jahren demonstriert einen rechteckigen Grundriss mit Haupteingang im Westen und abgetrenntem, erhöhtem Rechteckchor (Abb. 4). Die abgestuften Eckvorlagen weisen auf eine dreijochige Einwölbung hin. Die Wandvorlagen wurden gleichzeitig mit der Umfassungsmauer errichtet. Dies verweist auf eine Bauzeit in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des 13. Jh. Zum Vergleich ziehen die Autoren die erhaltene Kirche in Dexbach (Stadt Biedenkopf) mit ähnlichem Grundriss (Chor etwas eingezogen) und vollständiger Einwölbung heran. Der später mehrfach veränderte Ursprungsbau wird in die zweiten Hälfte des 13. Jh. datiert. Somit dürfte auch die Stumpen Kirche aus dieser Zeit stammen. Es wurde kein Indiz für einen hölzernen Vorgängerbau gefunden.

Soweit irritiert die glorreiche Karolingerzeit durch keine Realien, lässt aber eine Option offen:

„Die Beschäftigung mit diesem aus dem späten Mittelalter erhaltenen Bodendenkmal offenbart erneut, wie viele Fragen trotz intensiver Neubearbeitung unbeantwortet bleiben müssen, und wie viel Arbeit noch auf nachfolgende Forschergenerationen wartet [Wolf/Müller 15].“

Karl und Bonifaz sollen also mit der Suche nach ihren Resten noch etliche Generationen an Forschern ernähren. Das ermöglicht auch der vorliegende Bericht über die Schafskirche. Obwohl der Umfang des Textes nur fünf DIN-A5-Seiten beträgt, schreibt jeder der beiden Verfasser seinen separaten Text. Und damit nicht genug, schaltet sich auch noch der Herausgeber der Broschüre mit einer Anmerkung der Redaktion in einen Artikel selbst ein. Zunächst lässt Christian Vogel keinen Zweifel am frühmittelalterlichen Ursprung der Schafskirche, obwohl die baugeschichtliche Untersuchung, an der er selbst beteiligt war, das genaue Gegenteil belegt.

„Die Kapelle steht in sichtbarem Zusammenhang mit dem unmittelbar an ihr vorbeiführenden, hier ein Stück lang außerordentlich gut erhaltenen alten Hauptstraßenzug vom Glauberg nach Fulda, der mit hoher Wahrscheinlichkeit bei der Bonifatius-Überführung beschriftet wurde. Die Lage der Ruine paßt zu einem Rastort dieser *translatio*. Zwischen dem



Ruine der Schafskirche [Rudolf / Vogel, Titelblatt]

Glauberg als wahrscheinlichem Ort der in der Passio Sancti Bonifatii bezeugten ‚großen Rast vor dem Eintritt in den Buchenwald‘ und der jetzt als ‚Bonifatiusbrunnen‘ der fuldischen Terminebeschreibungen des 11. Jahrhunderts identifizierten Meyerbruchquelle vor der Grebenhainer Höhe liegt die Ruine am Ende des ersten Drittel Weges und die ‚Stumpe Kirche‘ bei Burkhardts am Ende des zweiten. Dabei entspricht die Länge der drei Teilstrecken dem sonst beim Überführungszug nachweisbaren Halbtags-Entfernungen. Auch befindet sich in der Nähe der Ruine ein heute nicht mehr sichtbarer Quellursprung. Nach der Überlieferung aus dem 11. Jahrhundert wurden an allen Stellen der Mittags- oder Nachtrast Kreuze oder Kirchen errichtet“ [Vogel, 4].

Salopp ausgedrückt: Nur das Grabungsergebnis stört. Wird es beiseite gelassen, ist die (karolingische) Welt wieder in Ordnung. Sollte, besser darf denn ein Wissenschaftler unserer Tage so denken? Leser dieser Zeitschrift entwickeln im Laufe der Zeit ein spezielles Warnsystem. Immer dann, wenn Ausdrücke der Art „hohe Wahrscheinlichkeit“, „wahrscheinlicher Ort“, „mit an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit“, „bezeugt“, „dürfte“, „wird wohl“, „nachweisbar“, „könnte durchaus“, „nimmt man an“ fallen, ertönt die höchste Alarmstufe, denn dann kämpft Wissenschaft gegen ihre eigenen Ergebnisse.

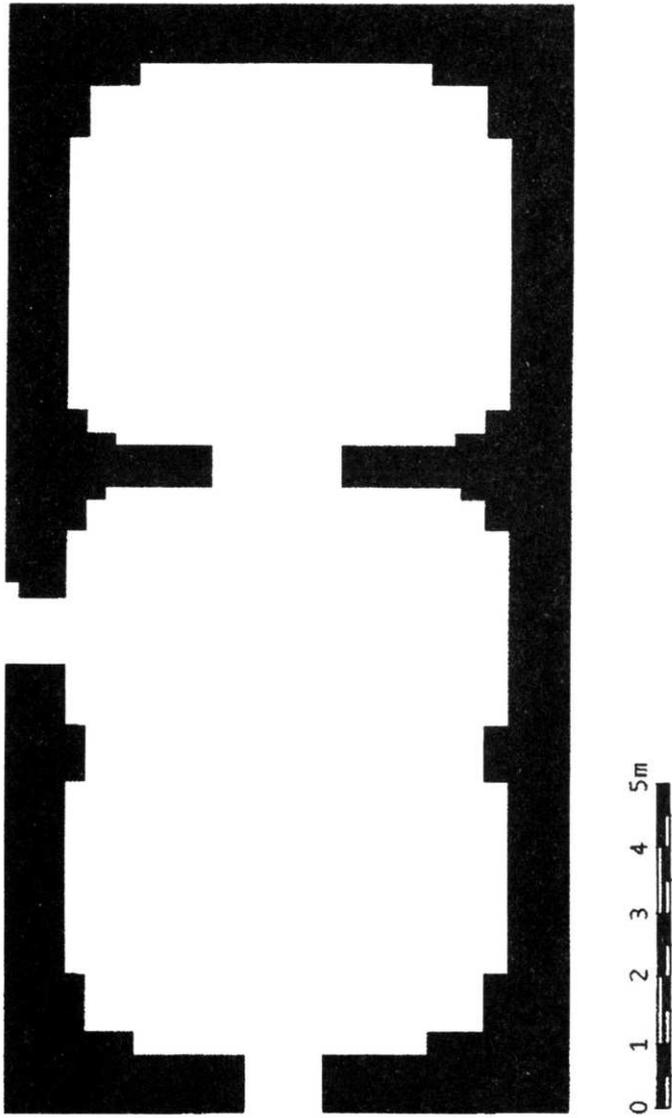
Wohlthuend klar und sachlich hingegen schreibt die Autorin des zweiten Artikels, Pia Rudolf [11]:

„Angesichts der Mauerbauweise, der Mörtelbeschaffenheit, des grafitierten Keramikfragments und fehlender älterer Funde ist eine Erbauung im ausgehenden Spätmittelalter, vielleicht sogar erst in der Zeit um oder nach 1500, in Erwägung zu ziehen.“

Das schwere Zerwürfnis in Bezug auf die Datierung ist nicht zu übersehen. Zwar sprechen die Bodenfunde eine deutliche Sprache, doch lenken sie mehr ab, als dass sie die Vergangenheit erhellen. Wenigstens diese Autorin lässt sich nicht von karolingischem Gebrabbel (hessisch: Gebabbel) einullen, sondern vertraut auf ihren Verstand. Deutet sich hier nun schon ein Paradigmenwechsel an oder wird nur wieder einmal das ungeheure Beharrungsvermögen vorgefasster Meinungen, das größere Vertrauen auf Urkunden statt auf Bodenfunde gelegt?

Bekanntlich sind Tatsachen nur dazu da, um durch ihre Nichtbeachtung den Glauben zu stärken. Auf einer neben der Schafskirche angebrachten Tafel liest sich das so:

„Ausgrabungen im Rahmen des Projektes ‚Bonifatius-Route‘ 2002 & 2003 erbrachten aber keinen Hinweis auf eine Erbauung vor dem 16. Jahrhundert. Gab es einen Vorgängerbau in der Nähe, und wenn ja, wo? Die kleine, 2004 restaurierte Ruine hat ihr Geheimnis noch nicht preisgegeben.“



Grundriss Stumpe Kirche [Wolf / Müller, 6]

So können wir also getrost bestätigen, was ein Philosoph unserer Zeit erkannt hat [Sommer, 204]: „Einem Phantom kann auch der verwegenste Kriegsmann nichts anhaben.“

Literaturverzeichnis

- Dohrn-Ihmig, Margarete u. a. (1996): Die früh- bis spätmittelalterliche Siedlung 'Krutzen' im Kalbacher Feld, Stadt Frankfurt am Main"; Wiesbaden
Heiliger = www.heiliger-bonifatius.de
Leinweber, Josef (1983): St. Bonifatius, Leben und Wirken; Fulda
Martin, Paul C. (2000): Können Münzen Karl den Großen retten?; in ZS 12 (1) 88-112
- (2002): Der ubiquitäre Bonifaz und seine aktuelle Web-Page; in ZS 14 (3) 520-554
Route = www.bonifatius-route.de
Rudolf, Pia / Vogel, Christian (2004): Die Schafskirche bei Lißberg. Führungsblatt zu einer Kapelle an der Bonifatius-Route bei Ortenberg-Lißberg, Wetteraukreis (Archäologische Denkmäler in Hessen, Heft 163), Wiesbaden
Sommer, Andreas Urs (2003): Die Kunst, selbst zu denken, Frankfurt am Main
Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (Hg., 1999): „799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn“ (Katalog-Handbuch Paderborn); Mainz
Wolf, Dieter / Müller, Erika (2004): Die Stumpe Kirche (sog. Marcellinuskapelle) bei Burkhardts. Führungsblatt zur frühgotischen Kirchenruine bei Schotten-Burkhardts, Vogelsbergkreis (Archäologische Denkmäler in Hessen, Heft 162), Wiesbaden
ZS = Zeitensprünge; Gräfelting (Zeitschrift ab 1995, davor als Vorzeit-Frühzeit-Gegegenwart seit 1989)

Roland Welcker, 63674 Altenstadt, Philipp-Reis-Str. 16

Roland_Welcker@T-Online.de

Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung

Werner Thiel

Seit dem Frühjahr 2005 feiern die Stadt Münster und die Diözese Münster den 1.200 Jahrestag der Bistumsgründung, die zentrale Feier war am 2./3. Juli. Am 30. März 805 soll der Missionar Liudger als Bischof von Münster in Köln geweiht worden sein. Von keinem geringeren als durch Kaiser Karl „den Großen“ wurde ihm der Bischofstab und das Bistum Münster zugesprochen.

In einem ersten Teil [1/2005] wurden die Vermutungen vor und die Ergebnisse von archäologischen Untersuchungen in Münster nach Grabungsorten als Zitate dargestellt. Grundlage hierfür waren Artikel in Münsters Lokalzeitungen sowie Stadtmagazinen und Erklärungen aus Infobroschüren zu früheren Ausstellungen im Stadtmuseum Münster. Für diesen zweiten Teil der Arbeit wird der Katalog zur Ausstellung *805: Liudger wird Bischof* [= Liu., 2005, Mainz] einer kritischen Würdigung unterzogen.

Anhand von Zitaten aus diesem Katalog sowie der kritischen Betrachtung der darin aufgeführten Gegenstände wird der im ersten Teil schon dargestellte Zweifel an der Existenz Liudgers durch die wissenschaftlichen Darstellungen der Münsteraner Ausgräber belegt. Anhand dieser Befunde wird tentativ der eigentliche Gang der Geschichte vom 6. bis 10. Jh. geschildert

Mimigernaford weiterhin unauffindbar

Die für eine Bistumsgründung unbedingt notwendige Siedlung lässt sich auf dem Domberg nicht finden und wird deshalb in immer größerer Distanz zum Zentrum imaginiert. Für einen ersten Dom gibt es keine älteren Spuren als solche aus dem 10. Jh.

„Bisher galt in der Forschung folgendes Denkmodell zur Frühgeschichte Münsters: In der auf einem Hügel über der Aa liegenden sächsischen Siedlung Mimigernaford setzte Ende des 8. Jahrhunderts die christliche Missionierung ein. [...] Missionierung und Klostergründung setzten auch einen Kirchenbau voraus. [...] Die ‚Marienkirche‘ ist die einzige aus der Lebenszeit Liudgers in den Schriftquellen überlieferte Kirche in Mimi-gernaford.“ [Schneider, Liu. 196 f.]

„Ausschließen für den Standort der ersten Kirche lassen sich bisher alle nördlich des Doms gelegenen Flächen, die durch Grabungen und Bauuntersuchungen gut erschlossen sind. [...] Die erste Kirche Mimigernafords

darf daher mit hoher Wahrscheinlichkeit im Mittelschiffsbereich des heutigen Doms erwartet werden.“ [ebd., 198]

„Die erste Kirche auf dem ältesten Friedhof ist noch unbekannt. Bei dieser Kirche an der Stelle des heutigen Doms kann es sich um die erste Missions- und Pfarrkirche mit dem Marienpatrozinium gehandelt haben“ [ebd., 201].

„Die ersten Bauzeugnisse unter dem heutigen Dom, die den ältesten Friedhof überlagern, sind die Fundamente der Außenmauer des heutigen Doms. Der Bau des 13. Jahrhunderts nutzt mit den Seitenschiffsmauern Fundamente eines älteren Vorgängerbaus.“ [ebd., 202]

Dieser ältere Bau wird ebenfalls datiert, nämlich mit seiner Phase II ins 10./11. Jh. [Text zu Abb. 10, Liu. 188], der St. Paulus-Dom in die 2. Hälfte des 11. Jh. mit Weihe des „Epho“-Doms 1090 [Hinweis in Abb. 10, Liu. 188].

„Spuren einer vorgeschichtlichen Besiedlung konnten bei den meisten Ausgrabungen auf dem Domplatz durch zahlreiche Fundstücke, aber auch durch verschiedene Befunde in den untersten Siedlungsschichten auf dem Domhügel nachgewiesen werden. [...] Außerhalb des Domplatzes, etwa zuletzt 2002/2003 am Drubbel und 2003/2004 bei Grabungen am Überwasserkloster konnten keine Relikte dieser Siedlung erkannt werden, so dass die gesamte Ausdehnung des kaiserzeitlichen Siedlungsbereichs in etwa der des Domplatzes entsprochen haben wird. Die Mehrzahl der geborgenen Fundstücke stammt aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr.“ [Kroker, Liu. 231].

„Spuren der sächsischen Siedlung Mimigernaford des 7. oder frühen 8. Jahrhundert sind mit den genannten Befunden nicht nachgewiesen worden. [...] Im Gegensatz zu den kaiserzeitlichen Objekten konnten aus diesen Bereichen jedoch keine Funde geborgen werden, die sich eindeutig dem 7./8. Jahrhundert zuweisen ließen. Die sächsische Siedlung Mimigernaford, die sich immerhin in der Vita des Gründungsbischofs im Ortsnamen widerspiegelt, dürfte daher nicht im Bereich des heutigen Domplatzes gelegen haben.“ [Kroker, Liu. 232]

„Nicht gefunden wurden Indizien für eine intensive Besiedlung des Areals im Inneren der späteren Domburg vor dem unmittelbaren Ende des 8. Jahrhundert. Eine ‚sächsische Siedlung‘ – von der älteren Forschung vermutet – kann hier folglich nicht existiert haben.“ [Thier, Liu. 263]

„Eine besondere oder gar zentrale Funktion des Domhügels ist daher in der Zeit vor dem Jahr 800 nicht feststellbar.“ [Pape/Sicherl, Liu. 174]

Karolingische Fundleere im Münsterland

„Archäologische Zeugnisse kirchlichen Lebens und christlichen Glaubens aus der Zeit vor den Sachsenkriegen Karls des Großen (772 - 804) haben

sich im Münsterland bisher nicht gefunden und sind nach den bekannten Fakten der Missionsgeschichte Nordwestdeutschlands auch nicht zu erwarten.“ [Ellger, Liu. 55]

„Es gibt vereinzelte Hinweise, dass es schon vor Liudgers Ankunft Kirchen im Münsterland gab, auch wenn diese frühen Sakralbauten bisher nicht eindeutig archäologisch nachgewiesen werden konnten.“ [Thier, Liu. 176]

„Die zeitliche Einordnung der archäologischen Befunde zu ländlichen Kirchen ist für Westfalen im frühen Mittelalter häufig problematisch: Die einfache ungewölbte Saalkirche, meist mit Rechteckchor, seltener mit Apsis, bleibt bis in das 12. Jahrhundert hinein der bevorzugte Kirchentyp.“ [Ellger, Liu. 58]

Datierungen

Die als karolingisch bezeichneten Schichten sind so eng mit den spätrömischen vermischt, wie es eigentlich nur merowingerzeitliche sein dürften. Auf der anderen Seite sind die Funde, mit denen man sich der Liudgerzeit „annähert“, denen aus dem 10. so ähnlich, dass auch dieser Abstand nicht vergrößert werden kann.

„Als Problem erweist sich die Tatsache, dass Teile bzw. fast das gesamte Gelände der Domburg in der vorrömischen Eisenzeit (5. bis 1. Jahrhundert v. Chr.), besonders aber in der römischen Kaiserzeit (1. bis 3. Jahrhundert n. Chr.) bereits besiedelt war und in den Befunden des 9. und 10. Jahrhundert fast immer auch auf dieses ältere Material, meist in Form von Keramikfragmenten zutage trat.“ [Thier, Liu. 255]

„Eine Besiedlung vom 6. bis in das fortgeschrittene 8. Jahrhundert n. Chr. ist kaum nachzuweisen, da sich die handgeformte, einheimisch sächsische Ware fast nicht von der einheimischen Ware der Zeit Liudgers trennen lässt.“ [Pape/Sicherl, Liu. 173]

„Aber die zu rekonstruierenden Laufzeiten einiger Objekte lassen sich zumindest in den Zeitraum seiner [Liudgers; WT] Anwesenheit in Münster datieren, so dass man sich mit einigen Funden der liudgerianischen Epoche Münsters eindeutig annähert.“ [Thier, Liu. 264]

„Für den hier interessierenden Zeitraum von etwa 800 bis 1200 dürften 40.000 bis 50.000 Einzelfunde vorliegen, verteilt auf die Materialgruppen Keramik, Glas, Metall, Stein und Knochen.“ [Thier, Liu. 255]

„Auch die Vorstiftzeit ist im Fundgut vertreten, etwa in Form einer Buntmetallfibel des 9./10. Jahrhundert aus dem Bereich der Klausur durch einzelne Fragmente der sogenannten Badorfer Keramik, die in das 9. Jahrhundert datiert werden können, einzelne Kumpfränder, die vielleicht in

das 8. bis 9. Jahrhundert gehören, und schließlich in Form weniger Bruchstücke rot polierter Irdenware, die in ihrer Laufzeit in das späte 8. bis frühe 10. Jahrhundert datiert wird.“ [Dickers/Pohlmann, Liu. 225]

„Bei einigen Funden, unter anderem im Bereich der Keramik und des Glases, ist eine eindeutige Unterscheidung von den Funden des 8. bzw. des 9./10. Jahrhundert kaum möglich.“ [Thier, Liu. 255]

Urkunden und Liudgerviten

„Gründungsprivileg Karls des Großen für Werden, angeblich vom 26. April 802 (Fälschung), Werden, Anfang 11. Jh.“ [Bildunterschrift, Liu. 134]

„Als einzige der drei erhaltenen Liudger-Viten des 9. Jahrhunderts wurde sie um 1100 in Werden mit einem reichen Bildprogramm ausgestattet, das nur in einer einzigen Handschrift überliefert ist“ [Elbern, Liu. 156].

Hat da ein Mönch nur eine einzige Urkunde gefälscht, oder zur Glaubwürdigkeit der Urkunde gleich noch eine Geschichte miterfunden, die ihre Illustration zum Zeitpunkt ihrer Abfassung erhalten hat? Warum wurden drei Viten geschrieben, mit welchen unterschiedlichen Interessen? Man könnte das eher nachvollziehen, wenn sie zum Jubiläum nachgedruckt worden wären.

Namensgebende Münzfunde

„Während der älteste, Ende des 10. Jahrhunderts in Mimigernaford geprägte Münztyp bisher nur mit einem Exemplar in Schweden vertreten ist, stammen zumindest einige einheimische Münzen des 11. und frühen 12. Jahrhunderts aus Münster selbst.“ [Thier, Liu. 258]

„Fast alle nachweisbaren Stücke stammen aus skandinavischen Fundkomplexen.“ [Ilisch, Liu. 272]

Neben diesen nachkarolingischen Münzen sind zwei Carolus-Denare gefunden worden, die im Abschnitt „Gräber und Kirchen“ behandelt werden.

Antike Steine, über Jahrhunderte verstreut

In Münsters Untergrund liegen die schönsten Steine der Antike, die allerdings ganz andere Datierungen erhalten haben, so etwa gesägter und geschliffener grüner Porphyry,

„unter Verwendung bereits in der römischen Antike abgebauten Porphyry verarbeitet. Vermutlich 9.-12. Jh., Fundort: Münster, Grabung Domgasse“ [Foto-Unterschrift, Liu. 194]

„Marmor, Schiefer, grüner Porphyry und Serpentin [...], 9./10. Jh. Fundort: Münster, Grabung Domplatz“ [Foto-Unterschrift, Liu.209].

Karolingische Steinfliesen?

„Vermutlich aus ehemaligen römischen Städten im Rheinland stammen die kostbaren Steinfliesen, die an verschiedenen Stellen der Domburg, vor allem aber im Bereich der Kirchen und des Klosters gefunden wurden. Einige davon waren aus grünem und rotem Porphyrt gefertigt, der in römischer Zeit aus Griechenland und Ägypten bezogen wurde.“ [Thier, Liu. 262]

„Der hier vorliegende grünliche Porphyrt [...] wird nach dem einzigen Abbauort Krokeae in Griechenland auch als krokeatischer Porphyrt bezeichnet. Er zählte zu den kostbarsten Steinen in der Antike und im Mittelalter.“ [Liu. 194]

„Neben einem Bronzegriffel des 9. oder 10. Jahrhunderts fand sich ein sehr unscheinbares dünnes kleines Steinfragment aus gesägtem und geschliffenem, griechischem Porphyrt. Es dürfte ursprünglich zu einer kleinen rechteckigen Steinplatte gehört haben, die den Altarstein eines Reise- oder Tragaltars des 10. oder 11. Jahrhunderts gebildet hat.“ [Thier, Liu. 263]

„Von den etwa 150 bekannten Tragaltären weisen 21 einen Altarstein aus rotem ägyptischen und 31 aus grünem Porphyrt auf. Nachweisen lassen sich beide Gesteine bei Altären des 9. bis späten 12. Jahrhundert.“ [L. 194]

„Aus Münster ist heute lediglich ein Tragaltar mit einem Altarstein aus weißrosa Marmor im Domschatz bekannt, dessen Altarkasten aus dem 16. Jahrhundert stammt. [...] Offenbar wurden bei der Neugestaltung im 16. Jahrhundert Teile eines oder mehrerer Vorgänger des 12. Jahrhunderts verwendet, in dem altarförmige Tragaltäre üblich waren.“ [Liu. 194]

Römische Luxussteine aus antiker Zeit wurden während des ganzen Mittelalters aus römischen Bauruinen herausgeholt und verkauft, wie beispielsweise auch die Kalkablagerungen aus der römischen Wasserleitung Eifel-Köln. Derartige Spolien können den hl. Liudger in Münster nicht belegen.

Karolingische Laufschrift

Der Karolingerzeit wird eine eigene Laufschrift zugewiesen, die sich an manchen Stellen deutlich von den römischen Schichten abhebt, an anderen Stellen jedoch kaum trennbar sind. Die Zeit zwischen 400 und 800 scheint ausgefallen zu sein. Die Zeit danach wird durch Gefäße charakterisiert, die fast ununterscheidbar bis ins 12. Jh. benutzt worden sind. Auf die abschließend genannte Kreuzfibel wird drei Abschnitte weiter eingegangen.

„Durch einen einheitlichen Laufhorizont, die sogenannte karolingische Oberfläche, lässt sich die Ausdehnung der wachsenden Siedlung Mimi-garnafor im späteren 9. Jahrhundert mittels datierbaren Fundmaterials relativ genau bestimmen.“ [Thier, Liu. 243]

„Bereits der Ausgräber hat verschiedentlich für diesen Horizont von der

‚karolingischen Oberfläche‘ gesprochen. Das Fundgut aus dieser etwa 10 bis 30 cm starken Schicht ist typisch für Fundkomplexe des 9. Jahrhunderts.“ [Kroker, Liu. 232]

„Als helle Verfärbungen waren sie [Mauern, Steine im späteren Mittelalter für Neubauten genutzt; WT] in der dicken, schwarzen Schicht zu erkennen, die sich aus kaiserzeitlichen und karolingischen Horizonten zusammensetzt und sie ließen sich bis in den gewachsenen Boden hinein verfolgen.“ [Pesch, Liu. 186]

„Diese intensivere Nutzung des Platzes zeigt sich an fast allen Grabungs-orten durch eine dunkelgraue Siedlungsschicht, die sich deutlich von den helleren Kulturschichten der römischen Kaiserzeit unterscheidet“ [Kroker, Liu. 232].

„Merkwürdigerweise fehlen im Klosterbereich oftmals Bodenschichten, die in einer üblich ‚gewachsenen‘ Stratigraphie zu erwarten wären: Die in der römischen Kaiserzeit entstandenen Horizonte werden übergangslos von solchen der Karolingerzeit überlagert und sind häufig kaum von diesen zu trennen.“ [Pesch, Liu. 186]

„Das Fundgut aus dieser etwa 10 bis 30 cm starken Schicht [‚karolingische Oberfläche‘; WT] ist typisch für Fundkomplexe des 9. Jahrhunderts. Neben einigen Fragmenten von Kumpfen, deren Herstellung in der Regel der hier ansässigen sächsischen Bevölkerung zugewiesen wird, finden sich vor allem Reste von grob gebrannten Kugeltöpfen, deren Produktion mit den fränkischen Eroberern nach 800 in Verbindung gebracht wird“ [Kroker, Liu. 232].

„Im Verlauf des 9. Jahrhunderts begegnen dann auch Gefäße mit einem kugeligen Gefäßkörper und ausladenden Rändern, die sogenannten Kugeltöpfe, die als Universalgefäße des Mittelalters gelten und fast unverändert bis in das 12. Jahrhundert hergestellt wurden.“ [Thier, Liu. 261]

„Zu den Funden aus der karolingischen Oberfläche zählt auch die bekannte Kreuzfibel, die am Michaelisplatz gefunden werden konnte und aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts stammt. An der Datierung dieser Oberfläche in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts ist nach Auswertung des Fundgutes kaum zu zweifeln.“ [Kroker, Liu. 232]

Gräber und Kirchen

„In Münster ist auf dem Domherrenfriedhof ein apsidial geschlossener Saalbau des 9. Jahrhundert ergraben worden, der möglicherweise den Angehörigen des Klosters als besonderer Gottesdienstraum diente“ [Ellger Liu. 60].

„Die einfache ungewölbte Saalkirche, meist mit Rechteckchor, seltener

mit Apsis, bleibt bis in das 12. Jahrhundert hinein der bevorzugte Kirchentyp.“ [ebd., 58]

„Eine Feindatierung der Baumsarggräber auf dem Domherrenfriedhof und damit die Beantwortung der Frage nach der Zeitstellung des ersten Kirchenbaus auf dem Domhügel von Münster ist nicht eindeutig möglich“ [Holze-Thier, Liu. 214].

„In den frühen Baumsarggräbern auf dem Domherrenfriedhof traten einige Kleinfunde aus den Bereichen Trachtenzubehör bzw. Schmuck zutage, die in der Regel als ‚Belassung‘ anzusprechen sind. [...] Der ‚spektakulärste‘ Fund aus dieser Zeit waren die beiden prägefrischen Münzen Karls des Großen. Ihnen kommt bei der Argumentation zur Abfolge der frühen Kirchenbauten in Mimigernaforde eine zentrale Bedeutung zu, da das Grab von der steinernen Saalkirche des frühen 9. Jahrhunderts geschnitten wurde“ [Thier, Liu. 254].

„Denar Karls des Großen aus Toulouse und Melle, geprägt zwischen 792 und 812, [...] Fundort: Münster, Grabung auf dem Domherrenfriedhof“ [Foto-Unterschrift, Liu. 180].

Wenige Jahre nach der Bestattung eines Domherrn wird dessen Grab durch einen Kirchenbau beschädigt und der Leichnam nicht umgebettet! Wie religiös waren die christlichen Kirchenerbauer? Wahrscheinlicher ist: Diese Kirche wurde zu einem Zeitpunkt gebaut, zu dem niemand mehr die Gräber kannte, was unschwer möglich ist, da derselbe Kirchentyp noch Jahrhunderte lang gebaut worden ist.

Diese beiden Münzen bilden die einzige direkte Beziehung aller in Münster gemachten Funde in die Zeit, in der Liudger in Mimigernaforde gewesen sein soll. Aber: Keine der fränkischen Münzen trägt eine Jahreszahl. Es gibt Namen, Titel, Bilder, Monogramme, Ortsbezeichnungen und die Zeichen der Münzstätten. Gunnar Heinsohn hat 2001 [4/01, 631-661] erläutert, dass Karls Monogramm genauso von Karl dem Kahlen und Karl dem Einfältigen geführt worden ist. Somit ist eine eindeutige Datierung der in Grab 324 gefundenen Denare in den angegebenen Zeitraum 792 bis 812 n. Chr. mehr als fraglich. Die Annahme einer Prägung aus der Regierungszeit Karls III., des Einfältigen (911–922), kann mit derselben Sicherheit oder Unsicherheit auf Basis der archäologischen Befunde vorgenommen werden.

Christliches Heidentum

Die Bestattung von Pferd und Hund in unmittelbarer Nähe des Domklosters ist absolut rätselhaft. Da „auf eine [Pferde-]Bestattung kurz vor der Aufschüttung des Walls geschlossen werden konnte“ [Kroker, Liu. 242], ist hier

„ein Sakrileg begangen worden, für das den Bestattern die Todesstrafe

gedroht hätte, egal, ob es sich um Bauopfer oder um einen Bestattungsritus gehandelt hätte.“ [ebd., 242]

„Alle Befunde, die in diese Schicht einschneiden oder über ihr liegen, sind daher eindeutig jünger. Zu diesen Befunden gehört unter anderem die große Befestigung der Domburg, die mehrfach nachgewiesen werden konnte.“ [ebd., 232]

„Gegenüber den bisher publizierten Überlegungen kann der Bau der Befestigung auch nicht mehr in die Zeit Liudgers datiert werden. Die Bestattung könnte damit in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts eingeordnet werden.“ [ebd., 242]

Bleibt man bei den bisherigen Datierungen, hätte 70, 80 oder 90 Jahre nach Liudger noch aktives Heidentum in Mimigernaford direkt an Liudgers Dom fröhliche Urständ gefeiert.

‘Verchristlichungen’

„Als einer der ältesten Funde aus Münster und als Zeichen frühen christlichen Glaubens wurde die auffällige Kreuzfibel aus Münster schon vielfach publiziert. [...] Die Fibel aus Mimigernaford [...] stammt aus dem karolingischen Laufhorizont unter der um 900 errichteten Holz-Erde-Mauer. [...] Der Buckel ist mit aufgesetzten Quadraten, die Kreuzarme sind mit kleinen runden Kreisnoppen verziert.“ [Liu. 265]

Eine Betrachtung christlicher Darstellungen und Schmuckgegenstände weckt Zweifel daran, dass diese Fibel ein „Zeichen frühen christlichen Glaubens“ ist. Es ist sogar fraglich, ob die Fibel überhaupt „christlich“ ist. Bei der „christlichen“ Kreuzfibel aus Münster handelt es sich um zwei übereinander gelegte ‘Kreuze’ (s. hierzu die Umzeichnung der Fibel, S. 418). Welche christliche Bedeutung hätten die kurzen Metallstege zwischen den langen Metallenden? Für diese Form gibt es keine Begründung aus christlicher Sicht.

Im Zentrum der Fibel wäre bei einem christlichen Kreuz der Platz für ein Christogramm oder auch ein Fischsymbol. Ab 350 n.Chr. finden sich Christogramme auf römischen Münzen. Auch sind z. B. Öllämpchen mit Kreuzsymbolen als Reflektor aus dem 6. Jh. bekannt. Des weiteren finden sich Kreuzformen auf dem Spiegel von Öllämpchen wie auch auf Tellern, Gläsern und gebrannten Fliesen. Diese Kreuzdarstellungen entsprechen der auch heute noch üblichen Form. Mit der Kreuzdarstellung der so genannten „Kreuzfibel“ aus Münster haben diese spätantiken Darstellungen nur die grobe Form gemein, jedoch ohne Zwischenstege.

Auch ein Vergleich mit den im Katalog abgebildeten Kreuzfibeln und Kreuzen, Stanton-Kreuz [Liu. 64], Radkreuzfibel [Liu. 82], Kreuzfibel [Liu. 111], 2 Kreuzfibeln [Liu. 143], bestätigt die Christlichkeit der „Kreuzfibel“ aus

Münster nicht. Zudem muss festgehalten werden, dass das Kreuzsymbol heidnischen Ursprungs ist. Die Form für das Marter- und Hinrichtungsinstrument hatte technische Gründe. In frühchristlicher Zeit wurde es nicht als Glaubenssymbol angesehen, da das Henkergerät weiterhin in Gebrauch war. Christogramm und Fischzeichen waren Symbole und Erkennungsmerkmale für den christlichen Glauben.

Somit ist lediglich die grobe Form von 2 (!) Kreuzen eine schwache Grundlage für die Darstellung einer Christlichkeit. Diese Fibel ist das Werk eines begabten nichtchristlichen Künstlers, der die Formvorgabe der Gleichschenkligkeit des Kreuzes durch Doppelung als gestalterisches Element nutzte. Zweifel sind auch bei der so genannten „Radkreuzfibel“ [Liu. 82] angebracht.

Folgezeit

Für Sicherheit sorgen bei Umdatierung der beiden Karlsdenare ins frühe 10. Jh. die durch Funde und Befunde belegten Bautätigkeiten in der Zeit des frühen 10. Jh. auf dem späteren Domhügel. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang die errichtete Holz-Erde-Mauer um die vorhandenen Wohn- und Arbeitsquartiere.

„Spätestens in den Jahren um 900 wird Mimigernaford durch eine mächtige Wall-Graben-Anlage befestigt und steigt in den Kreis der Domburgen unter den Bischofssitzen auf, eine Ausgangssituation, die in den folgenden Jahrhunderten das rasante Wachstum zur Stadt hin fördern sollte“ [Thier, Liu. 180].

Fazit

„Warum Liudger gerade die Aafurt zu seinem neuen Standort wählte, ist rätselhaft. Genauso unbekannt ist die Zahl der Gefährten, die ihn begleiteten und bei seinem Vorhaben unterstützten.“ [Thier, Liu. 181]

„Spuren Liudgers ließen sich im Fundmaterial nicht nachweisen“ [ebd., 264].

„Entgegen allen bisherigen Annahmen kann die historische Forschung, was die ersten Jahrhunderte der Geschichte des Bistums betrifft, weniger sichere Erkenntnisse vorweisen als je zuvor.“ [Muschiol, Liu. 79]

Liudger hat nie real existiert! Liudger ist ein Phantasieprodukt des Mittelalters, aus dem 11. bis 13. Jh. Warum? Liudger war ein nützliches Mittel im Investiturstreit (Wer setzt Bischöfe in ihr Amt ein?) zwischen Kaiser und Papst. Liudger ‚heiligte‘ die Ernennung von Bischöfen durch den deutschen Kaiser. Ein Recht, welches ihm der Papst streitig machte.

Mit archäologischen Mitteln ist eine Kontinuität am Domhügel von der Spätantike des 6. Jh. direkt in das frühe 10. Jh. (Karls des Einfältigen) belegt.

„Die literarischen Werke des Mittelalters (nicht des Altertums) wurden bis in die zweite Hälfte des 11. Jhs. für Personen oder Gemeinschaften geschrieben, die dem Verfasser bekannt waren und nicht für eine ihm unbekanntes Öffentlichkeit. Entweder handelte es sich um Auftragserschöpfungen; oder die Verfasser gingen zu Werke wie heutzutage die Schreiber eines Briefs, indem sie von vorn herein bestimmte Leser oder Leserinnen vor Augen hatten, denen sie etwas mitteilen wollten – oftmals in der Absicht, sie zu beeinflussen“ [Springer 67].

Schliemanns Fluch II

Wie schon im ersten Teil meines Beitrags zu *1200 Jahre Bistum Münster* belegt, beharren auch im Katalog zur Ausstellung *805: Liudger wird Bischof* die Münsteraner Archäologen mit einer Art Nibelungentreue auf ihrer Schriftgläubigkeit.

Schliemann verankerte Homers Heldenepen *Ilias* und *Odysee* durch seine Grabungen und deren mediale Vermarktung in der realen Erde der Südwesttürkei. Schliemann erdete eine literarische Phantasiewelt mittels archäologischer Techniken in der Realität. Von diesem Schliemannschen Fluch, der über der Archäologie – zumindest in Deutschland – schwebt, haben sich auch die Münsteraner Archäologen, trotz deutlicher Hinweise in ihren Texten zur Nichtexistenz Liudgers, nicht befreien können oder wollen. Oder bestätigt sich hier der bekannte Spruch aus alten Tagen: „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“?

Solange die Archäologie sklavisch an Schriftquellen hängt, solange archäologische Funde und Befunde unselbständig auf Texte hin interpretiert werden, solange die Archäologie sich nicht von den Fesseln mittelalterlicher Phantasiewerke frei macht, solange können Gestalten aus Klosterstuben wie Münsters „Liudger“ in der Geschichte herumspuken, solange kann „Schliemanns Fluch“ vom Vorrang der Schriftlichkeit die Archäologie, insbesondere die des Mittelalters, dominieren.

Münster – die reale Geschichte

Die Örtlichkeit, an der in späteren Jahrhunderten die Stadt Münster entstehen wird, ist Anfang des 6. Jh., d.h. ab 500 n. Chr., geprägt von einzelnen Gehöften, die locker in unterschiedlichem Abstand zum späteren Domhügel errichtet sind. Sie liegt im südwestlichen Sachsen, etwas südlich der Ems. Zum fränkisch-merowingischen Machtbereich ist es nicht besonders weit.

Wie bei den Sachsen üblich, wohnen die Sippen in einzeln stehenden Gehöften. Der spätere Domhügel ist fast nicht bebaut. Nur ein oder zwei einzelne Gehöfte nutzen den überflutungsfreien Ort. Wegen der relativ friedli-

chen Situation im Sachsen des frühen 6. Jh. unter der Herrschaft der Liudolfinger sieht sich keine der Sippen auf den Höfen zu einer erhöhten Sicherheit genötigt.

Auch das nahe Frankenreich der merowingischen Herrscher strahlt keine größere Gefahr aus. Chlodwigs Übernahme des weströmisch-katholischen Glaubensbekenntnisses 496, nach dem Sieg über die Alamannen, war eine Absage an das oströmisch-arianische Glaubensbekenntnis. Da die Einführung des katholischen Christentums vom König ausging, war die zunächst formale Bekehrung wohl in längstens einer Generation, also im ersten Viertel des 6. Jh. abgeschlossen.

Im 6. Jh. entwickelte sich eine merowingisch-katholische Reichskirche. Der hohe Klerus wurde zunehmend reicher, gewann Macht und begann eine straffe seelsorgerische Organisation aufzubauen. Nach dem Tod Chlodwigs teilen sich seine Söhne das Reich untereinander auf.

531 erobert eine Allianz aus Franken und Sachsen das Reich der Thüringer. An Sachsen fällt der Nordteil des Thüringerreichs ab der Unstrut mit dem Harz. Es besteht somit keine Notwendigkeit für militärische Bauwerke, da es keine Gefahr von Seiten der fränkischen Macht gibt. Ganz im Gegenteil sind die Sachsen die Kriegspartner der Franken.

In den Folgejahren erobern die Franken das Reich der Burgunder. Seit Mitte des 6. Jh. gehören auch die Baiern in loser Abhängigkeit zum merowingischen Frankenreich. In den Jahren 534–547/48 greifen fränkische Verbände – mit sächsischer Unterstützung (?) – die Ostgoten und Byzantiner in Italien an. Nach deren Niederwerfung sind die Sachsen als einziger germanischer Volksstamm aus der Völkerwanderungszeit vom Frankenreich unabhängig.

Bis zu diesem Zeitpunkt, somit bis in die Mitte des 6. Jh. besteht keine Notwendigkeit für die sächsischen Bewohner, den späteren Domhügel mittels Wällen vor Angreifern zu sichern.

Dies ändert sich erst in der zweiten Hälfte des 6. Jh., denn der fränkisch-merowingische Herrscher Chlothar I. bekriegt die (heidnischen/arianischen?) Sachsen erstmals 555/56. Sie sind nach Unterwerfung der anderen germanischen Stämme der einzige Machtfaktor an der Grenze des fränkisch-merowingischen Reiches.

Von diesen Kämpfen und den durchziehenden Soldatengruppen sind auch die Bewohner in den Gehöften an der Aa betroffen. Die einzelnen Gehöfte boten gegen die militärisch starken Franken keinen ausreichenden Schutz. Trotzdem erhalten die fränkischen Angreifer durch die Sachsen einen gleichwertigen Gegner. Gregor von Tours (538–594) berichtet, dass die Franken erst nach schweren Kämpfen mit den Sachsen wieder abzogen.

Als Ergebnis der Kämpfe zwischen Franken und Sachsen darf ein Arrangement dergestalt angenommen werden, dass die Sachsen eine fränkisch-

merowingische Oberhoheit anerkannten, aber ein im wesentlichen freies Volk blieben.

Aus den Erfahrungen dieser Kämpfe haben die Bewohner der Gehöfte um den späteren Domhügel an der Aa ihre Lehren gezogen. Für die sächsischen Bewohner erhöhen die Aktivitäten im Frankenreich zusätzlich die Unsicherheit in die Zukunft.

Zwischen 558 und 561 vereinigt Chlothar I. das Frankenreich erneut. Jedoch erfolgt nach seinem Tod eine erneute Teilung unter seinen Söhnen. Wegen der internen Kämpfe zwischen den drei Reichsteilen und deren Herrschern ist das vormals sichere Frankenreich zu einer Gefahr geworden.

Deshalb kommt man zum Beschluss, sich auf dem Domberg einen sicheren Rückzugsraum zu schaffen. Zwischen 560 und 580 werden Wälle und Gräben auf dem späteren Domhügel angelegt. Der Ort ist gut gewählt. Im Südwesten, Westen und Norden fließt die Aa und bietet mit ihrer Feuchtniederung einen Schutz vor Angriffen, wie ein großer Burggraben. Auch im Süden, Südosten und im Nordosten sorgen kleine Bäche für eine feuchte Niederung vor dem späteren Domhügel. Diese Niederungen geben den Wällen und Gräben einen zusätzlichen Schutz. Somit ist nur der Osten des späteren Domhügels ohne einen solchen natürlichen Schutz. Deshalb dürfte hier der Wall besonders verstärkt worden sein (mehrere Wälle, zusätzliche Gräben). Diese Maßnahmen dürften auch in der Nähe lebende Sachsen zu einem Zuzug animieren.

Um diese Zeit dürfte eine Ansammlung von Hütten auf dem späteren Domhügel existieren, zu deren Sicherheit die Wälle errichtet worden sind. Weitere Ereignisse lassen die Notwendigkeit einer solchen Baumaßnahme als sinnvoll erscheinen.

Im Südosten, an der Donau, machen die Langobarden von sich reden. 566 vernichten sie das Reich der Gepiden und dringen nach Norditalien vor. 572 erobern sie Pavia. Eine weitere Bedrohung kommt in der Mitte des 6. Jh. aus dem europäischen Osten in den Donaauraum. 558 erscheinen die Awaren, ein türkisch-mongolisches Steppenvolk und dringen vom Kaukasus an die Donau vor. Ihr ab 565 errichtetes Reich erstreckt sich von der Wolga bis an die Ostgrenze des Frankenreich.

Diese Faktoren lassen eine größere Sicherung auch der Wohnstätten um den späteren Domhügel notwendig erscheinen. Die von der Archäologie ergrabenen Spuren von Wällen und Gräben auf dem Domhügel sind Ergebnis dieser historischen Situation in der 2. Hälfte des 6. Jh. Die bei den Ausgrabungen entdeckte Hunde- und Pferdebestattung passt in diese Zeit, da keinerlei christlichen Bauwerke auf dem späteren Domhügel bestanden. Alle Bauwerke waren rein weltlichen Ursprungs. Es kann sich somit auch um ein heidnisches Opfer für den Wallbau handeln.

Wie groß die Gefahr ist, welche von den Awaren ausgeht, zeigt die Tatsache, dass sich 567 Byzanz mit Türken und Franken verbündet, um die Gefahr für das Reich und die Stadt Konstantinopel abzuwenden. Dieser gemeinsame Kampf, an dem wohl auch Sachsen unter fränkischem Kommando beteiligt gewesen sein dürften, hat die Bedrohung verdeutlicht und den Sinn von Sicherungsanlagen unterstrichen.

Trotz der militärischen Auseinandersetzungen 555/56 scheint sich das Verhältnis zwischen Franken und Sachsen durch die Vereinbarung positiv entwickelt zu haben. Führendes Geschlecht in Sachsen sind im 6. Jh. die Liudolfinger. Die kluge Politik Ottos aus ihrem Geschlecht bewirkt im späten 6. Jh. die Aussöhnung zwischen Sachsen und Franken.

Da somit der Kampf und die Unsicherheit der früheren Zeit (vor ca. 30 Jahren, um 555–570) durch Annäherung ersetzt ist, kommt es zur ersten Ansiedlung fränkischer Siedler im Umkreis des späteren Domhügels. Dies geschieht vermutlich nach der Jahrhundertwende 600|900. Auch diesen Neusiedlern ist die vorhandene Wallanlage am späteren Domhügel sehr angenehm, da sie auch ihnen Sicherheit bietet.

Sicherheit ist wichtig in diesen Jahren, da der Einfall und die Kämpfe gegen die Awaren (6. Jh.) / Ungarn (6.||10. Jh. [Weissgerber]) von 607 bis ungefähr 611 bei allen Bewohnern für Unsicherheit sorgt. Die einfallenden Reiterhorden erreichen auch sächsische Siedlungsgebiete.

Nach dem Awaren/Ungarn-Krieg übergibt der austrische Adel 613||913 das Ostreich an den Westfrankenkönig Chlothar II./Karl III. [vgl. Wirsching 582], der von 613||910 bis 922 allein herrscht. Nach dem Awaren/Ungarn-Krieg kann Anfang des 7.||10. Jh. der größte Teil vom Ostreich mit dem Westreich vereint werden.

Das Mönchtum breitet sich im merowingisch-fränkischen Reich aus, und am Ende des 6. Jh. gibt es im Frankenreich etwa 220 Klöster. Nach der Wende vom 6. auf das 7.||10. Jh. nimmt die Verquickung von weltlicher und klerikaler Macht weiter zu. Um diese Zeit kommen erste Mönche in das auch von Franken besiedelte Sachsengebiet. In der ersten Hälfte des 10. Jh. gibt es die ersten Ansätze für ein Kloster am späteren Domhügel. Zu diesem Zeitpunkt besteht die Holz-Erde-Mauer um den späteren Domhügel seit mehreren Jahrzehnten: ein sicherer Ort für ein Kloster und seine Mönche.

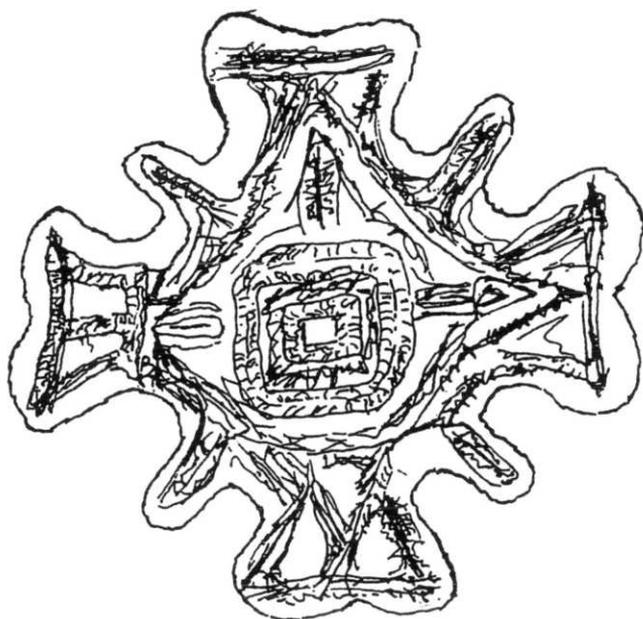
Nach dem Tod Ottos 912 trotz dessen Sohn Heinrich 915 König Karl im Westen die Herzogsgewalt über Sachsen und Thüringen ab und erweitert sein Herrschaftsgebiet durch Heirat um Westfalen. In den folgenden Auseinandersetzungen mit den fränkischen Großen bleibt Heinrich Sieger und schließt 915 mit Karl Frieden.

Die guten Beziehungen zwischen Franken und Sachsen gipfeln in der Ernennung von Herzog Heinrich von Sachsen durch den fränkischen König

Konrad I. zum ersten sächsischen König über das Frankenreich im Jahre 918. Die förmliche Erhebung des Sachsen Heinrich I. erfolgt 919 durch die in Fritzlar versammelten Großen der Franken und Sachsen.

Nachdem in Sachsen und Franken die Verhältnisse geklärt sind, kann sich langsam das Dorf entwickeln, welches später als Monasterium/Münster der Sitz eines Bistums wird. Für diese Gründung dürfte die Anzahl der katholisch-christlichen Bewohner des sächsischen Westfalen sowie die an Münster vorbei führenden Handelsrouten (Nordsee/Ostsee) nach Norden ausschlaggebend sein. Diskussionen um den richtigen Ort und die Interessen der im Westfälischen beheimateten Adligen dürften der Bistumsgründung voran gegangen sein.

Ansonsten war die Gründung des Bistums Münster im 11. Jh. (!) ein einfacher kirchlich-staatlicher Verwaltungsakt!



Die Fibel aus Mimigernaford [...] stammt aus dem karolingischen Lauffhorizont unter der um 900 errichteten Holz-Erde-Mauer. [...] Der Buckel ist mit aufgesetzten Quadraten, die Kreuzarme sind mit kleinen runden Kreisnoppen verziert.“ [Zeichnung WT nach Liu. 265]

Literatur

- Garbsch, Jochen / Overbeck, Bernhard (1989): Spätantike zwischen Heidentum und Christentum (Ausstellungskatalog, Prähistorische Staatssammlung, 1990), München
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster?; in: ZS 13 (4) 631-661
- Isenberg, Gabriele (Hg., 2005): 805: Liudger wird Bischof. Spuren eines Heiligen zwischen York, Rom und Münster (Ausstellungskatalog Münster); Mainz
- Liu. = *Liudger wird Bischof* s. Isenberg
- Reinhard, Hans-Peter (1999): Das große Münzlexikon, Pirmasens
- Schneidmüller, Bernd (1991): „Karl der Einfältige“, in: Lexikon des Mittelalters, Band V, Sp. 970 f., München
- Schreiber, Karl-Heinz (2002): www.genealogie-mittelalter.de
- Springer, Matthias (2004): Die Sachsen; Stuttgart
- Thiel, Werner (2005): Schliemanns Fluch oder Das wundersame Verschwinden des Münsteraner Bistumsgründers; in: ZS 17 (1) 36-45
- Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken; Gräfelfing
- Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräber wurden bis 1000 belegt; in: ZS 16 (3) 574-590

Werner Thiel, 48268 Greven, Heckenweg 11
aktuell erschienen: *Schwert aus Pergament* (s. S. 498)

Über die christliche Jahreszählung

Ulrich Voigt

Ein Essay im Anschluss an meinen in
Zürich gehaltenen Vortrag, Mai 2005

Chronologie – Ostern – Phantomzeit

Der Ursprung der dionysischen Jahreszählung und unserer christlichen Chronologie liegt in der spätantiken Osterkomputation. Und wie könnte es wohl vor dem Hintergrund der beachtlichen Argumente *Heribert Illigs* möglich sein, eine Jahreszählung „anno domini“ erörtern zu wollen, ohne ihre chronologische Verortung in der Gesamtgeschichte zu erwägen? Die Phantomzeit nämlich, die von Illig behauptet wird, ist ja nichts anderes als die Differenz

$$\Delta = 2005 \text{ n. Chr.} - 2005 \text{ A.D.}$$

zwischen unserer heutigen Jahreszählung „n. Chr.“ und der Jahreszählung des Dionysius Exiguus.

Neue Ideen zur Chronologie

In den letzten Jahrzehnten hat sich unser Verständnis der frühchristlichen Kalender noch einmal deutlich erweitert, vertieft und verändert. Die Liste der Fragen, unter denen wir die Ostertafeln analysieren, ist länger geworden und klarer. Das Osterdatum selbst zusammen mit den sog. Ostergrenzen ist in den Hintergrund getreten: Es ist eigentlich das Nebensächlichste an den Kalendern. Und wie viel Scharfsinn hat man doch im 19. Jh. auf diesen einen Punkt verwendet, die sog. Osterstreitigkeiten zu verstehen. In den Vordergrund getreten ist der Mond oder, genauer gesagt, der Anfangswert in den Mondtafeln mit seinem Bezug zur Schöpfungswoche oder zur Passionswoche. Seit *Venance Grumel* [1958] weiß man von dem wechselseitigen Bezug zwischen diesen mystischen Hintergründen der Ostertafeln und der spätantiken Weltchronologie. Von herausragendem Interesse sind dann seit *August Strobel* [1977] die Kopffahre der Ostertafeln geworden mit ihrem zyklischen Bezug zum mutmaßlichen Passionsjahr und Passionsdatum und, wie ich herausgefunden habe, ihrem zyklischen Bezug zu einem zukünftigen Jahr 532. So werden nun auch die diversen Längen der Tafeln neu verständlich, nämlich als Bauelemente der Zahl 532. Ein unerwarteter Zugang eröffnet sich damit zu den ganz frühen Ostertafeln des 3. Jh., indem ans Licht kommt, dass sie die Kenntnis des großen Osterzyklus von 532 Jahren von Anfang an voraussetzen, und mehr noch: die Fähigkeit, Mondphasen taggenau voraus bzw.

zurück zu berechnen. Kurz, man nähert sich der frühchristlichen Ostertafel und Chronologie heutzutage nicht mehr vom Mittelalter her mit den fertig ausgefeilten Tabellen des Beda Venerabilis vor Augen, sondern von der Antike aus und sucht sie zu begreifen als Neufindung, als kundiges Suchen nach dem einzig richtigen Anfang und der einzig richtigen Form.

Neue Ideen zur Phantomzeit

Über die Phantomzeit ist lange mit kalendertechnischen Argumenten nachgedacht und gestritten worden, aber ohne eigentliches Ergebnis. Am Ende entstand der Eindruck und verfestigte sich die Meinung, dass Kalender kein taugliches Mittel sein können, solch eine Frage zu klären. Und doch waren die 10 Kalendertage, die man im Oktober 1582 ausgelassen hat und ihr Bezug zum 21. März als Datum der Äquinox einmal der Ursprung gewesen für die ersten Zweifel Illigs an der überkommenen Chronologie.

Nun möchte ich die Diskussion neu eröffnen. Man hat nämlich in den damaligen Auseinandersetzungen die kalendertechnischen Dinge unterschätzt. *Erstens* hat man die Zyklen nicht beachtet und *zweitens* hat man die christliche Jahreszählung nicht hinreichend verstanden. Im folgenden will ich versuchen, das näher zu erklären.

Ich denke, dass in Zürich deutlich geworden ist, dass es mir mit solchen Überlegungen keineswegs um sachliche Polemik („die Phantomzeittheorie zu Fall zu bringen“) oder gar um persönliche Polemik („Herrn Illig zu ärgern“) geht, sondern dass hier ein unabweisbares Problem vorliegt, über das neu und gründlich nachgedacht werden muss. Mein Ziel ist positiv: Die christliche Chronologie zu verstehen und gegebenenfalls neu zu begründen.

Wenn die oben genannte Diskussion auch kein Ergebnis hatte, so war sie doch nicht ohne Wert, denn sie hat gezeigt, dass der Anspruch der überkommenen Chronologie, die christliche Ära fehlerfrei zu beschreiben, nicht hinreichend begründet ist, also neu begründet werden muss.

Beda Venerabilis, der ja gewiss der mittelalterlichen Nach-Phantomzeit zuzuordnen ist, bezieht sich auf die Jahreszählung des *Dionysius Exiguus*, die er übernimmt bzw. fortsetzt. Zwischen Beda und Dionysius liegen Jahrhunderte, Jahrhunderte, in denen die dionysische Jahreszählung kaum je benutzt worden ist. Beda konnte sich also nicht auf eine intakte Tradition berufen und hätte deshalb eigentlich nachweisen müssen, dass ihm mit seiner neu-dionysischen Jahreszählung kein Fehler unterlaufen ist. Er hat das nicht getan und auch kein Bedürfnis in dieser Richtung angedeutet. Danach ist sich das Abendland sicher gewesen, dass die von Beda empfohlene Zählung in der Tat nichts anderes sei als die Zählung des Dionysius Exiguus. Erst mit Illig wurde deutlich, dass hier ein zu Begründendes nur immer vorausgesetzt wurde. Die

historischen Wissenschaften hätten sich darüber freuen sollen und die Aufgabe erkennen, die damit gestellt ist.

Die Aufgabe ist also klar: Die Chronologie hinsichtlich ihres Zusammenhangs zur dionysischen Jahreszählung zu prüfen und sie damit entweder zwingend zu rechtfertigen oder entsprechend gewisser leer (oder gar mehrfach) gezählter Jahre zu verändern.

I Die Verankerung in der Gegenwart

2005 n. Chr.

Zürich, Mai 2005: Ich komme aus einer fernen Galaxie, betrete die Erde und versuche, mich zeitlich zu orientieren. Alle Chronologie muss in einer Gegenwart ankern und es wäre gewiss kein guter Rat, das, was solide etabliert ist, zu übergehen. Ich folge also den Tageszeitungen und dem allgemein Gesagten und akzeptiere die Zahl 2005 zur **Bezeichnung** des gegenwärtigen Jahres, des Jahres, das man gewiss noch einige Zeit erinnern wird als das Jahr eines neuen Papstes namens Benedikt XVI. Auch mit der nicht unüblichen Bezeichnung „n. Chr.“ bin ich einverstanden, obwohl ich sie nicht begründen könnte; sie gibt der Zahl 2005, wie mir scheinen will, eine romantische Bedeutung. Und sie enthält einen nützlichen Hinweis, die Verankerung dieser Jahreszahl im christlichen Denken zu beachten. Die Einteilung des Jahres in Monate und Tage habe ich verstanden, als Jahresanfang übernehme ich den 1. Januar. Ich folge also dem Üblichen und beginne mit der Gleichung

2005 n. Chr. = „das jetzt laufende Jahr“

mit dem 1. Januar als „Jahresanfang“.

Die Dunkelzeit

Ich bin damit in der Lage, Kalenderjahre zu zählen und natürlich lasse ich es mir nicht nehmen, sie mit realen Begebnissen zu füllen. Ich folge auch hier wieder der übereinstimmenden Meinung der Menschen und finde keinerlei nennenswerte Schwierigkeiten bis etwa zum Jahr 1000 n. Chr. hin. Hier aber werde ich unsicher. Ich sehe, wie sich die Wissenschaftler in den Haaren liegen und sich gegenseitig für dumm halten. Und ich ahne, dass eine Hürde vor mir liegt, die sich so leicht nicht überwinden lässt. Der Tatbestand, der diese Situation der Ungewissheit erzeugt und kennzeichnet, ist die Diskrepanz zwischen archäologischem Befund und literarischer Überlieferung; wunderbar detaillierte Berichte über den Hof Karls des Großen und die Taten der Wikinger hängen archäologisch in der Luft.

Ich mache also, da ich ja auf jeden Fall festen Boden unter meinen Füßen brauche, halt. Die Zeit, in der die Jahreszählung „n. Chr.“ zweifelsfrei histori-

sche Ereignisse beschreibt, nenne ich die *Gegenwart*. Die schwierige Zeit davor nenne ich die *Dunkelzeit*.

Von Illig stammt die Theorie, dass die Dunkelzeit nicht existiert, sondern einer Illusion entstammt. Die Illusion beruhe darauf, dass leere Jahre gezählt werden und somit eine *Phantomzeit* entsteht. Die Gegenwart ist insofern also die Nach-Phantomzeit. Die Ungereimtheit einer Jahrhunderte währenden Phase menschlicher Geschichte ohne klaren archäologischen Befund mag sich Illig nicht vorstellen.

Julianischer Gregorianischer Kalender

Wenn ich auch mit unserer gegenwärtigen Jahreszählung über die Dunkelzeit hinaus keine sicheren menschlichen Begebenheiten beschreiben kann, so kann ich mit ihr doch immerhin versuchen, *Jahre* zu zählen, Umlaufzeiten der Sonne durch die Erde. Zu diesem Zweck muss ich aber das Kalendersystem, das mit der heutigen Jahreszahl 2005 vermacht ist, begreifen.

Ich habe schon verstanden, dass der sog. *Gregorianische Kalender*, der hier in Zürich und auch sonst fast überall benutzt wird, und nach welchem das Jahr mit dem 1. Januar beginnt, nichts anderes ist als eine Ausbesserung des sog. *Julianischen Kalenders*. Ich habe auch verstanden, dass es bei der Gregorianischen Reform nicht nur darum ging, die astronomische Genauigkeit zu verbessern, sondern auch darum, die alten Strukturen möglichst zu respektieren. Ich entschieße mich also zu einer Vorsichtsmaßnahme. Statt den Gregorianischen Kalender als in sich geschlossenen vollständigen Kalender zu übernehmen, stelle ich mich auf den Standpunkt seines 'Vorgängers' und reduziere den Gregorianischen Kalender auf eine Tabelle von Korrekturen.

Gewissermaßen rechne ich also mit zwei Kalendern simultan, die ich, um mich nicht zu verwirren, durch die *Schreibweise* unterscheide: Mit januar, februar usw. bezeichne ich in Kleinschreibung die Monate im Julianischen Kalender, mit Januar, Februar usw. die Monate im Gregorianischen Kalender.

Aus 31. dezember 2005 n. Chr. = 13. januar 2006 n. Chr.

erkenne ich, dass auch die Jahreszählung von der Gregorianischen Reform betroffen ist. Aus dem Gesagten ist klar, dass wir zunächst einmal den Julianischen Kalender ins Auge fassen müssen.

Julianischer Kalender

Der Julianische Kalender ist im Kern der Kalender Julius Caesars, wie er seit den Tagen des *Augustus* in ununterbrochenem Gebrauch war. Er ist also ein reiner Sonnenkalender, der auf den Mond nicht achtet. Es ist üblich, sein Kalenderjahr mit dem 1. januar zu beginnen. Der Schalttag, der das 365-tägige Kalenderjahr alle 4 Jahre zu einem 366-tägigen Jahr verlängert, befindet

sich zum Ende des februar. Die Schaltjahre sind diejenigen Jahre, deren Jahreszahl J sich ohne Rest durch 4 teilen lässt:¹

$$J \text{ Schaltjahr (mit 366 statt 365 Tagen)} \Leftrightarrow J \bmod 4 = 0$$

Kompliziert wurde dieser Kalender erst durch die Christen, die ihm einen Mondkalender implantierten, um damit ihren Ostertermin zu bestimmen. Es geht um den Termin des *Ostervollmonds* (oder kurz: Ostermonds), an dessen nachfolgendem Sonntag das Osterfest gefeiert wird.

Die gesamte (julian.) Praxis der Gegenwart (= Nach-Phantomzeit) berechnete den Ostermond nach einer Mondtafel, die man zu Ehren des Dionysius Exiguus als dionysische Mondtafel bezeichnet und die ihrerseits eine spezielle alexandrinische Mondtafel ist. Die Gregorianische Reform bestand in dem Kunststück, die dionysische Mondtafel astronomisch richtig zu stellen, ohne ihre Struktur zu sehr zu verändern. Wir müssen also zunächst die Struktur der alexandrinischen und dionysischen Mondtafeln verstehen.

Als *alexandrinische Mondtafel* bezeichne ich eine 19-jährige Tafel von Vollmondtagen (den sog. *Ostermonden*), die sich in einem vorgegebenen 30-tägigen Bereich (dem sog. *Ostermonat*) dergestalt entwickeln, dass der nächstfolgende Ostermond stets entweder 19 Tage später oder 11 Tage früher liegt, je nachdem, welches der beiden Daten in den Ostermonat fällt. Den ersten Tag des Ostermonats nenne ich die *Basis* der Tafel.

Die alexandrinische Mondtafel besitzt einen eindeutigen *Anfangswert* (der erste Ostermond hat keinen Vorgänger) und einen eindeutigen Endwert (der letzte Ostermond hat keinen Nachfolger), eine Eigenschaft, die sich auch dann erhält, wenn man sie *zyklisch verlängert*, denn dann wird der Anfangswert als Nachfolger des Endwertes nicht per +19 oder -11, sondern zwangsläufig per +18 oder -12 errechnet. Dieser sozusagen irregulären Schritt, der aus der 19-jährigen Tafel einen Zyklus macht, heißt im mittelalterlichen Sprachgebrauch *saltus lunae*.

Der Ostermonat hat 30 Tage, da 30 die beste ganzzahlige Annäherung an einen natürlichen Monat (von etwas mehr als 29 ½ Tagen) darstellt.

Auch das (+19/-11)-Prinzip entspringt der Naturbeobachtung: Jedes Jahr rückt der Mond mit seinen Phasen etwa 19 Tage vor bzw. bleibt 11 Tage zurück. Sämtliche Mondtafeln der Spätantike beruhen auf diesem einfachen Prinzip und unterscheiden sich nur durch ihre Länge und in der Verteilung der *saltus lunae*. Das Besondere der alexandrinischen Tafel besteht darin, dass sie nach 19 Jahren abbricht. +19 und -11 hängen über die 30 zusammen:

¹ $H \text{ div } 4$ bezeichnet den ganzzahligen Anteil der Division $H : 4$.

Beispiel: $12 \text{ div } 4 = 3$, $13 \text{ div } 4 = 3$, $14 \text{ div } 4 = 3$, $15 \text{ div } 4 = 3$.

Der entsprechende Rest wird mit $H \text{ mod } 4$ bezeichnet.

Beispiel: $12 \bmod 4 = 0$, $13 \bmod 4 = 1$, $14 \bmod 4 = 2$, $15 \bmod 4 = 3$.

$$19 + 11 = 30 \text{ d.h. } (-11) \bmod 30 = 19$$

Aus dem Anfangswert und der Basis ist die alexandrinische Mondtafel eindeutig bestimmt. Umgekehrt lassen sich Basis und Anfangswert aus je 19 aufeinander folgenden „alexandrinischen“ Werten erschließen.

Die historisch wichtigste Basis ist der 21. märz. Es ist zweckmäßig, sämtliche Mondtafeln (auch die nicht-alexandrinischen) per Differenzbildung auf dieses Datum zu beziehen:

Die Differenz des Datums eines (julian.) Ostermonds zum 21. märz bezeichne ich als seine **Grenzzahl g**. Wenn z.B. der Ostermond

auf dem 18. märz liegt, so ist $g = -3$, denn 18. märz = $(21 - 3)$. märz;

auf dem 28. märz liegt, so ist $g = 7$, denn 28. märz = $(21 + 7)$. märz;

auf dem 10. april liegt, so ist $g = 20$, denn 10. april = $(21 + 20)$. märz.

Die Definition erlaubt es im folgenden, von Zahlen zu handeln statt von Kalenderdaten:

Kalenderdatum \Rightarrow Grenzzahl g

21. märz 0

22. märz 1 usw.

1. april 11

2. april 12 usw.

Das $(+19/-11)$ -Prinzip lässt sich damit mathematisch ausdrücken: Gesetzt eine Anfangsgrenzzahl g_0 , so ist

$$g_{(n+1)} = (g_n + 19) \bmod 30 \text{ für } 0 \leq n \leq 17$$

Und um daraus einen Zyklus herzustellen, setzt man für beliebiges n

$$g_n = g_n \bmod 19$$

Beispiel einer alexandrinischen Mondtafel mit der Basis 21. märz und dem Anfangswert 4. april ($g_0 = 14$):

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
g	14	3	22	11	0	19	8	27	16	5	24	13	2	21	10	29	18	7	26

Das Beispiel beansprucht ein gewisses historisches Interesse, denn es handelt sich um die von Eduard Schwartz [1905, 17] für Anatolius von Laodicea gemutmaßte Mondtafel. Mondtafeln verzeichnen Monddaten und sind zu unterscheiden von *Ostertafeln*, Zusammenstellungen von Osterdaten über eine bestimmte Anzahl von Jahren. Jede Ostertafel beruht auf einer bestimmten Mondtafel, die mit ihr aber nicht synchron sein muss. Es gibt also unter Umständen zwei Anfangswerte, einen für die Mondtafel, einen für die Ostertafel.² Als **dionysische Mondtafel** bezeichne ich eine alexandrinische

² Manche Historiker ignorieren das und lassen die Mondtafeln grundsätzlich mit dem

Mondtafel zusammen mit einer Jahreszählung und den folgenden Eigenschaften:

- (1) *Basis* = 21. märz
- (2) *Anfangsgrenzzahl* = 15
- (3) *J* ist erstes Jahr im Zyklus $\langle J = \text{mod } 19 = 0$

Ad (1)

Hinter dieser Festlegung, die aus dem 21. märz den frühestmöglichen Termin für den Ostermond macht, steht die Auffassung, dass der Ostermond niemals vor dem Frühjahrsäquinoktium liegen darf. Es ist daher sinnvoll, den 21. märz als *kalendarisches Äquinoktialdatum* zu bezeichnen.

In der gesamten Nach-Phantomzeit war man der Auffassung, dass auf dem Konzil von Nicaea 325 n. Chr. aus diesem Grunde der 21. märz als Basis der Osterberechnung festgelegt worden sei.

Man muss hier aufpassen und das kalendrische von dem *astronomischen Äquinoktialdatum* unterscheiden. „Kalenderfragen sind vor allem eine Rechtsangelegenheit und erst in zweiter Linie eine astronomische. Wenn eine Regierung Sommerzeit anordnet, ist es mittags nicht 12 Uhr, sondern 13 Uhr“ [Mayr 301]. Wenn man unterstellt, dass auf dem Konzil von Nicaea der 21. märz als kalendrisches Äquinoktialdatum festgelegt oder vorgeschlagen worden sei, dann heißt das noch nicht, dass man auch gleichzeitig meinen müsste, dass der 21. märz auch das astronomische Äquinoktialdatum zu jener Zeit gewesen sei, denn wie bei der zitierten „Sommerzeit“ gibt es auch hier ersichtlich einen gewissen Spielraum. Nun sagt die Bestimmung, dass der Ostermond niemals vor dem Äquinoktium sein darf. Wenn also tatsächlich der 21. märz auf jenem Konzil als kalendrisches Äquinoktialdatum festgeschrieben oder auch nur genannt worden ist, dann würde ich folgern, dass das astronomische Äquinoktialdatum jener Zeit nicht später lag als der 21. märz, denn es ist überaus plausibel, dass man eine ‘sichere’ Entscheidung getroffen hat.

Nun, im 16. Jh. lag das astronomische Äquinoktium um den 11. märz, das kalendrische Äquinoktialdatum war also um etwa 10 Tage ‘falsch’; jeder vernünftige Spielraum war längst überschritten.

Anfangswert der zugehörigen Ostertafel beginnen. Sie orientieren sich gewissermaßen philologisch am Sichtbaren. Befremdlich ist es, Bruno Krusch [1838, 12] zuzuhören, wie er den großen *Ludwig Ideler* [1834] ‘abbürstet’, da dieser den Unterschied zwischen Mondtafel und Ostertafel macht und mit dem natürlichen Beginn des Mondzyklus argumentiert. Krusch repräsentiert ähnlich wie Grotefend den energischen und hochmütigen Rückzug aus der Mathematik, die man (Krusch) als „Tüftelei“ abtat bzw. (Grotefend) aufs „Fingerzählen“ reduzierte.

Ad (2)

Der 5. april ($g = 15$) ist das Datum des ersten Ostermonds der Tabelle und ist zu vergleichen mit dem *kalendarischen Frühlingsvollmond*, dem Datum des ersten Vollmonds ab dem 21. märz,³ und auch hier gibt es einen vernünftigen Spielraum. Wenn nun auf dem Konzil von Nicaea neben dem 21. märz als kalendarischem Äquinoktialdatum auch noch der 5. april als Datum des ersten Ostermonds gesetzt wurde, so würde ich folgern, dass das Datum des kalendarischen Frühlingsvollmonds jener Zeit nicht vor dem 5. april lag, denn es ist überaus plausibel, dass man den Ostermond nicht auf den tatsächlich schon abnehmenden Mond gesetzt hat.

Nun, zur Zeit im 16. Jh. lag dieser erste kalendarische Frühlingsvollmond gegen den 2. april. Der Ostermond korrespondierte mit einem bereits abnehmenden Mond.

Ad (1 - 2)

Diese beiden Eigenschaften nenne ich die *dionysischen Anfangsbedingungen*. Sie erzwingen folgende Tafel:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
g	15	4	23	12	1	20	9	28	17	6	25	14	3	22	11	0	19	8	27

An der Tafel fällt auf, dass $g_7 = 28$ die höchste Grenzzahl ist. Der Ostermonat wird also nach oben nicht ausgeschöpft, indem der 19. april kein mögliches Datum für den Ostermond ist. Man nennt den Bereich 21. märz bis 18. april incl. ($0 \leq g \leq 28$) den *kleinen Ostermonat*. Die Gregorianischen Reformer haben um den kleinen Ostermonat gerungen und ihn mittels diverser Sonderbestimmungen erhalten. In der oben auf S. 425 als Beispiel mitgeteilten mutmaßlichen Mondtafel des Anatolius von Laodicea überschreitet $g_{15} = 29$ den kleinen Ostermonat, ein Umstand, den Schwartz [1905] übersehen zu haben scheint [dazu ausführlich Voigt 2003, 146 ff.].

Ad (3)

Diese Eigenschaft besagt, dass die dionysische Mondtafel mit einer 'passenden' Jahreszählung verknüpft ist: Die Mondtafel beginnt jeweils bei denjenigen Jahreszahlen, die sich ohne Rest durch 19 teilen lassen. Setze ich nun⁴

$$S(J) = J \bmod 19$$

³ Zu unterscheiden von dem (*astronomischen*) *Frühlingsvollmond*, dem ersten Vollmond ab der Äquinox.

⁴ In *Das Jahr im Kopf* bezeichne ich $S = J \bmod 19$ als *Silberzahl* des Jahres J und baue darauf Kopfrechenmethoden und Mnemotechnik.

so zeigt sich die dionysische Mondtafel in ihrer optimalen Form:

S	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
g	15	4	23	12	1	20	9	28	17	6	25	14	3	22	11	0	19	8	27

Oder als Formel mit $g = g(J)$ und $S = S(J)$: $g = (15 + S) \bmod 30$

Die Grenzzahlen – beginnend mit g_0 – sind bereits entsprechend nummeriert.

Es leuchtet ein, dass es nur noch eine einzige weitere Möglichkeit gibt, alexandrinische Mondtafeln mit Jahreszählungen ‘passend’ zu verknüpfen, nämlich durch die Bedingung

$$(3^*) \quad J \text{ ist erstes Jahr im Zyklus} \Leftrightarrow J \bmod 19 = 1$$

Eine alexandrinische Mondtafel, die (1), (2) und (3*) erfüllt, nenne ich aus einem Grunde, der hoffentlich gleich einleuchten wird, eine *diokletianische Mondtafel*.

Ad (1-2-3)

Die drei Bedingungen sind miteinander verträglich, sie sind vollständig und voneinander unabhängig. Die Struktur, mit der die Gregorianische Reform zu tun hatte, lässt sich also als *Axiomensystem* auffassen.

Secundum Iudaeos

Die Gregorianische Reform hat die julianische Technik gerichtet und soweit wie möglich bewahrt, sie hat aber keinen neuen Sinn gesetzt. Wenn wir also mehr wollen, als nur das Funktionieren eines Räderwerks zu begreifen, wenn wir, was doch notwendig ist, darauf ausgehen, die Dinge von ihrem Grund her zu verstehen, müssen wir an dieser Stelle innehalten und nachdenken. Gehen wir also die einzelnen Punkte durch.

Die Entscheidung für die alexandrinische Mondtafel fiel in der Spätantike in Alexandria, ist aber auch auf dem Stande der Nach-Phantomzeit einsichtig. Von allen einigermaßen praktikablen Mondtafeln ist die alexandrinische nämlich die genaueste, beruht sie doch auf dem kallippischen Mondzyklus von 76 Jahren.⁵ Die erste alexandrinische Ostertafel auf dieser Grundlage stammt von *Anatolius von Laodicea*, der damit der Begründer der alexandrinischen Osterkalkulation ist. In der Nach-Phantomzeit wurde diese Entscheidung nicht mehr hinterfragt.

Die Entscheidung für den 21. märz ist auf dem Stande der Nach-Phantom-

⁵ Der Astronom Kallippos war Zeitgenosse des Aristoteles. Da in je 76 (= 4 x 19) Jahren stets gleich viele Schaltjahre sind, ist der 76-jährige Zyklus für Kalenderjahre besser geeignet als der metonische 19-jährige Zyklus. Ohne Rücksicht auf die jeweilige Anzahl von Schaltjahren teilten die Alexandriner den 76-jährigen Zyklus einfach durch 4.

zeit nicht zu erklären. Überaus wahrscheinlich ist, dass die Gleichsetzung 21. märz = Äquinoktialdatum ursprünglich einmal eine gewisse astronomische Genauigkeit gehabt haben muss; der 21. märz ist nämlich kein Datum mit einer eigenen kultischen, mystischen oder kalendertechnischen Bedeutung.

Setzen wir aber einmal das alexandrinische System zusammen mit der idealen Gleichung 21. märz = Äquinox voraus, so lässt sich doch der 5. april (g = 15) erklären. Er ist nämlich nichts anderes als ein idealer 15. Nisan.

Im idealen Falle, wenn nämlich keine Verschiebung dazwischentritt und die Kalenderkalkulation fehlerfrei aufgeht, beginnt der jüdische Monat Nisan mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes, dem Neulicht. Am 14. Nisan ist dann der Tag des Passahlammes, der Rüsttag sozusagen des Pessachfestes, das als Woche des Ungesäuerten mit dem 15. Nisan beginnt.

Klammern wir einmal den Umstand aus, dass der jüdische Tag im Gegensatz zum römischen und christlichen Tag am Abend beginnt und schauen wir nur auf das Schema, so zeigt sich, dass die Gleichung

$$5. \text{ april} = 15. \text{ Nisan} = \text{ Vollmond}$$

auf der Gleichung $22. \text{ märz} = 1. \text{ Nisan} = \text{ Neulicht}$

ruht, womit die Gleichung $21. \text{ märz} = 0. \text{ Nisan} = \text{ Neumond}^6 = \text{ Äquinox}$ gut verträglich ist. Dieses Schema findet sich ganz klar bei *Dionysius Exiguus*, der den Ostermond des 5. april durch $e = 0$ beschreibt, wobei

$$e = \text{ Mondalter des } 22. \text{ märz} = \text{ dionysische Epakte}$$

während andererseits $21. \text{ märz} = \text{ Basis der Mondtafel} = \text{ Äquinox}$.

Auf diese Weise (und nur auf diese Weise) leuchten die drei Daten: 21. märz, 22. märz, 5. april bei *Dionysius Exiguus* im Zusammenhang ein. Mit dem 22. märz (= 1. Nisan) beginnt sein Mondjahr.⁷

Genau genommen geht es um ein durchaus jüdisch gedachtes Schema der Welterschöpfung mit dem „ersten“ Neumond auf der Äquinox. Setzt man dieses Datum auf den 21. märz, beginnt also am 22. märz mit dem 'ersten' Neulicht das 'erste' Mondjahr, so wird aus dem 5. april der 'erste' 15. Nisan. Der 'erste' 14. Nisan wäre also der 4. april, das einzige Datum, das somit dem 5. april am Beginn der Mondtafel den Platz streitig machen könnte. Die Ostertafel des Anatolius von Laodicea beginnt mit dem 4. april, wodurch Schwartz

⁶ Neumond = Konjunktion Sonne / Mond. Der Mond ist von der Erde aus schwarz (unsichtbar).

⁷ Und eben nicht mit dem 21. märz! Dementsprechend habe ich für meine mnemotechnischen Belange ein dionysisches Mondjahr eingerichtet [Voigt 156]. Das Jahr beginnt mit dem Tag 1, die Äquinox ist am Tag 0, ein weiterer Hinweis auf den kundigen Umgang mit der Zahl 0 bei *Dionysius Exiguus*.

[1905] gewiss darin bestärkt wurde, dieses Datum für den Beginn auch des anatolischen Mondzyklus zu halten. *Exodus* 12.6. sagt ganz klar und deutlich: „Bis zum 14. Tag“, weshalb die Christen ihren Ostermond grundsätzlich als *luna XIV* bezeichnen. Der 4. april wäre also gegenüber dem 5. april aus biblischer Sicht das ganz klar bessere Datum. Wir werden überlegen müssen, warum man sich doch für den 5. april entschieden hat.⁸

Gregorianischer Kalender

Die Gregorianische Reform ist eine Reform der dionysischen Mondtafel, genauer gesagt, der ersten beiden Axiome, die nun folgendermaßen lauten:

- (1) *Basis* = (21 + d#). März
- (2) *Anfangsgrenzzahl* = (15 + g#) mod 30

Das Axiom (3) bleibt unberührt.

Ad (1)

Das Problem, den (neuen) 21. März dauerhaft als gute Näherung des Äquinoktialdatums zu fixieren, wurde durch eine *Säkularschaltung* erreicht, die ich als *Datumskorrektur d#* bezeichne. Die Jahre werden dabei innerhalb der Jahrhunderte von 00 bis 99 gezählt, die christliche Ära entsprechend vom Jahrhundert H=0 bis zum heutigen Jahrhundert H=20:

H	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
d#	-2	-1	0	1	1	2	3	4	4	5	6	7	7	8	9	10	10	11	12	13	13

oder als Formel: $d\#(H) = H - 2 - H \text{ div } 4$

Beispiel: 1. oktober 451 = (1 + d#). Oktober 451
 = (1 + 1). Oktober 451
 = 2. Oktober 451

Hier wurde $d\# = d\#(H=4) = 1$ aus der Tabelle entnommen.

Das (neue) gregorianische Datum D eines beliebigen Tages hängt also mit dem (alten) julianischen Datum d desselben Tages durch die Gleichung

$$D = d + d\# \quad \text{zusammen.}$$

Dass der Gregorianische Kalender erst seit dem 16. Jh. (H=15) in Gebrauch kam, ist für unsere Überlegung nebensächlich. Die Säkularschaltung für das Datum erlaubt es ohne weiteres, die beiden Kalendersysteme für beliebige Zeiträume nebeneinander zu stellen.

Das Gregorianische Kalenderjahr ermöglicht damit eine hinreichend

⁸ Als irreführend betrachte ich die Beschreibung des 5. april als „14. Tag nach dem 22. märz = luna XIV“, wie man sie z.B. bei Wilhelm Hartke [1956, Einl.] und auch sonst gelegentlich in der wissenschaftlichen Literatur findet.

zuverlässige Zählung der Jahre, denn das einmal festgelegte kalendarische Äquinoktialdatum des 21. März markiert mit guter Näherung einen bestimmten Tag im (astronomischen) Jahr: Im Zeitraum $0 \leq J \leq 3.000$ liegt die astronomische Äquinox stets auf einem der drei Tage 19. März (ca. 5 %), 20. März (ca. 60%), 21. März (ca. 35 %). Es ist also garantiert, dass der Ostermond, der ja frühestens auf dem 21. März liegt, niemals vor die Äquinox gerät. Für „vorchristliche“ Zeiten entsteht recht bald ein Problem, denn bereits im Jahre $J = -61$ n. Chr. wäre die astronomische Äquinox auf dem 22. März. Ersichtlich ist der Gregorianische Kalender für die christliche Ära angelegt. Die astronomische Äquinox, die jetzt hauptsächlich auf dem 20. März liegt, entspricht dem rückgerechneten Stand der Dinge im Julianischen Kalender für die Zeit des auf 325 n. Chr. datierten Konzils von Nicaea.

Aus der Tabelle der Datumskorrekturen (s. S. 434) ersieht man, dass die Gregorianische Reform auf das 3. Jh. n. Chr. ($H=2$) zielt, denn hier ist

$$21. \text{ m\u00e4rz} = 21. \text{ M\u00e4rz}$$

d.h., die beiden Kalender haben in diesem Jahrhundert (und nur in diesem) dieselbe Basis. H\u00e4tte man auf das Jahrhundert $H=0$ oder $H=-1$ zur\u00fcckf\u00fchren wollen, so h\u00e4tte man $d\#$ um $+2$ erh\u00f6hen m\u00fcssen. Das neue \u00c4quinoktialdatum w\u00e4re dann der 23. M\u00e4rz geworden.

Ad (2)

Das Problem, den Anfangswert der Mondtafel als gute N\u00e4herung des astronomischen Vollmonds zu fixieren, wurde durch eine S\u00e4kularschaltung erreicht, die ich als **Grenzzahlkorrektur** $g\#$ bezeichne. Die Jahrhunderte z\u00e4hlen wie oben. Die Formel entnehme ich der Gau\u00dfschen Behandlung des Osterproblems [1800]:

$$g\# = (H - (8H + 13) \text{ div } 25 - H \text{ div } 4) \text{ mod } 30$$

woraus sich f\u00fcr die christliche \u00c4ra folgende Tabelle ergibt:⁹

H	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
g#	0	1	1	2	2	2	3	4	3	4	5	6	5	6	6	7	7	8	8	9	9

Z.B. $J = 1900$: Ostermond $1900 = (5 + g\#)$. April = $(5 + 9)$. April = 14. April. 1900 ist wegen $1900 \text{ mod } 19 = 0$ erstes Jahr im Mondzyklus, und in der Tabelle steht $g\#$ ($H=19$) = 9. Die damit korrigierte Grenzzahl bezeichne ich

⁹ Entgegen der Formel habe ich in der Tabelle $g\#$ ($H=11$) = 6 gesetzt statt des „richtigen“ $g\# = 5$. Ich erreiche damit eine bessere Ann\u00e4herung an den realen Vollmond. Die Gregorianische Reform versuchte demgegen\u00fcber, m\u00f6glichst viele zusammenh\u00e4ngende Jahrhunderte zu erzeugen, in denen nicht gewechselt werden muss (= *Julianische Zyklen*).

als **reformierte Grenzzahl** G^{\oplus} :¹⁰ $G^{\oplus} = (g + g\#) \bmod 30$

Aus der Tabelle (S. 434) ersieht man, dass die Gregorianische Reform mit ihrer zweiten Säkularschaltung auf das 1. Jh. n. Chr. ($H=0$) zielt, denn hier ist

5. april = Anfangswert im julianischen System

5. April = Anfangswert im gregorianischen System

oder kurz: $g = G^{\oplus} = 15$

Ad (1-2)

Fassen wir zusammen: Der Gregorianische Kalender besteht aus zwei Säkularschaltungen $d\#$ und $g\#$ und führt damit zurück auf die Jahrhunderte $H=2$ und $H=0$. Die beiden Säkularschaltungen $d\#$ und $g\#$ sind voneinander abhängig. Auf keinen Fall wäre es möglich gewesen, die beiden Beine der Reform, Basis und Anfangswert der Mondtafel, auf dasselbe Jahrhundert zu stellen. Die Reformer entschieden sich dafür, die Basis (21. März) auf das dritte Jahrhundert, den Anfangswert (5. April) auf das erste Jahrhundert n. Chr. zu gründen. Ich würde sagen: Sie entschieden sich dafür, den Ostermond auf das Jahrhundert $H=0$ („Christus“) zurückzuführen und hatten dann Glück, dass das zwangsläufig damit verkoppelte Jahrhundert $H=2$ als erstes Jahrhundert der christlichen Osterkomputistik ebenfalls Sinn macht. Nachher werden wir sehen, dass der Ostermond sogar auf das Jahr 0 zurückgeführt wurde.

g und G^{\oplus}

Im Zentrum der bisherigen öffentlichen Diskussion über die Relevanz der Gregorianischen Reform für die Phantomzeit stand der 21. März als Datum der Äquinox. Dem Kontext („frühester Ostermond = Basis der Osterberechnung“) wurde wenig Beachtung zuteil. Der Ostermond selbst bzw. der Anfangswert der Mondtafeln blieben außerhalb der Betrachtung.

Konfrontieren wir jetzt diese zyklisch berechneten und dann gregorianisch korrigierten Grenzzahlen mit der astronomischen Wirklichkeit, dem nach Greenwichzeit auf den Tag berechneten Vollmond ab 21. März. Ich nenne diesen Vollmond den *kalendarischen Frühlingsvollmond*.¹¹ Seine Differenz zum 21. märz bzw. 21. März nenne ich v bzw. V .

Die Differenzen $v - g$ bzw. $V - G^{\oplus}$ geben die Abweichung des julianischen Ostermonds bzw. des reformierten Ostermonds vom kalendarischen Frühlingsmond.

¹⁰Die reformierte Grenzzahl G^{\oplus} ist wegen der Regel des kleinen Ostermonats nicht identisch mit der *gregorianischen Grenzzahl* G , aber das braucht uns hier nicht zu kümmern [dazu oben S. 427 und Voigt 2003, 146].

¹¹Der kalendarische Frühlingsmond unterscheidet sich von dem (astronomischen) Frühlingsmond, da die Äquinox gelegentlich auf den 20. oder gar 19. März fallen kann. Er ist aber eine hinreichend gute Näherung.

Die *Übereinstimmungen* $g = v$ bzw. und $G^{\ominus} = V$ in der Tabelle sind fett hervorgehoben.¹²

In nur etwa einem Drittel aller Jahre trifft die gregorianische Rechnung taggenau. Über den gesamten Zeitraum ist ihre maximale Abweichung +/- 1 Tag. Betrachtet man diese Abweichung als erträglich, so erweist sich der Julianische Kalender für die ca. 700 Jahre zwischen 500 n. Chr. und 1200 n. Chr. als brauchbar.

Das Jahr 0 n. Chr.¹³ ist das (von heute aus gesehen) erste Jahr, in welchem $G^{\ominus} = 15$ taggenau den kalendarischen Frühlingsvollmond trifft. Die obige Aussage, dass die Gregorianische Reform mit ihrer Korrektur des Anfangswertes $g = 15$ auf das Jahrhundert $H=0$ zurückführt, lässt sich also präzisieren: Sie führt zurück zum Jahr 0.

Das Jahr 532 ist das früheste Jahr, in welchem $g = 15$ taggenau den kalendarischen Frühlingsvollmond trifft. Das mag einstweilen als Merkwürdigkeit so stehen bleiben.

Eine erstaunliche *Konsequenz* dieses Sachverhalts ist, dass sich die Jahreszählung „n. Chr.“ astronomisch definieren lässt, nämlich durch die beiden Bedingungen [Voigt 142]

$$G^{\ominus} (J = 0) = V = 15 \quad \text{sowie} \quad g (J = 532) = V = 15$$

„Wenn also an irgendeinem schönen Sommertag eines dieser scharfsinnigen Wesen aus dem Weltall daherkommt, wissend, dass unser menschliches Jahr hier in Hamburg im Winter beginnt, so brauchen ihm die Mondmännchen nur noch ihre Mondtafeln zu zeigen und die gerade gültige Silberzahl zu verraten, schon wird es nicht nur das Jahrhundert wissen, in dem es gelandet ist, sondern auch das Jahr. Man zählt nämlich auf dem Mond dieselben Jahre wie auf der Erde. Es ist dabei durchaus unwichtig, zu welchem Zeitpunkt zwischen $H=0$ und $H=20.000$ es diese Frage angeht“ [Voigt 2003, 142].

Zyklen

Wir sind jetzt so weit, dass wir alle Zyklen zusammenstellen können. Es versteht sich, dass nur der Julianische Kalender von Belang ist.

Unter *Jahreszählung* verstehe ich im folgenden die julianische Jahreszählung, in der das Jahr mit dem 1. januar beginnt und die Tage wie bekannt zum 31. dezember durchgezählt werden. Wir haben eine solche Jahreszählung her-

¹² Die Zahlen v bzw. V entnehme ich den im Internet veröffentlichten Tabellen der NASA bzw. P. Duffet-Smith [1990].

¹³ Das Jahr vor dem Jahr 1 n. Chr. bezeichne ich als 0 n. Chr., das Jahr davor als -1 n. Chr. Das entspricht vielleicht nicht dem Üblichen, dafür aber der Sachlogik.

Jahr	g	v	G [®]	V	Jahr	g	v	G [®]	V
0	15	17	15	15	817	15	15	18	19
19	15	18	15	16	836	15	15	18	19
38	15	18	15	16	855	15	16	18	20
57	15	18	15	16	874	15	15	18	19
76	15	18	15	16	893	15	15	18	19
95	15	18	15	16	912	15	14	19	19
114	15	17	16	16	931	15	15	19	20
133	15	17	16	16	950	15	15	19	20
152	15	17	16	16	969	15	15	19	20
171	15	18	16	17	988	15	15	19	20
190	15	18	16	17	1007	15	15	20	21
209	15	17	16	17	1026	15	14	20	20
228	15	17	16	17	1045	15	14	20	20
247	15	17	16	17	1064	15	14	20	20
266	15	17	16	17	1083	15	15	20	21
285	15	17	16	17	1102	15	15	20	22
304	15	17	17	18	1121	15	14	20	21
323	15	18	17	19	1140	15	14	20	21
342	15	17	17	18	1159	15	14	20	21
361	15	17	17	18	1178	15	14	20	21
380	15	16	17	17	1197	15	14	20	21
399	15	17	17	18	1216	15	14	20	21
418	15	16	17	17	1235	15	15	20	22
437	15	16	17	17	1254	15	14	20	21
456	15	16	17	17	1273	15	13	20	20
475	15	17	17	18	1292	15	13	20	20
494	15	16	17	17	1311	15	14	21	22
513	15	16	17	18	1330	15	14	21	22
532	15	15	17	17	1349	15	14	21	22
551	15	16	17	18	1368	15	13	21	21
570	15	16	17	18	1387	15	14	21	22
589	15	16	17	18	1406	15	13	21	22
608	15	16	18	19	1425	15	13	21	22
627	15	16	18	19	1444	15	12	21	21
646	15	15	18	18	1463	15	13	21	22
665	15	15	18	18	1482	15	13	21	22
684	15	15	18	18	1501	15	13	22	23
703	15	16	19	20	1520	15	13	22	23
722	15	16	19	20	1539	15	13	22	23
741	15	16	19	20	1558	15	12	22	22
760	15	15	19	19	1577	15	12	22	22
779	15	15	19	19	1596	15	12	22	22
798	15	15	19	19					

Fett hervorgehoben sind in der Tabelle die Jahre 0 und 532 n. Chr.

vorgehoben; sie ist mit der heute üblichen gregorianischen Zählung durch folgende Gleichung verknüpft:

$$1. \text{ januar } J = (1 + d\#). \text{ Januar } J$$

Man könnte diese 'unsere' Jahreszählung um einen Tag verschieben, indem man den bisherigen 1. januar 2005 n. Chr. zum neuen 31. dezember 2004 n. Chr.* erklärt. Man könnte sie auch um 100 Jahre verschieben, indem man den bisherigen 1. januar 2005 n. Chr. zum neuen 1. januar 1905 n. Chr.** erklärt. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, auf diese Weise Jahreszählungen zu platzieren.

Zu unterscheiden sind *kleine Zyklen* von maximal 532 Jahren von *großen Zyklen*, die Hunderte von Jahrhunderten umfassen. Die kleinen Zyklen kombinieren sich zu stattlichen Zyklen von mehreren Jahrtausenden.

A Kleine Zyklen

Die 7-tägige Woche

Auf den Tag der Venus folgt der Tag des Saturn, auf den Tag des Herrn folgt der Tag des Mondes. Die Abfolge der Wochentage ist keine Sache spezieller Verwaltung oder regionaler Besonderheiten, sondern ruht seit den Zeiten Hadrians auf einer breiten Grundlage. Unvorstellbar, dass sich die Menschheit hier plötzlich vertan hätte. Unvorstellbar auch, dass ein Machtspruch sie zu einem solchen Schritt hätte veranlassen können, ohne Turbulenzen zu erzeugen, die man erinnern würde. Die Gregorianische Reform wäre gescheitert, wenn man mit den 10 Tagen zugleich die Woche zerrissen hätte.

Beginnt man die Woche mit Sonntag = 1 und rechnet „modulo 7“, so entsteht für den Wochentag W des julianischen Jahresanfangs eines Jahres J n. Chr. ($J > 0$) folgende Formel:

$$W (1. \text{ januar } J) = ((J - 1) \text{ div } 4 + (J - 1)) \text{ mod } 7$$

die 1954 von dem sowjetischen Mathematiker S. Drosdow (in leicht abgewandelter Form, da er die Woche mit Mo = 1 begann) veröffentlicht wurde. Beispiel J = 2005

$$\begin{aligned} W (1. \text{ januar } 2005) &= ((2005 - 1) \text{ div } 4 + (2005 - 1)) \text{ mod } 7 \\ &= (2004 \text{ div } 4 + 2004) \text{ mod } 7 \\ &= (501 + 2004) \text{ mod } 7 \\ &= 2505 \text{ mod } 7 = 6 = \text{Freitag} \end{aligned}$$

Die Formel ist zyklisch zur 28. Da alle 4 Jahre Schaltjahr ist und die Woche aus 7 Tagen besteht, muss sich die Relation zwischen Wochentag und Kalenderdatum nach 4×7 Jahren ohne Einschränkung reproduzieren. Im mittelalterlichen Sprachgebrauch heißt eine Spanne von je 28 Jahren *Sonnenszirkel*.

Zwei Jahreszählungen, die dieselbe Formel für den Wochentag des 1. januar (bzw. irgendeines anderen Tages) haben, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 28 Jahren.

Es gibt genau 28 verschiedene Formeln für den 1. januar unterschiedlicher Jahreszählungen. Die Drosdow-Formel ist die Formel Nr. 0 mit den beiden Parametern $p = -1$ und $q = -1$. Für p sind insgesamt vier, für q sieben verschiedene Werte möglich. Wenn man also bei einer sonst unbekanntem (julianischen) Jahreszählung die entsprechende Drosdow-Formel kennt, was ja auf der Grundlage genügend vieler datierter Wochentage der Fall sein wird, so läßt sich modulo 28 ihre Relation zur christlichen Jahreszählung ermitteln. Für die *era fascista* des Benito Mussolini etwa, die das Jahr 1921 n. Chr. als Jahr 0 besitzt, ergibt sich (wegen $1921 \bmod 28 = 17$) die Formel Nr. 17:

$$W(1. \text{ januar } J) = (J \text{ div } 4 + (J - 1)) \bmod 7$$

mit den Parametern $p = 0$ und $q = -1$.

Angenommen, die Historiker eines späteren Jahrtausends sind sich nicht mehr sicher, wie sich diese komische Ära relativ zur christlichen Jahreszählung datiert und wissen nur noch, dass sie in den Jahrzehnten vor dem 2. Weltkrieg, also vor dem Jahr 1939 n. Chr., fußt, so können sie aus der obigen Formel (die sie aus datierten Papieren und Grabmälern der italienischen Faschisten entwickeln) das Jahr 1921 n. Chr. als Jahr 0 der *era fascista* erschließen, denn 1921 ist die einzige Zahl zwischen 1900 und 1939, die modulo 28 den Rest 17 hat. Entsprechendes gilt unten für die anderen Zyklen, ohne dass ich das jeweils einzeln ausführen möchte.

Das Schaltjahr

Auf die 8. Kalenden des April folgen die 7. Kalenden des April, auf den 3. oktober folgt der 4. oktober; unvorstellbar, dass die Menschheit hier je einen Fehler produziert hätte. Eine kontinuierliche und breite Praxis trägt das Gefüge seit den Tagen des Augustus. Unvorstellbar auch, dass die Menschheit je vergessen hätte, an der richtigen Stelle den Schalttag einzuschieben. Der Zusammenhang mit unserer Jahreszählung:

$$J \text{ Schaltjahr (mit 366 statt 365 Tagen) } \Leftrightarrow J \bmod 4 = 0$$

Zwei Jahreszählungen, die dieselbe Formel für die Position des Schaltjahres haben, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 4 Jahren.

In der zitierten *era fascista* ist 1924 n. Chr. = 3 e.f. Die Schaltjahrsbedingung lautet mithin ganz hässlich $J \bmod 4 = 3$ statt $J \bmod 4 = 0$. Auch als Komputisten erwiesen sich die Faschisten als Versager.

Die Indiktion

Bis in die frühe Neuzeit hinein pflegte man den Platz des Jahres in einem 15-jährigen Zyklus zu nennen, ja, die französische Post tut dies heute noch auf gewissen Stempeln. Ein Gesetz Justinians machte diese Zählung im Imperium Romanum zur Pflicht. Wenn sie auch schwerlich bis auf Konstantin d. Gr. zurückverfolgt werden kann, so ist sie doch eine unbestrittene Tatsache der Vor-Phantomzeit. Die Praxis, auf der die Datierung nach Indiktionen beruht, ist ebenfalls so breit, dass die Vorstellung schwer fällt, man habe sich irgendwann einmal in der fortlaufenden Zählung geirrt. Der Zusammenhang mit unserer Jahreszählung: $i(J) = (J + 3) \bmod 15$

Beispiel $J = 525$

$$i(525) = (525 + 3) \bmod 15 = 528 \bmod 15 = 9$$

Zwei Jahreszählungen, die dieselbe Formel für die Indiktion haben, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 15 Jahren.

19-jährige Mondzyklen

Der Mondzyklus, der mit dem 5. april beginnt, stammt aus Alexandria und ist die Grundlage der alexandrinischen Ostertafel, wie sie zur Zeit des Konzils von Nicaea bereits vorlag. Er findet sich dann in diversen Ostertafeln der folgenden Jahrhunderte. Da hier durch den Bezug zum wirklichen Mond noch eine zusätzliche Kontrolle besteht, ist es ganz und gar ausgeschlossen, dass man etwa irgendwann den Zyklus geknickt hätte.

Die Nummer eines Jahres in diesem Zyklus bezeichnet man als Goldene Zahl. Ich schreibe dafür $Z(J)$:

$$Z(J) = J \bmod 19 + 1 = S + 1$$

Beispiel $J = 2005$

$$Z(2005) = 2005 \bmod 19 + 1 = 10 + 1 = 11$$

Zwei Jahreszählungen, die dieselbe Formel für die Goldenen Zahlen haben, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 19 Jahren.

Man nennt den alexandrinischen, mit dem 5. april beginnenden Mondzyklus den *cyclus decemnovennalis* und unterscheidet ihn vom *cyclus lunaris*, der aus Konstantinopel stammt und sich nur durch die Nummerierung unterscheidet. Auf dem Kalenderstein zu Ravenna findet man beide Zyklen verzeichnet. Das erste Jahr des *cyclus lunaris* gehört zur Goldenen Zahl $Z = 4$. Der *cyclus lunaris* gehört zur sog. byzantinischen Weltära und ist auf mittelalterlichen Urkunden regelmäßig verzeichnet.

Das Osterdatum

Das Osterdatum nach alexandrinischer Rechnung setzt sich aus dem 28-jährigen Sonnen- und dem 19-jährigen Mondzyklus zusammen, umfasst also 532 (= 28 x 19) Jahre. Über das Osterdatum ist in der Vor-Phantomzeit viel gestritten und gehandelt worden, man könnte sich hier vielleicht sogar einen Bruch ausmalen wollen. Schaut man sich aber die Gründe für die jeweiligen Streitigkeiten an, so vergeht die Bereitschaft zu solch einer Vorstellung, vielmehr wird deutlich, dass die Grundlagen (Woche und Mondzyklus) vollkommen unberührt sind. Wie könnte es denn auch geschehen sein, dass die Christenheit irgendwann in ihrer Osterberechnung den Faden verloren hätte!

Heute sieht der Zusammenhang zwischen dem großen Osterzyklus von 532 Jahren und der Jahreszählung so aus:

J ist erstes Jahr im gr. Osterzyklus $\Leftrightarrow J \bmod 532 = 0$

Zwei Jahreszählungen, die dieselbe Formel für den Ostersonntag haben, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 532 Jahren.

Zusammenfassung zu den kleinen Zyklen

Schon im 11. Jh. wurde die Zahl 7980, die alle genannten Zyklen zusammenfasst, beschrieben und als magnus circulus bezeichnet [hermetic]:

$$7980 = 532 \times 15 = 4 \times 7 \times 19 \times 15$$

Tatsächlich war diese Zahl bereits in der Spätantike bekannt, denn sie ist von der sog. byzantinischen Weltära impliziert. *Joseph Justus Scaliger* [1583] hat daraus ganz im Stile der Spätantike eine Weltära gemacht, indem er als Jahr 1 J. W. der *Julianischen Weltära* das Jahr -4712 n. Chr. setzte.

Der Rest der Division durch 28, 19 und 15 gibt dann direkt den Platz im Sonnenzirkel, im Mondzirkel und im Indiktionszirkel. Halten wir zusammenfassend fest:

Zwei Jahreszählungen, die sämtliche genannten Formeln (Wochentag / Goldene Zahl / Indiktion) teilen, unterscheiden sich um ein Vielfaches von genau 7980 Jahren.

Um also unsere gegenwärtige christliche Jahreszählung einwandfrei durch die Dunkelzeit hindurch in die Antike hinein zu verlängern, müssen wir nur noch eines tun. Wir müssen dort eine Jahreszählung etablieren, die sämtliche vorgelegten Formeln erfüllt.

B Große Zyklen

d#

Diese Zahlen ergeben einen Zyklus von etwa 480 Jahrhunderten, was für menschliches Maß den Charakter einer einseitigen Entwicklung hat. Eine Lokalisierung auf der d#-Schiene ist also absolut. Nun ist die Differenz

$$d\# = 21. \text{ m\ddot{a}r}z - 21. \text{ M\ddot{a}r}z$$

eine gute N\ddot{a}herung f\ddot{u}r die Differenz zwischen dem 21. m\ddot{a}r}z und dem julianischen Datum der \u00c4quinox und wir haben gesehen, dass

$$d\# (H=2) = 0$$

Die Frage ist also, welche Ereignisse der menschlichen Geschichte in diesem 3. Jh. n. Chr. angesiedelt sind. Anders gefragt: Unter welchen historischen Gegebenheiten tritt der 21. m\ddot{a}r}z als \u00c4quinoktialdatum erstmals auf? Die Vermutung liegt auf der Hand, dass sich die Antwort aus der Analyse der fr\ddot{u}hen Ostertafeln ergeben wird.

g#

Der Zyklus dieser Zahlen ist noch deutlich l\ddot{a}nger als der Zyklus der Datumskorrekturen, denn die Ungenauigkeit des Julianischen Kalenders hinsichtlich des Mondes ist geringer als hinsichtlich der Sonne.

G[⊗] liefert eine gute N\ddot{a}herung an den kalendarischen Fr\ddot{u}hlingsmond (Differenz +/- 1 Tag). g# liefert also eine gute N\ddot{a}herung f\ddot{u}r die Differenz zwischen dem tats\ddot{a}chlichen (julianischen) Datum des Vollmonds und dem julianischen Ostermond.

\u00dcber Mondphasen gibt es aus der Vor-Phantomzeit ein reichhaltiges Material, das in der bisherigen Diskussion zur Phantomzeit \u00fcberhaupt noch nicht beachtet worden ist. Jede beliebige genau bezeugte Mondphase l\ddot{a}sst sich hinsichtlich dieses Zyklus verwerten, unser besonderes Augenmerk gilt aber dem 5. april als Vollmondsdatum.

II Die Verankerung in der Vergangenheit

1 A. D. – 532 A.D.

Was die astronomischen Vorg\ddot{a}nge betrifft, so haben wir mit 'unserer' gegenw\ddot{a}rtigen gregorianischen Z\ddot{a}hlung „n. Chr.“ ein taugliches und universales Instrument. Ich habe nie verstehen k\ddot{o}nnen, warum die Historiker f\ddot{u}r die Zeiten vor Julius Caesar mit dem Julianischen Kalender datieren. Vielleicht haben sie den astronomischen Wert des Gregorianischen Kalenders nicht verstanden?

Was aber die menschlichen Ereignisse betrifft, so müssen wir uns für die Vor-Phantomzeit einen neuen Ankerplatz suchen. Zum Glück ist dies ohne weiteres möglich, denn es gibt in der Spätantike, in der (von heute aus gesehen) 'nach' der schrecklichen Dunkelzeit die archäologischen Funde wieder hell erglänzen, eine Fülle von Jahreszählungen. Aber auch hier vermeide ich unnötige Extravaganzen und folge dem bereits vielfältig Erprobten und solide Etablierten, in dem ich die Gleichung

1 A. D. = 754 u.c.

akzeptiere. Es ist dies die Jahreszählung der Historiker, seit Jahrhunderten in vielfältigster Weise immer wieder geprüft und geschärft.

„u.c.“ ist eine Abkürzung für „ab urbe condita“ und findet sich in der römischen Literatur seit augusteischer Zeit. Wir brauchen die Zahl 754 jetzt so wenig zu hinterfragen und zu verstehen wie oben die Zahl 2005; es genügt, dass es mit ihrer Hilfe gelingt, eine stimmige Chronologie der Vor-Phantomzeit aufzubauen. Eben dies haben die Historiker geleistet.

„A. D.“ (anno domini) einfach gleichzusetzen mit „n. Chr.“, werde ich mich natürlich hüten. Ich betrachte die obige Gleichung als Definitionsgleichung, so dass also eine zweite, von 'unserer' gegenwärtigen Jahreszählung unabhängige Zählung entsteht, ein zweiter unbezweifelbarer Anker. Und ohne Frage handelt es sich um eine julianische Jahreszählung, die die Jahre vom 1. januar zum 31. dezember auf die vertraute Weise durchzählt. Ich nenne nun die A.D.-Zählung die *dionysische Jahreszählung*, denn sie fiel den Historiker zuerst bei Dionysius Exiguus auf, der sie durch die Gleichung

532 A.D. = 248 n. Dio.

definierte.

Die *Jahreszählung nach Diokletian* („n. Dio.“ = „nach Diokletian“), auf die sich Dionysius Exiguus hier bezieht, ist eine ägyptische, und in Ägypten beginnt das Jahr im Herbst mit dem 1. Thoth. Das erste Jahr des Diokletian überlappt also die beiden julianischen Jahre 284 und 285 A.D. Wenn ich nun einfach

285 A.D. = 1 n. Dio.

setze, so sieht das ja recht ungenau aus und erfordert eine Rechtfertigung. In der Tat findet man bei vielen Historikern eine 'genauere' Relation zugrunde gelegt, und für manche Zwecke ist das auch durchaus notwendig. Hier aber wäre diese Art von Genauigkeit verfehlt. Sie würde uns die Tür zur Einsicht der tatsächlichen Zusammenhänge verschließen. Der Grund ist darin zu sehen, dass das Osterfest des Jahres 1 des Diokletian im Jahr 285 A.D. liegt und eben nicht im Jahr 284 A.D. Die von Dionysius Exiguus vorgenommene Gleichsetzung kann deshalb so stehen bleiben.

Die Äquivalenz der beiden Bestimmungsgleichungen für die dionysische Jahreszählung A.D. ist im übrigen sorgfältig von Historikern erarbeitet und nicht zu bezweifeln. Der Zusammenhang der alexandrinischen Mondtafeln in den beiden Jahreszählungen ist denkbar einfach:

Eine Mondtafel ist genau dann diokletianisch n. Dio., wenn sie dionysisch ist A.D.

III Fragen und Antworten

Die Frage nach der Länge der Phantomzeit

Wir haben jetzt zwei voneinander unabhängige und in sich stimmige (julianische) Jahreszählungen, eine diesseits, eine jenseits der Phantomzeit verankert. Der Standpunkt der traditionellen Chronologie besteht einfach in der Ansicht, dass die beiden Jahreszählungen identisch sind, so dass also

2005 A.D. = 2005 n. Chr.

Die Länge der Phantomzeit ist die Differenz Δ zwischen den beiden Zählungen, also zum Beispiel

$\Delta = 2005 \text{ n. Chr.} - 2005 \text{ A.D.}$

Die Frage lautet also: Welchen Wert hat Δ ? Ist $\Delta > 0$, so wäre es, um die beiden Zählungen neuerlich in Deckung zu bringen, geboten, die A.D.-Zählung um Δ Jahre zu verjüngen. Ist $\Delta < 0$, so müsste man umgekehrt das Jahr 1 A.D. um Δ Jahre in die Vergangenheit schieben.

Die Behauptung des Beda Venerabilis und der seit ihm fraglos angenommenen „dionysischen“ Chronologie lautet $\Delta = 0$.

Beantwortung der Frage

Ich behaupte, dass die beiden Jahreszählungen in allen drei Zyklen (Wochentag / Mondphase / Indiktion) übereinstimmen. Δ ist also ein Vielfaches von 7980 und folglich, da ja eine so lange Phantomzeit ausgeschlossen ist, gleich 0. Die beiden Jahreszählungen wären damit in der Tat identisch, so dass der traditionelle Standpunkt bestätigt wird. Zwecks Begründung ordne ich die Quellen nach den Zyklen, über die sie aussagen.

A Kleine Zyklen

Dionysius Exiguus

Von Dionysius Exiguus sind Ostertafeln aus dem 6. Jh. A.D. überliefert, die alle drei Größen für die 114 Jahre 523 – 627 A.D. enthalten. Wenn diese Ostertafeln also keine nach-phantomzeitliche Fälschung darstellen, würde aus

ihnen $\Delta = 0$ folgen. Denn als Vielfaches von 7980 kommt Δ nicht in Frage.

Zu den dionysischen Tafeln gehört ein mathematischer Kommentar mit Rezepten für den Wochentag, den Ostermond (und zwar indirekt über die sog. Epakte) und die Indiktion, Rezepte, die sich unmittelbar in mathematische Formeln übertragen lassen.¹⁴ Und eine einzige (richtige) Formel besitzt so viel Aussagekraft wie unendlich viele Inschriften!

Hier stoßen wir übrigens auf die oben zitierte Formel für den Wochentag des 1. Januar von S. Drosdow. Gewiß hätte sich jener Mathematiker recht gefreut, wenn er das hohe Alter seiner Erfindung gemerkt hätte. O. Neugebauer [1982] hat diese Formel nicht mit aufgenommen, da sie sich bei Cassiodor nicht findet und da sie keinen unmittelbar zwingenden Zusammenhang hat zur Berechnung des Osterdatums. Offenbar folgte er Ch. W. Jones [1943], der die Formel als späteren (mittelalterlichen) Zusatz sah. Ich bin hier entgegengesetzter Ansicht. Die Formel passt schon deshalb nicht ins Mittelalter, weil sie die Null voraussetzt. In der Spätantike waren solche Formeln wichtig zur Begründung weltchronologischer Ansätze. Über den Gebrauch der Null in der spätantiken Komputistik möchte ich mich hier aus Platzgründen nicht weiter vertiefen.

Der Kalenderstein zu Ravenna

Es ist durchaus schwer, das „herrliche Monument der Kirche von Ravenna“, wie Krusch [1884, 114] diesen Marmorstein mit seinen kunstvoll eingehauenen Buchstaben und Zahlen nannte, unbefangen zu betrachten. Immer schaut man ihn an mit der Ostertafel des Dionysius Exiguus im Kopf, von der er jedoch unabhängig ist.

Fest steht, dass die 95 Osterdaten des Steines zu den Jahren 0 – 94 n. Chr. / 532 – 627 n. Chr. / 1064 – 1159 n. Chr. usw. passen und sonst zu gar keinen. Für diese Zeiträume bietet der Stein nicht nur Osterdaten, die ‘stimmen’, sondern auch sämtliche Wochentage und Ostermonde. Vorausgesetzt, der Stein sei tatsächlich ein vor-phantomzeitliches Produkt, so ließe sich allein aus dieser Tatsache erschließen, dass das System der Osterberechnung in der Vor-Phantomzeit genauso funktioniert hat wie heute. Der Stein bestätigt insofern die Ostertafel des Dionysius Exiguus, die ja genau dieselben Osterdaten zeigt.

Im Unterschied zur Ostertafel des Dionysius Exiguus enthält der Stein aber keine Jahreszahlen. Für sich genommen scheint er daher ohne Aussage-

¹⁴Neugebauer [1982, 292-302] bietet eine etwas kompliziertere Übertragung als Voigt [2003, 41-42, 151-154], was daran liegt, dass er sich darum bemüht hat, den Bezug zum ägyptischen Kalender mit zu berücksichtigen. Dionysius Exiguus selbst hat diesen Bezug aber weggeschnitten.

kraft für unsere Frage. Nun gibt es aber eine breite Überlieferung über die Osterberechnung in Alexandria, mit der der Stein genau übereinstimmt. Demnach entspricht sein Kopffjahr den Jahren -284 n. Dio. / 248 n. Dio. / 780 n. Dio. oder anders ausgedrückt: den Jahren 0 A.D. / 532 A.D. / 1064 A.D. Man hat daher mit gutem Grund den Stein den 95 Jahren 532 – 627 A.D. des Dionysius Exiguus zugeordnet.

Der Stein selbst sagt etwas anderes. Er nennt nämlich sein erstes Jahr annus I, was zwar einfach als annus I decemnovennalis zyklisch aufgefasst werden kann, meines Erachtens aber eine Jahreszählung meint, die mit diesem Zyklus konform ist und eben deshalb nicht ausdrücklich genannt werden muss. In dieser Jahreszählung wäre das Jahr 532 A.D. des Dionysius Exiguus nunmehr das Jahr 1 bzw., da man ja dem Kreuz folgen soll, das vom Inneren des Steines her auf Christus verweist, also einen 532-jährigen zyklischen Rückbezug setzt, das Jahr 533. Ich sehe hier deshalb einen Unterschied zu Dionysius Exiguus. Der Stein zählt auf römische Weise mit 1 beginnend, während Dionysius Exiguus auf raffiniert-alexandrinische Weise mit der 0 beginnt.¹⁵ Für unsere Frage macht das keinen Unterschied.

Wenn der Stein keine nach-phantomzeitliche Fälschung eines hinterhältigen Humanisten darstellt, führt er zu $\Delta = 0$. Denn als Vielfaches von 532 kommt D nicht in Frage.

Der Chronographus anni CCCLIII

Über mehrere Jahrhunderte gibt dieses Werk den Wochentag des 1. Januar zusammen mit dem Mondalter. Die Bezeichnung „post Christum natum“, die der *Chronographus* ab 754 u.c. benutzt, ist 'unsere' A.D.-Zählung. Die Wochentage und Mondalter wären dieselben, wenn „n. Chr.“ gezählt wäre (Filocalus). Wenn die Datumseintragungen im *Chronographus* keine nachträgliche Fälschung darstellen, folgt auch hier $\Delta = 0$ als Vielfaches von 532.

Die Ostertafel des Hippolytus

Die Tafel bezeichnet ihr Kopffjahr als APXH KAIΣΑΡΟΣ ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ, als erstes Jahr also des Severus Alexanders 222 A.D. Die 112 Osterdaten der Tafel implizieren Wochentage für ebenso viele Jahre wieder in völliger Übereinstimmung mit 'unserer' Jahreszählung. Wir stehen also vor genau demselben Phänomen wie bei dem Kalenderstein aus Ravenna. Die Osterberechnung unterscheidet sich von 'unserer' alexandrinischen und beruht auf einem recht ungenauen 8-jährigen Mondzyklus, der aber explizit angegeben und damit

¹⁵Kurz, in Ravenna steht eine diokletianische Mondtafel „nach Christus“, deren Jahreszählung also modulo 19 mit der diokletianischen gleich ist. Ohne weiteres kann man ihr die dionysische Jahreszählung unterchieben.

überprüfbar ist. Wenn wir dies ausklammern, ergibt sich doch noch immerhin der Schluß auf $\Delta =$ Vielfaches von 28.

Ostertafeln im allgemeinen

Eine Vielzahl von Ostertafeln der Spätantike lässt sich aus schriftlichen Quellen erschließen, Tafeln unterschiedlicher Länge, unterschiedlicher Kopffahre und unterschiedlicher Konstruktion. Aber alle hängen sie eng zusammen und bilden insgesamt ein stimmiges Geflecht. Keine einzige Tafel ist etwa isoliert und unverständlich. Und jede einzelne weist darauf hin, dass Δ ein Vielfaches sein muss von 532.

Es hat also gar keinen Zweck, die Echtheit der einen oder anderen in Frage stellen zu wollen, man müsste von Konstantinopel über Antiochia und Alexandria, Rom, Karthago und Ravenna Ostertafeln entsorgen, ganz zu schweigen von Äthiopien und Armenien: ein hoffnungsloses Unterfangen.

Als ich einsah, vor welcher Fülle von miteinander zusammenhängenden Tafeln man hier steht, habe ich den Gedanken an die Phantomzeit aufgegeben und mich umgestellt.

B Große Zyklen

Die Äquinox am 21. märz

Anfangs feierten die Christen das Osterfest zeitgleich mit den Juden. Wenn aber diese am 14. Nisan freudig das Passahlamm aßen, trauerten die Christen um den Gekreuzigten. Und wenn dann die Juden am 16. Nisan ernst und traurig das Ungesäuerte aßen, jubelten die Christen über den Wiederauferstandenen. Das Osterfest ist ein wesentliches Stück christlicher Identitätsfindung contra Judaeos. Im 2. Jh. entstand unter römischer Leitung eine mächtige Bestrebung, sich auch zeitlich von den Juden abzusetzen, eine Bestrebung, der sich vor allem der Patriarch von Alexandria anschloss. Das Konzil von Nicaea im Jahre 325 A.D. unterstützte den römisch-alexandrinischen Standpunkt. Derweil hatten die Alexandriner, die einen astronomisch-wissenschaftlichen Standpunkt vertraten, das Heft in die Hand genommen und einen Kalkül entwickelt, der sich dauerhaft in der gesamten christliche Kirche durchsetzen sollte.

Der zentrale Gedanke war dabei die *Äquinox als Grenze*. Den Juden wurde vorgehalten, dass sie den 14. Nisan auch vor die Äquinox setzten. Eben dies auszuschließen ist der Sinn der alexandrinischen Mondtafel, wie wir sie oben definiert haben, dem Werk des Alexandriner Anatolius, Bischof im syrischen *Laudicea*. Aus den spärlichen Resten seiner Schriften, die in lateinischer Übersetzung erhalten sind, kann man unschwer erkennen, dass er versucht hat, die Juden aus ihren eigenen Schriften eines besseren zu

belehren. Sie sollten erkennen, dass wir Christen die biblischen Gebote und den alten Brauch der Juden beachten, sie aber, die Unwürdigen, Gottes Wort, den Brauch ihrer Vorfäter und den Rat ihrer Weisen missachten. Alexandria war eine Stadt mit einer besonders großen und einflussreichen jüdischen Bevölkerung. Keineswegs schrieb Anatolius etwa im luftleeren Raum, und nichts mussten er mehr fürchten als den Spott der Juden.

Aus diesem Grunde erscheint es mir zwingend, dass Anatolius von Laodicea bei der Festlegung des Äquinoktialdatums auf astronomische Genauigkeit geachtet hat. Sein gesamter Anspruch wäre bei einem falsch gewählten Datum fragwürdig geworden.

Die Frage ist also, welches Datum für die Äquinox Anatolius denn gewählt hat. Aus seinen Schriften ergibt sich kein klarer Schluss, denn dort wird für die Äquinox ein Zeitraum von 4 Tagen gesetzt: 19., 20., 21., 22. märz. Man muss also seine 95-jährige Ostertafel analysieren, die mit dem Jahr 258 A.D. und dem Ostermond am 4. april beginnt.

Eigentlich ist es einfach. Wenn die herkömmliche Chronologie stimmt, dann müsste Anatolius, der mitten im 3. Jh. (H=2) wirkte, die kalendarische Äquinox eigentlich auf den 21. märz gesetzt haben. Seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. (und bis zum ersten Drittel des 4. Jahrhunderts) war dieser Tag das späteste Datum der astronomischen Äquinox. Ein früherer Termin kam also nicht in Frage, und der 22. märz hätte einen ganzen Tag verschenkt. Die Frage wäre nur, ob die Ostertafel des Anatolius zur kalendarischen Äquinox auf dem 21. märz passt.

Nun ist allerdings zuzugeben, dass auch der 22. märz sinnvoll ist. Er garantiert, dass der Ostermond niemals vor die Äquinox fällt und hält dazu sogar noch einen Sicherheitsabstand von 1 Tag. In der Folgezeit bis zur Gregorianischen Reform blieb diese Garantie bestehen, denn man behielt ja den 21. märz als Basis. Der Sicherheitsabstand nahm erst im Laufe vieler Jahrhunderte eine Größe an, mit der die gesamte Konstruktion 'Frühlingsvollmond' unglaublich zu werden drohte. Nähert man sich der Frage nach der anatolischen Ostertafel vom Mittelalter aus, wo ja immer nur die spätantiken Ostertafeln weitergeführt wurden, so ist man schlecht vorbereitet auf den Gedanken einer astronomischen Genauigkeit. Man muss aber Anatolius betrachten, ohne sich von der späteren in der Tat vollkommen unastronomischen Praxis leiten zu lassen. Für Anatolius gab es keine verbindlich vorgegebene Ostertafel. Er konnte und musste seine Anfangswerte selbst verantworten. Ist es da nicht überaus wahrscheinlich, dass an dieser Stelle verstärkt astronomisch gedacht wurde? Dann wäre aber der 21. märz das optimale Datum für die kalendarische Äquinox bereits für Hippolytus von Rom!

Nun, unbekümmert um astronomische Stringenz ist die historische Forschung einhellig zu einer anderen Ansicht gekommen und setzt auf den 22.

märz. Das ist sehr erstaunlich, und wir müssen uns die beiden Gründe anschauen, die sie dafür vorzubringen hat.

Erstens ist der 22. märz das Äquinoktialdatum des Claudius Ptolemäus aus der Mitte des 2. Jh. Man hält es für naheliegend, ja zwingend, dass Anatolius dieses Datum einfach übernommen hat.

Zweitens ist der 4. april, mit dem die Ostertafel des Anatolius beginnt, der 14. Tag ab dem 22. märz, also eine ideale luna XIV, also ein 14. Nisan gemäß Exodus 12.6, wenn man den Neumond auf das Äquinoktialdatum 22. märz setzt.

Keiner der beiden Gründe vermag mich zu überzeugen. Der erste Grund setzt voraus, dass Anatolius und seine alexandrinischen Helfer unfähig zu einem eigenen Urteil über die Äquinox waren. Das Datum des Ptolemäus stimmt mit dem rückgerechneten Wert für sein Jahrhundert überein und bestätigt insofern die herkömmliche Chronologie, das mag man der obigen Tabelle entnehmen:

$$d\#(H=1) = -1$$

bedeutet, dass der 21. März für $H=1$ gleich dem 22. märz ist.

Der zweite Grund beruht auf einem grundsätzlichen Fehltriteil und verkennt, wie nah sich tatsächlich der Kalkül des Anatolius an den jüdischen Kalender anschmiegt. Zwar ist der 4. april in der Tat der 14. Tag ab dem 22. märz. Um aber daraus einen 14. Nisan zu machen, darf der 22. märz nicht der Tag des Neumonds sein, sondern der Tag des Neulichts, des ersten Sichtbarwerdens der Mondsichel. Als Datum des Neumonds kommt dann der 21. märz in Frage, so dass also in der Tat Neumond = Äquinox. Wir haben das oben auf S. 428 f. bereits besprochen. Auch bei Anatolius ist der 21. märz (und eben nicht der 22. märz) die Basis der Mondtafel, die Dinge liegen also genau so wie später bei Dionysius Exiguus.

Ich komme deshalb zu dem Schluss, dass Anatolius von Laudicea die Äquinox astronomisch richtig auf den 21. märz gesetzt hat.¹⁶

Das ist nun aber für unsere Frage von Bedeutung. Wenn die Äquinox sowohl im 3. Jh. A.D. wie auch im 3. Jh. n. Chr. auf dem 21. märz saß, so können diese beiden Jahrhunderte nicht weit auseinander liegen.

¹⁶Dass Anatolius das Äquinoktium als einen Zeitraum von 4 Tagen beschreibt, erkläre ich damit, dass er sich hier den „ersten“ Mond vorstellt, der am 19. märz gerade noch sichtbar ist, am 20. und 21. märz als Schwarzmond verschwindet und am 22. märz als Neulicht wieder auftaucht. Möglich wäre aber auch, dass Anatolius eine Rückversetzung des Äquinoktialdatums für die Zukunft anvisiert hat.

Der Ostermond am 5. april

In Ägypten entschied man sich um 304 A.D. unter dem Patriarchen *Petrus von Alexandria* dazu, das anatolische System zugunsten des dionysischen aufzugeben. Von dieser Zeit an erfüllten die Mondtafeln in Alexandria also die beiden uns wohlbekannten dionysischen Anfangsbedingungen

(1) *Basis* = 21. märz (2) *Anfangsgrenzzahl* = 15

wobei hinsichtlich der neuen Jahreszählung „nach Diokletian“ galt:

(3*) *J ist erstes Jahr im Zyklus* $\Leftrightarrow J \bmod 19 = 1$ diokletian. Zählung

Nun ergibt sich aber aus

1 n. Dio. = 285 A.D. und $285 \bmod 19 = 0$

dass

(3) *J ist erstes Jahr im Zyklus* $\Leftrightarrow J \bmod 19 = 0$ dionys. Zählung

Kurz, die diokletianische Mondtafel n. Dio., die man damals inaugurierte, war eo ipso eine dionysische A.D. Man sieht hier auf einen Blick, wie die dionysische Jahreszählung mit der diokletianischen zusammenhängt: Sie ersetzt die 1 durch eine 0. Und wie interessant die Dinge sich doch fügen, wenn man die Jahre des ersten 532-jährigen Osterzyklus der dionysischen Jahreszählung in kallippische Mondzyklen aufteilt:

$$304 = 4 \times 76$$

$$532 = 7 \times 76$$

Und was die 95-jährige alexandrinische Ostertafel betrifft, die ja durchgehend die alexandrinische Osterkalkulation trägt, so erweist sich das Jahr 1 des Diokletian bei Zugrundelegung der dionysischen Jahreszählung als ein ideales Kopffahr, denn

$$285 = 3 \times 95$$

Man wird jedenfalls voraussetzen dürfen, dass auf dieses Jahr eine 95-jährige Ostertafel gesetzt wurde und sich daran erfreuen, wie wunderbar sie zu der doch noch gar nicht bekannten dionysischen Jahreszählung passt. Aber halt! Hat doch *Dionysius Petavius* bereits 1627 [tomus 3, cap. iii] nachgewiesen, dass der Patriarch Theophilus von Alexandria, dessen 100-jährige Ostertafel mit dem Jahr 96 n. Dio. beginnt und diese imaginierte 95-jährige Tafel also fortsetzt, wusste, dass dieses sein Kopffahr eben das Jahr „380 ab der Inkarnation“ war. Und ganz gewiss hat Theophilus dann auch gesehen, dass

$$380 = 4 \times 95 = 5 \times 76$$

So viel steht also fest.¹⁷ Ganz unklar ist aber alles weitere!

¹⁷Obwohl kaum ein Historiker die Behauptung des Dionysius Petavius wahrhaben

„Communis opinio“ ist, dass die von Petrus von Alexandria vorgenommene Änderung den Zweck hatte, die Mondtafel an die neue (diokletianische) Jahreszählung anzupassen und dass sie mit einer Verschiebung des Äquinoktialdatums vom 22. märz auf den 21. märz einherging. Beide Aussagen sind falsch.

Erstens: Die Ansicht, man habe damals die Mondtafel einer vorgegebenen Jahreszählung entsprechend umorganisiert, ist recht naiv und verkennt die Sachlage. Umgekehrt wird ein Schuh draus: Zuerst wurde die Mondtafel neu aufgebaut und dann wurde eine dazu 'passende' Jahreszählung gesetzt. Zufällige Fügung: Das erste Regierungsjahr des Diokletian entsprach den komputistischen Erfordernissen.¹⁸ Ganz offensichtlich erschien jenen alexandrinischen Christen die neue Mondtafel von ungeheurer Bedeutung, denn die Setzung einer neuen und offensichtlich auf Dauer angelegten Jahreszählung war ein außergewöhnliches Mittel.

Zweitens: Zum 22. märz als Äquinoktialdatum des Anatolius von Laodicea habe ich mich oben bereits geäußert.

Zu der Mondtafel des Anatolius ist nun allerdings zu sagen, dass es zwei verschiedene Rekonstruktionen gibt, eine falsche von Schwartz [1905], die leider von Grumel [1958, 54 u. passim] kritiklos übernommen wurde, und eine richtige von Strobel [1984, I, 1-43]. Beide haben den 21. märz als Basis.

Die falsche Rekonstruktion (S. 425 f.) ging davon aus, dass die 95-jährige Ostertafel des Anatolius mit seiner Mondtafel synchron sei; ein naheliegender Ansatz, der aber schlüssig widerlegt werden kann. Die tatsächliche Mondtafel des Anatolius hat als Anfangswert den 25. märz. Hier zeige ich die Grenzzahlen des Anatolius im Vergleich mit den dionysischen. Den anatolischen Zyklus zähle ich von 1 bis 19, den dionysischen von 0 bis 18:

Nr.	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
anat. (16)	4	23	12	1	20	9	28	17	6	25	14	3	22	11	0	19	8	27	16	
dion. 15	4	23	12	1	20	9	28	17	6	25	14	3	22	11	0	19	8	27	(15)	

will. Grumel [1958] z.B. argumentiert verzweifelt gegen Petavius. Aber gegen Tatsachen läßt sich natürlich kein Blumentopf gewinnen.

¹⁸ „Ce choix [de l'ère de Dioclétien] ressortit à la science astronomique: une question de comput seule le motiva“ [Chaine 1925, 17]. Hier liegt der tiefere Grund für die Schwierigkeit, die unsere Zeitgenossen damit haben, ihre christliche Jahreszählung zu verstehen. Sie können sich nur vorstellen, dass die Jahreszählung aus irgendeinem politischen Grunde schon da war, als man damit begann, auf ihrer Grundlage Osterdaten zu berechnen. Aber die Osterkalkulation ist sowohl in Alexandrien wie auch in Antiochien und Italien älter als die jeweilige Jahreszählung. In den drei Axiomen der dionysischen Mondtafel wird der sachliche Grund deutlich: Die Jahreszählung muss den Anfangsbedingungen genügen, nicht umgekehrt.

Ich denke, die Sache liegt sehr einfach da. Überraschend einfach vielleicht, denn die einzige Änderung besteht ja eben 'nur' darin, dass nun der 5. april ($g=15$) am Anfang steht und der 25. märz ($g=4$) an die zweite Stelle gerückt ist. Die Ostertafeln sind von jetzt an mit der Mondtafel synchron, was einen beachtlichen komputistischen Fortschritt darstellt und sich in der diokletianischen Jahreszählung ausdrückt. Der Nachteil aber, den man in Kauf genommen hat, ist auch nicht gerade klein. Statt des perfekten 4. april (14. Nisan), den die anatolischen Ostertafeln hervorheben, muss man sich nun mit dem gewissermaßen zweitklassigen 5. april (15. Nisan) begnügen (S. 429). Noch zur Zeit des Justinian wurde gegen diese Entscheidung rebelliert und der 4. april zurückverlangt, wenn auch letztlich ohne Erfolg.

Der 25. märz wird von beiden Systemen hervorgehoben, von Anatolius sehr deutlich als Anfangswert des Mondzyklus, von Petrus von Alexandria weniger eindrucksvoll als Nachfolgewert im Jahr 2. Wie bekannt hat Dionysius Exiguus dann das Jahr 1 A.D. auf das zweite Jahr des Zyklus gelegt, womit der heilige 25. märz, das kultische „Äquinoktialdatum“ der Römer und weithin geglaubte Datum der Passion oder Auferstehung oder Inkarnation Christi zum Inkarnationsdatum wurde, ohne dass der ebenfalls wichtige 5. april des Jahres 'davor' verloren ging. Die Zurücksetzung des ersten Jahres auf 0 hatte den Effekt, dass das Jahr Nr. 2 zu Jahr Nr. 1 wurde, so dass „Christus“ (= 25. märz) wieder gebührend an den Anfang kam. Dionysius Exiguus hat also die Dinge gewissermaßen trickreich wieder in Ordnung gebracht.

Für Petrus von Alexandria aber haben wir einen Erklärungsbedarf. Was ist denn nun eigentlich so besonderes am 5. april, dass man ihn dermaßen hervorheben wollte? Auf diese Frage, die man bislang nicht gestellt hat, da man den technischen Kern der Reform des Jahres 304 A.D. nicht begriff, habe ich immerhin eine Antwort. Ich muss aber etwas weiter ausholen.

Dem aufmerksamen Leser wird gewiss nicht verborgen geblieben sein, wie ungenau der 5. april als Datum des Ostermonds in den ersten fünf Jahrhunderten n. Chr. doch ist. Mit der Phantomzeit im Kopf wird er in der Tabelle auf S. 434 neben die Jahre „n. Chr.“ gleichlautende Jahre „A.D.“ gelegt haben, um sodann die A.D.-Spalte herunterzuziehen, dergestalt, dass die Monddaten sinnvoll werden. Er hätte dazu ohne weiteres um 300 Jahre verkürzen können, denn dann wäre das Entstehungsjahr dieser zyklischen Berechnung nahe an das Jahr 532 n. Chr. gerückt und erhielte damit einen wunderbar genauen Ostermond.

Warum das leider nicht geht, liegt an dem Geflecht von Ostertafeln, das mitgerissen würde von unserer Verschiebung mit dem Effekt, dass es buchstäblich uninterpretierbar würde. Ich denke z. B. an die taggenauen Anfangswerte der Tafel des Hippolytus! Die Historiker, die über solche Dinge ja nicht

nachdenken müssen, haben natürlich trotzdem gemerkt, wie ungenau die Mondwerte des Anatolius von Laudicea sind. Sie haben dafür aber keine Erklärung gefunden, die es verlohnte, dass wir sie diskutierten. Irgendwie versuchen sie sich einzureden, dass die falsch gewählte Äquinox oder die gedankenlose Abhängigkeit von älteren (!) Mondtafeln an den falschen Ostermonden schuld sei. Meine Antwort:

(1) Ich behaupte *erstens*, dass man zu Beginn des 4. Jh. A.D. die Ostertafeln von ihrem Christusbezug gelöst hat, um sie in den 532-jährigen großen Osterzyklus einzufügen, der mit dem Jahr 0 beginnt.

(2) Ich behaupte *zweitens*, dass die Mondwerte in Erkenntnis der Unge nauigkeit des Julianischen Kalenders von Anatolius von Laudicea bereits (und nicht erst von Petrus von Alexandria, da dieser doch ersichtlich die anatolische Tafel nur umstellt und gar nicht neu rechnet) absichtlich falsch gewählt wurden, auf dass das Jahr 532 A.D., das man sehr wohl bereits unter dieser Zahl wusste, als erstes Jahr in der obigen Tabelle S. 434 einen tagge nauen Ostermond hat und weiterhin über lange Zeit (750 Jahre) ein vertretbar er Osterkalender entsteht.

Ad (1)

Die Ostertafel des Anatolius verweist mit ihrem Kopffjahr 258 A.D. auf das geglaubte Passionsjahr 30 A.D., da es per kallippischem (76-jährigem) Mondzyklus dieselbe Mondkonstellation reproduziert:

$$258 - 30 = 3 \times 76$$

Diese Erkenntnis verdanken wir dem Scharfsinn Strobels [1977]. Dasselbe gilt dann für alle Ostertafeln, die von Anatolius abhängig sind, z.B. für die 200-jährige Ostertafel des hl. Gregorius von Armenien, die die 95-jährige Ostertafel des Anatolius mit dem Jahr 353 A.D. unmittelbar fortsetzt.¹⁹

Indem nun aber nach Diokletian gezählt wird, ist dieser Bezug zerstört. Man muss schon die 84-jährige römische Periode zu Hilfe nehmen, um überhaupt noch den Bezug zum Jahr 30 A.D. einigermaßen herzustellen, z. B. über die 418-jährige Ostertafel des Theophilus, von der der *Prologus Cyrilli* berichtet:

$$532 - 418 = 114 \quad 114 - 30 = 85$$

Auch diesen Zusammenhang hat Strobel [1977] erschlossen. Er hat aber nicht gesehen, dass tatsächlich ein neues in sich stimmiges System entstand, das an dem Jahr 30 A.D. recht eigentlich vorbeigeht und stattdessen die Jahre 0 und 532 miteinander verbindet:

¹⁹ Hier haben wir *das chronologische Zentrum* der byzantinischen Weltchronologie, da diese ihr erstes Jahr der Welt genau 11×532 Jahre vor das Jahr 353 A.D. setzt.

285 = 3 x 95	Diokletian
380 = 4 x 95	Theophilus
= 5 x 76	
437 = 285 + 2 x 76	Cyrillus
= 4 x 95 + 3 x 19	
532 = 7 x 76	Dionysius Exiguus
= 5 x 95 + 3 x 19	
= 28 x 19	
361 = 19 x 19	Anianus/Panodorus ²⁰
= 285 + 76	
= 437 - 76	

Zu Anatolius von Laodicea füge ich hinzu, dass auch er bereits die dionysische Jahreszählung im Kalkül hatte und mit dem 532-jährigen Osterzyklus zu operieren wusste. Den Beweis liefert die zeitgleiche Weltchronologie des Julius Africanus, die die Inkarnation Christi im Anschluss an das Buch Daniel in das Jahr 5500 ab Adam setzt. Setzt man nämlich

$$0 \text{ A.D.} = 5500 \text{ a. A.} \quad \text{d.h.} \quad -5.499 \text{ A.D.} = 1 \text{ a. A.}$$

und rechnet per 532-jährigem Zyklus den Anfang der 95-jährigen Ostertafel des Anatolius

$$4. \text{ april } 258 \text{ A.D.} = \text{Ostermond} = \text{Sonntag}$$

zurück auf das Jahr 1 a.A., so erhält man 'erwartungsgemäß'

$$4. \text{ april } 1 \text{ a. A.} = \text{Ostermond} = \text{Sonntag}$$

Und auch Anatolius hatte bereits den 5. april als Weltschöpfungsvollmond im Blick, da ja sein 25. märz 'eigentlich' nicht vom 6. april her stammt, sondern eben vom 5. april. Der 6. april führt nur per saltus lunae zum Anfang (4. april) zurück. Dieser gelegentlich heranzuziehende natürliche Vorgänger des ersten Ostermondes hieß in der Sprache der byzantinischen Komputisten der Mond *κατα θεσιν*. Bei Grumel [1958] findet man davon ausführlich, manchmal vielleicht gar zu dogmatisch, Gebrauch gemacht. Wollte man nun eine Jahreszählung im Einklang mit der Mondtafel des Anatolius konstruieren, so käme man unweigerlich auf die dionysische Jahreszählung:

$$(1) \text{ Basis} = 21. \text{ märz}$$

$$(2) \text{ Anfangsgrenzzahl} = 4$$

$$(3) \text{ } J \text{ ist erstes Jahr im Zyklus} \Leftrightarrow J \bmod 19 = 1$$

²⁰ Hier haben wir *das chronologische Zentrum* der alexandrin. Weltchronologie, da diese ihr erste Jahr der Welt genau 11 x 532 Jahre vor das Jahr 361 A.D. setzt.

Wir hätten dann eine diokletianische Mondtafel ($J \bmod 19 = 1$) mit anatolischen Anfangsbedingungen und der dionysischen Jahreszählung! Die dionysische Jahreszählung ist deshalb eine Konsequenz bereits der anatolischen Mondtafel.²¹ In der diokletianischen Zählung lautete die Bedingung (3) ganz unschön $J \bmod 19 = 2$ und auch für den dionysischen Ansatz ($J \bmod 19 = 0$) sehe ich hier keinen Grund.

Ad (2)

Den rechnerischen Nachweis muss ich noch schuldig bleiben und begnüge mich mit dem Hinweis auf die Tafel S. 434. Dass das julianische Kalenderjahr um etwa 6 Minuten zu lang ist, war bereits Hipparch von Nicaea im zweiten vorchristlichen Jahrhundert bekannt. Auch die Länge der Lunation war hinreichend genau bestimmt. Der jüdische Kalender beruht bis heute auf dem hipparchischen Wert. Es gibt keinen Grund dafür, die christlichen Kalenderkonstrukteure für dumm zu halten und ihr Wissen auf die Genauigkeit ihrer zyklischen Tafeln zu reduzieren.

Und warum nicht der 4. april? Auch dazu habe ich eine interessante Antwort, die aber hier zu weit führen würde. Für den gegenwärtigen Zweck, die Phantomzeittheorie zu überprüfen, halte ich fest: Die Mondtafeln der Alexandriner stützen ganz eindeutig die herkömmliche Chronologie und sind mit einer Phantomzeit $\Delta > 0$ nicht vereinbar.

Genauere Monddaten

Ein taggenaues Monddatum der Vor-Phantomzeit ist noch aussagekräftiger als ein taggenaues Äquinoktialdatum. Wenn es sich erweisen sollte, dass astronomische Rückrechnungen „n. Chr.“ auf zuverlässig überlieferte Monddaten „A.D.“ führen, so wäre dies ein unmittelbarer Beweis für $\Delta = 0$ jenseits aller Zyklik. Eben dies scheint aber der Fall zu sein.

Hippolytus

Die Ostertafel des Hippolytus verzeichnet als Ostermond zu seinem Kopffjahr 222 A.D. den 13. april in taggenauer Übereinstimmung mit der astronomische Rückrechnung für das Jahr 222 n. Chr. Dasselbe gilt für die ersten 8 Jahre seiner Mondtafel (beginnend mit 216 A.D. und dem Ostermond auf dem 21. märz). Die Ostertafel des Hippolytus lässt sich überhaupt nur verstehen, wenn man ihren taggenauen Anfang in Rechnung stellt.

²¹Den Zusammenhang mit der Chronologie des Julius Africanus denke ich mir daher so, dass das Jahr 1 A.D. der anatolischen (= dionysischen) Zählung mit dem Jahr 5501 des Africanus gleichzusetzen ist entsprechend der Argumentation auf S. 449 f.

Die Ostertafel des Dionysius Exiguus verzeichnet als Ostermond zu seinem Kopffjahr 532 A.D. den 5. april, ebenso der Kalenderstein zu Ravenna. Die astronomische Rückrechnung für das Jahr 532 n. Chr. ergibt den kalendari-schen Frühlingsvollmond ebenfalls auf dem 5. april.

Ein mehr als sonderbares Zusammentreffen: Modulo 19 ist ausgerechnet dieser Ostermond des Jahres 532 A.D. der früheste überhaupt, der gemäß heutiger Rückrechnung mit dem kalendarischen Frühlingsvollmond übereinstimmt.

Jüdische Grabinschriften

Sacha Stern [2001] gelingt mittels astronomischer Rückrechnung der Mond-daten n. Chr. eine stimmige Analyse von Inschriften aus Zoar südl. des Toten Meeres (4./5. Jh. A.D), sowie aus Ägypten (5. Jh.) und Sizilien (4. Jh.). Impliziert ist die Identität der Mond-daten in den beiden Jahreszählungen „n. Chr.“ und „A.D.“.

Die christliche Jahreszählung als antike Tatsache

Die Analyse der Ostertafeln in Italien zeigt, dass die christliche Jahreszählung in Rom schon vor Anatolius von Laodicea konzipiert war. Das Pantheon zu Rom offenbart, dass die Gleichung $532 = 28 \times 19$ einen neu-pythagoräischen Hintergrund besitzt und zum Allgemeinwissen des Gebildeten gehörte. Die römischen Christen wussten wohl, als sie für das Jahr 532 der seleukidischen Ära „nach Alexander“ eine 112-jährige Ostertafel hinstellten, dass dieses Jahr zugleich das Jahr 222 vor dem zukünftigen Jahr 532 war und dass die Tafel mithin die Jahre 222 und 333 miteinander verband. Sie hatten aber sicher nicht vorhergesehen, dass der Sonnenkaiser Elagabal gewissermaßen termin-gerecht ermordet würde, so dass der neue Alexander den römischen Thron in seinem Jahr 532 noch vor dem Ostermond besteigen konnte.

Um aber zum Thema zurückzukommen, behaupte ich, dass die christliche Jahreszählung, sei es mit $753 \text{ u.c.} = 0$ wie bei Dionysius, sei es mit $753 \text{ u.c.} = 1$ wie in Ravenna, vom Beginn der christlichen Ostertafeln an im Kalkül war und zwar nicht nur in Rom und Alexandria, sondern selbstverständlich dann auch in Antiochia und Konstantinopel. Wenn sich also die byzantinische Weltchronologie nicht in das Schema dieser Zählung fügt, so entspringt das einer anti-alexandrinischen Absicht. Dies nun aber alles auch noch zu begründen, würde hier zu weit führen. Vielmehr denke ich daran, 'demnächst' eine umfangreichere Arbeit zur christlichen Chronologie vorzulegen: *Die christliche Jahreszählung als Geheimwissen*.

Zur Phantomzeit

Wenn es keine Phantomzeit gibt, wenn also die herkömmliche Chronologie stimmt, so ist damit die Dunkelzeit real. Die Phantomzeittheorie hatte ja den Sinn, die Dunkelzeit als Illusion zu erweisen. Die zentrale Frage Illigs und aller fortschrittlichen Erforscher des frühen Mittelalters oder der späten Spätantike: Wie es denn sein kann, dass über Jahrhunderte hinweg eine weitgehende archäologische Fundleere besteht, wird damit verschärft auf ihren Anfang zurückgeworfen.

Literatur

- Chaine, M. (1925): La chronologie des temps chrétiens de l'Égypte et de l'Éthiopie, Paris
- Drosdow, S. (1954) zit. in A.W. Butkewitsch / M.S. Selikson (1987): Ewige Kalender; Leipzig
- Duffet-Smith, Peter (1990): Astronomy with your personal Computer, Cambridge
- Gauß, Carl Friedrich (1800): Berechnung des Osterfestes, in: Werke 1874, Bd 6
- Grumel, Venance (1958): La chronologie, Paris
- Hartke, Wilhelm (1956): Über Jahrespunkte und Feste, insbesondere das Weihnachtsfest, Berlin
- Hermetic = http://www.hermetic.ch/cal_stud/jdn.htm
- Ideler, L. (1826-34): Handbuch der mathematisch-technischen Chronologie, Berlin
- Illig, Heribert (1996): Das erfundene Mittelalter, Düsseldorf
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?, München
- Jones, Ch. W. (1943): Introduction to: Bedae opera de temporibus, Cambridge Mass.
- Krusch, Bruno (1884): Die Einführung des griechischen Paschahritus im Abendland, in: Neues Arch. d. Ges. f. ält. dt. Gesch.kunde Bd. 9, 99-169
- (1889): Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie. Die Entstehung unserer heutigen Zeitrechnung, Berlin
- Mayr, Joachim (1955): Der Computus ecclesiasticus, in: Zeitschr. für kathol. Theol. 77, 1955, 301
- NASA = Goddard Space Flight Center:
<http://sunearth.gsfc.nasa.gov/eclipse/phase/phasecat.html>
- Neugebauer, Otto (1982): On the Computus Paschalis of „Cassiodorus“, in: Centaurus 25, 292-302
- Schwartz, Eduard (1905): Christliche und Jüdische Ostertafeln, in: Abh. D. Ges. d. Wiss. Gött., Phil.-Hist.- Kl. N.F. VIII, Nr. 6
- Stern, Sacha (2001): Calendar and Community. A History of the Jewish Calendar Second Century BCE – Tenth Century CE, Oxford
- Strobel, A. (1977): Ursprung und Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders, Berlin
- (1984): Texte zur Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders, Berlin
- Voigt, Ulrich (2000): Zeiteinsparungen und Kalenderrechnung, in: ZS 12 (2) 296-309
- (2003): Das Jahr im Kopf, Hamburg
- Dr. Ulrich Voigt 20146 Hamburg, Bornstr. 6 uvoigt@gmx.de

Komputistik contra Phantomzeitthese

Führt der Computus Paschalis die
Phantomzeitthese ad absurdum?

Karl-Heinz Lewin

Auf dem diesjährigen *Zeitensprünge*-Jahrestreffen in Zürich (05.-08.05.) verblüffte Ulrich Voigt nach einer ausführlichen Darstellung der spätantiken Komputistik und ihrer Berechnungen der Osterzyklen die anwesenden Zeitenspringer mit der Aussage, die Übereinstimmung der Berechnungsweise des Dionysius Exiguus (gerechnet in der Ära „ab incarnatione Domini“, „a.i.D.“) mit der seit dem Mittelalter benutzten Berechnungsweise (gerechnet in der Ära „nach Christi Geburt“) lasse entweder nur 0 oder 532 eingeschobene Phantomjahre zu. Da 532 Phantomjahre indiskutabel seien (das Jahr 1000 entspräche dann dem Jahr 468), könne es also keine Phantomzeit gegeben haben. [Voigt 2005a; 2005b in diesem Heft]

Ein fürwahr harter Brocken für Zeitenspringer: Wenn Voigts Behauptung Bestand hat, würde dies erzwingen, die in den letzten 16 Jahren mühsam von fiktiven Karlen, fiktiven Tassilos, verdoppelten Alfonsen, fiktiven Wikingern, zu späten Awaren verdoppelten Madjaren etc. bereinigten Jahrhunderte wieder mit archäologisch nicht nachweisbarer Geschichte füllen zu müssen!

In zwei eingehenden Gesprächen mit Ulrich Voigt erfuhr ich detaillierte Begründungen für seine Aussage:

- Im Julianischen Kalender fällt das gleiche Datum (Tag und Monat) alle 28 Jahre auf den gleichen Wochentag.
- Der Mondzyklus, welcher der Osterberechnung zu Grunde liegt, lässt die gleiche berechnete Mondphase (also insbesondere den Frühlingsvollmond) alle 19 Jahre auf das gleiche (Julianische) Datum fallen.²²
- Der berechnete Frühlingsvollmond²³ fällt alle $19 \times 28 = 532$ Jahre regelmäßig auf den gleichen Wochentag, daher fällt der Ostersonntag alle 532 Jahre regelmäßig auf das gleiche (Julianische) Datum.²⁴

²² Der astronomische Mond schwankt dem gegenüber in Folge der Unregelmäßigkeiten der Mondbahn um ± 1 bis max. ± 2 Tage. Außerdem braucht der astronomische Mond geringfügig länger für eine Erdumrundung. Dieser Fehler wurde erst mit der Gregorianischen Kalenderreform korrigiert.

²³ Das gilt ebenso für alle anderen Mondphasen.

²⁴ Im Laufe eines 532-Jahre-Zyklus kann der Ostersonntag bis zu 20mal auf dasselbe Datum fallen [Bär: Osterstatistik]. Dass jedoch vier aufeinander folgende Ostersonntage (im Julianischen Kalender) auf das jeweils selbe Datum fallen, geschieht nur alle 532 Jahre.

- Die Berechnung des Dionysius Exiguus liegt uns nicht nur auf vielleicht trägerischem Pergament vor, sondern in Stein gehauen im Museo Arcivescovile in Ravenna. Die Steinplatte (im Folgenden „Kalenderstein“) mit dem ihm zugeschriebenen 95-jährigen Osterzyklus wird ins 6. Jh. datiert. Daher ist das Jahr 532 a.i.D. (Dionysius Exiguus) = 532 n. Chr.²⁵

Ausführliche Beweisführung und kritische Würdigung

Der Autor vollzieht im Folgenden die Argumentation Voigts nach und führt sie so weit detailliert aus, dass mögliche Schlussfolgerungen offensichtlich werden.

Nehmen wir an, bei der Einführung der neuzeitlichen Zeitrechnung durch König Otto III. und Papst Sylvester wären N Phantomjahre eingefügt worden. Dann ergeben sich folgende Probleme:

- Ist N nicht durch 28 teilbar, dann passen entweder die Wochentage oder die Daten der ‘neuen’ Zeitrechnung nicht mit denen der ‘alten’ zusammen.
- Ergibt N bei Teilung durch 28 den Rest 11 oder 17 (z.B. $291 = 10 \times 28 + 11$ oder $297 = 10 \times 28 + 17$), dann stimmen die Daten zwar in drei von je vier Jahren überein, aber in einem von vier Jahren gibt es Diskrepanzen um einen Tag. Im ersten Fall (Rest 11) kommt das Schaltjahr im ‘neuen’ Kalender ein Jahr zu spät (oder drei Jahre zu früh), im zweiten Fall (Rest 17) ein Jahr zu früh (oder drei Jahre zu spät).²⁶
- Ist N nicht durch 19 teilbar, dann stimmen die berechneten Mondphasen nicht überein, also insbesondere nicht der berechnete Frühlingsvollmond ($297 \div 19$ ergibt 15 Rest 12).
- Ist also N nicht durch 532 teilbar, dann stimmen die nach ‘alter’ Zeitrechnung und die nach ‘neuer’ Zeitrechnung berechneten Osterdaten nicht fortlaufend überein.

Beispielsweise ergäben sich bei Einschub von 291 oder 297 Jahren folgende Diskrepanzen bei den Wochentagen des 21. März (zur Berechnung siehe [Voigt 2003, 19 ff.]):²⁷

²⁵ Voigt bezeichnet die von Dionysius Exiguus eingeführte Ära mit „AD“ [Voigt 2003; 2005b]. Diese ist zu unterscheiden von der seit dem Mittelalter und insbesondere in der englischsprachigen Literatur gebräuchlichen gleichen Bezeichnung „AD“ für die Ära „n. Chr.“, zumindest so lange bis die Identität beider Ären nachgewiesen ist.

²⁶ Warum bei anderen Resten noch weniger Übereinstimmungen erzielt werden können, kann der Tabelle [Voigt 2000, 299] entnommen werden.

²⁷ formelhaft: $W = \{„Sa“, „So“, „Mo“, „Di“, „Mi“, „Do“, „Fr“\}$; $w(J) = W[(J+J=4 + 1) \bmod 7] = W[(5 \times J) \div 4 + 1) \bmod 7]$, wobei J die Jahreszahl zwischen 1 und 1582 bezeichnet, und \div für die Ganzzahldivision steht, die den Rest ignoriert, mod für den Modulo-Operator, der den Divisionsrest der Ganzzahldivision liefert; $X \bmod Y$ ist definiert als $X - (X \div Y) \times Y$.

<i>N+28 Rest 11</i>				<i>N+28 Rest 17</i>			
<i>Jahr alt</i>	<i>Tag</i>	<i>Jahr neu</i>	<i>Tag</i>	<i>Jahr alt</i>	<i>Tag</i>	<i>Jahr neu</i>	<i>Tag</i>
708	<i>Mi</i>	999	<i>Di</i>	702	<i>Di</i>	999	<i>Di</i>
709	<i>Do</i>	1000	<i>Do</i>	703	<i>Mi</i>	1000	<i>Do</i>
710	<i>Fr</i>	1001	<i>Fr</i>	704	<i>Fr</i>	1001	<i>Fr</i>
711	<i>Sa</i>	1002	<i>Sa</i>	705	<i>Sa</i>	1002	<i>Sa</i>

Die *kursiv* angezeigten Abweichungen um einen Wochentag würden sich alle vier Jahre wiederholen. Auch kann man von den als Beispiel gewählten Jahreszahlen in jeder Spalte jeweils 28 abziehen oder 28 hinzu addieren, ohne dass sich an den übrigen Daten etwas ändert.

Hierbei kommt es nicht darauf an, ob die Jahre der 'alten Zählung' in der angegebenen Zählung oder in einer anderen Ära gezählt wurden.

Der Mondzyklus spielt nun insofern eine Rolle, als er für den frühest möglichen Ostertermin maßgebend ist. Sein Einfluss wird jedoch durch die bis zum jeweils folgenden Sonntag abzuwartenden Wochentage gewissermaßen etwas nivelliert. Bei einem Einschub von 297 Jahren jedoch passen die Daten des 'alten' Kalenders auf keinen Fall mit denen des 'neuen' überein:

<i>Jahr alt</i>	<i>Ostermond</i>	<i>Ostersonntag</i>	<i>Jahr neu</i>	<i>Ostermond</i>	<i>Ostersonntag</i>
702	17.4.	23.4.	999	4.4.	9.4.
703	5.4.	8.4.	1000	24.3.	31.3.
704	25.3.	30.3.	1001	12.4.	13.4.
705	13.4.	19.4.	1002	1.4.	5.4.
706	2.4.	4.4.	1003	21.3.	28.3.

Der 8.4.1000 ist außerdem ein Montag.

Gehen wir davon aus, dass es auf den genauen Termin des Ostermondes gar nicht ankommt, dass sein berechneter Termin durchaus ein bis drei Tage früher oder später liegen darf, *sofern* der daraus berechnete Ostertermin in beiden Kalendern übereinstimmt. Vielleicht muss man für den 'neuen' Kalender nur mit neuen Tabellen arbeiten, um den „richtigen“ Ostertermin zu erhalten? Leider lässt sich diese Hoffnung nicht bestätigen. Die besten Übereinstimmungen mit den für die neue Jahreszählung wichtigen Jahren liefern die folgenden Jahreszahlen:

<i>Jahr</i>	<i>Ostern</i>	<i>Jahr</i>	<i>Ostern</i>	<i>Jahr</i>	<i>Ostern</i>	<i>Jahr</i>	<i>Ostern</i>
999	9.4.	904	8.4.	635	9.4.	551	9.4.
1000	31.3.	905	31.3.	636	31.3.	552	31.3.
1001	13.4.	906	13.4.	637	20.4.	553	20.4.
1002	5.4.	907	5.4.	638	5.4.	554	5.4.
1003	28.3.	908	27.3.	639	28.3.	555	28.3.
1004	16.4.	909	16.4.	640	16.4.	556	16.4.
1005	1.4.	910	1.4.	641	8.4.	557	1.4.

Es gibt allerdings noch die Jahre ab 467, deren Daten mit denen der Jahre ab 999 fortlaufend übereinstimmen ...

Dieser Beweisführung liegen Annahmen als Voraussetzungen zu Grunde, die ich im Folgenden diskutieren werde. Ich ordne sie vorab unter die Rubriken „Selbstverständliche Voraussetzungen“ und „Diskussionswürdige Annahmen“. Unter erstere subsumiere ich jene Annahmen, die mir persönlich unzweifelhaft erscheinen, die ich dennoch ausdrücklich benennen möchte, um sie der Kritik anheim zu stellen. Die zweite enthält Annahmen, für die hinterfragt wird, ob sie als Tatsachen vorausgesetzt werden dürfen.

Selbstverständliche Voraussetzungen

- 1) Bei der Einführung der neuzeitlichen Zeitrechnung liefen die Wochentage unverändert durch: Auf einen Montag folgte ein Dienstag etc.
- 2) Die Monate und ihre jeweilige Dauer waren bei der Einführung der neuzeitlichen Zeitrechnung bereits fest etabliert: Der 1. Januar im „alten“ Kalender war der 1. Januar im „neuen“ Kalender, usf. bis einschließlich zum 31. Dezember.
- 3) Die Einführung der neuen Jahreszählung führte offensichtlich nicht zu erneuten Kontroversen („Osterstreit“) über das Osterdatum.

Diskussionswürdige Annahmen

- 4) Die Schaltjahre waren in beiden Ären dieselben.
 - Allerdings frage ich mich, wie Schaltjahre ohne eine fortlaufende Jahreszählung ermittelt werden können. Andererseits, wenn die Päpste sich bis ins 13. Jh. nicht der neuen Jahreszählung anschließen mochten, so musste doch wohl die neue Zählung zur päpstlichen Jahreszählung (oder die ihrer Komputisten) schaltjahr-kompatibel sein.
- 5) Der Kalenderstein in Ravenna wurde im 6. Jh. (erste Hälfte) gefertigt.
 - Das müssen die Kunsthistoriker beurteilen.
- 6) Auf dem Kalenderstein steht wirklich das, was behauptet wird: ein Osterzyklus, der mit der späteren Osterberechnung übereinstimmt.
 - Es wäre immerhin denkbar, dass der Kalenderstein systematische Fehler enthält, wie etwa alle 4 Jahre ein um einen Tag abweichendes Osterdatum. In seiner Schrift *libellus de cyclo magno paschae* hat sich Dionysius Exiguus ja immerhin zweimal 'geirrt': Er datierte „die Inkarnation Jesu (VIII. Kl. Aprl. = 25. märz 1) auf einen Sonntag und die Geburt Jesu (VIII. Kl. Ian. = 25. dezember 1) auf einen Dienstag“, aber „nach den Regeln des Julianischen Kalenders war der 25. märz 1 ein Freitag und der 25. dezember 1 ein Sonntag“ [Voigt 2003, 143].²⁸

²⁸ Voigt schreibt die Monatsnamen in Julianischen Daten mit kleinen Anfangsbuchstaben, um sie von Gregorianischen Daten zu unterscheiden.

Deshalb wende ich mich nun der Prüfung des Kalendersteins (s. Abb.) zu.

Lesung des Kalendersteins

Sektor 1	Sektor 2	Sektor 3	Sektor 4
LU XCI	LU XÇII	LU XÇIII	LU PRIMUS
AN I LU XIII NO AP	AN II L XIII ÇII K AP	AN III L XIII ID APR	AN III L XIII III NO AP
PAS III ID AP LU XX	PAS VI K AP LU XÇ	PA XÇ K MI LU XCI	PA VI ID AP LU XX
CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS
V ID AP LU XVIII	PD K AP LU XX	XII K MI L XXI	NO AP LU XCI
CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS
ÇII ID AP	III K APR	XV K MI	V ID APR
LU XV	LU XÇII	LU XÇII	LU XXI
CY III PA	CY III PA	CY III PA	CY III PA
III ID AP	ÇI K AP	XÇI K MI	ÇII ID AP
LU XÇIII	LU XV	LU XÇ	LU XÇII
CY V PA	CY V PA	CY V PA	CY V PA
Ç ID AP	III K AP	XIII K MI	PD N AP
L XÇ	L XÇIII	L XX	L XÇ
CM	CM	EB	CM
Sektor 5	Sektor 6	Sektor 7	Sektor 8
LU II	LU III	LU III	LU V
AN V L XIII XI K AP	AN VI L XIII III ID AP	AN ÇI L XIII III K AP	AN ÇII L XIII XIII K MI
PA X K AP LU XV	PA PR ID AP LU XÇ	PA PD NO AP L XÇIII	PA ÇII K MI LU XX
CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS
V K AP LU XX	XÇ K MI LU XX	K AP LU XÇ	XI K MI LU XCI
CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS
VIII K APR	XÇII K MI	NO APR	VII K MI
LU XVII	LU XÇII	LU XX	LU XXI
CY III PA	CY III PA	CY III PA	CY III PA
III K AP	III ID APR	III NO AP	X K MI
LU XXI	LU XV	LU XÇII	LU XÇII
CY V PA	CY V PA	CY V PA	CY V PA
ÇI K AP	XÇI K MI	PD K AP	XII K MI
L XÇII	L XÇIII	L XV	L XÇ
CM	EB	CM	EB
Sektor 9	Sektor 10	Sektor 11	Sektor 12
LU Ç	LU ÇI	LU ÇII	LU ÇIII
AN ÇIII L XIII ÇI ID AP	AN X L XIII VI K AP	AN XI L XIII XÇI K MI	AN XII L XIII PD NO AP
PA Ç ID AP LU XV	PA PD K AP LU XÇII	PA XII K MI LU XÇIII	PA NO AP LU XV
CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS
ID AP LU XX	V K AP LU XV	XV K MI LU XÇ	V ID AP L XÇIII
CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS
III ID APR	III NO AP	XI K MI	ÇII ID APR
LU XCI	LU XX	LU XX	LU XCI
CY III PA	CY III PA	CY III PA	CY III PA
XÇII K MI	III K AP	XIII K MI	III ID AP
LU XXI	LU XCI	LU XÇII	LU XX
CY V PA	CY V PA	CY V PA	CY V PA
III ID AP	III N AP	XÇ K MI	Ç ID AP
L XÇIII	LU XX	L XV	L XÇII
CM	CM	EB	CM

Sektor 13	Sektor 14	Sektor 15	Sektor 16
LU X	LU XI	LU XII	LU XIII
AN XIII L XIII ÇIII K AP	AN XIII L XIII PD ID AP	AN XV L XIII K AP	AN XÇ L XIII XII K AP
PA Ç K AP LU XÇI	PA XÇ K MI LU XÇII	PA VI ID AP LU XXI	PA VIII K AP L XÇI
CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS
VIII K AP LU XV	ID AP LU XV	NO AP LU XÇII	V K AP LU XXI
CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS
III K APR	XIII K MI	III NO APR	CII K APR
LU XÇIII	LU XX	LU XV	LU XÇII
CY III PA	CY III PA	CY III PA	CY III PA
ÇI K AP	XÇI K MI	ÇI ID AP	XI K AP
LU XÇ	LU XÇI	LU XX	LU XV
CY V PA	CY V PA	CY V PA	CY V PA
III K AP	XIII K MI	PD N AP	Ç K AP
L XX	L XXI	L XÇI	L XX
CM	EB	CM	CM

Sektor 17	Sektor 18	Sektor 19
LU XIII	LU XV	LU XÇ
AN XÇI L XIII V ID AP	AN XÇII L XIII III K AP	AN XÇIII L XIII XV K
PA PD ID AP LU XÇI	PA PD NO AP LU XX	MI PA ÇII K MI LU XXI
CY II PAS	CY II PAS	CY II PAS
III ID AP L XV	K AP LU XÇI	XI K MI LU XÇII
CY III PAS	CY III PAS	CY III PAS
XÇII K MI	III K APR	XIII K MI
LU XÇIII	LU XV	LU XV
CY III PA	CY III PA	CY III PA
III ID AP	III NO AP	ÇIII K MI
LU XÇ	LU XÇIII	LU XX
CY V PA	CY V PA	CY V PA
XÇI K MI	PD K AP	XII K MI
L XX	L XÇ	L XÇI
EB	CM	EB

Die Lesung wurde sektor- und zeilenweise mangels Vorlage einer vollständigen Abbildung des Originals dem Kupferstich in *Dissertatio de latinorum paschali cyclo* [Noris, zitiert nach Voigt 2003] entnommen (s. Abb.), ein Vergleich mit dem in [Voigt 2003, 113; Manuskript für 2005b, 53] abgebildeten Ausschnitt des Kalendersteins, der immerhin drei Sektoren vollständig und zwei weitere Sektoren annähernd zur Hälfte zeigt, ergab keine Abweichungen. Die Lesung beginnt mit dem mit einem kleinen Kreuz markierten Sektor als Sektor 1, auf den im Original auch das große Kreuz in der Mitte verweist.

Auffällig ist die Verwendung des Zahlzeichens Ç (Digamma) an Stelle von „VI“, „XÇ“ statt „XVI“, „XÇI“ statt „XVII“ etc. (allerdings nur überwiegend, nicht durchgängig, wie die „XVIII“ in Sektor 1, Zeile 5 zeigt). „pridie“, der Vortag, wird einmal als „PR“ (Sektor 6, Zeile 3) geschrieben, sonst als „PD“ (vgl. Sektor 7, gleich daneben).

Die Interpretation vorwegnehmend sei festgestellt, dass die in Fettschrift hervorgehobenen Einträge in Sektor 10, Zyklus 5 und Sektor 12, Zyklus 3

fehlerhaft sind. Entsprechend dem Julianischen Kalender muss es im ersten Fall entweder „III N AP LU XXI“ (3.4. Mond 21) oder „III N AP LU XX“ (2.4. Mond 20) heißen, im zweiten Fall entweder „ÇII ID APR LU XÇ“ (6.4. Mond 16) oder „ÇI ID APR LU XÇI“ (7.4. Mond 17). Da es keine systematischen Fehler sind und die Osterdaten sich als konsistent erweisen werden, gehe ich davon aus, dass es sich in beiden Fällen um ‘Druckfehler’ bei der Angabe des Mondtages (zur Bedeutung siehe unten) handelt, die dem Kupferstecher oder dem Steinmetz anzulasten sind, so wie auch die Schreibweise „CII“ an Stelle des gemeinten „ÇII“ in Zeile 7 von Sektor 16.

Interpretation des Kalendersteins

In den 19 Sektoren sind jeweils folgende Angaben zu finden:

Überschrift (nur Sektor 9): Die Bedeutung des „DIVISIO CYCL I II“ an dieser Stelle ist mir unklar.

Zeile 1: Mondjahr des 19-jährigen Mondzyklus. Der Zyklus beginnt mit dem Mondjahr 17; dies entspricht einer byzantinischen Zählung [Voigt, persönliche Mitteilung], hat aber für die weitere Interpretation keine Bedeutung.

Zeile 2: Jahresnummer des ersten 19-Jahre-Zyklus im 95-Jahre-Zyklus und Datum des Ostervollmonds (Luna 14). Die Jahresnummer ist gleichzeitig die „Goldene Zahl“ (= Jahreszahl mod 19 + 1). Das „Jahr 1“ (AN I) repräsentiert daher das Julianische Jahre in der benutzten Ära modulo 532, kann also das Jahr 532 der „Ära Christi“ bedeuten, wie Noris schreibt (s. Abb.), oder das Jahr 0 (!), das hieße das Jahr 1 vor Beginn der Ära (1 v. Chr.), oder auch die Jahre 1064, 1596 ... Der Ostervollmond ist der *berechnete* Frühlingsvollmond.²⁹ Sein Datum wiederholt sich alle 19 Jahre, gilt also jeweils für den gesamten Sektor.

Zeile 3: Osterdatum und Montag von Ostern (im ersten 19-Jahre-Zyklus). Der Montag ist die laufende Tagesnummer im Mondmonat.

Zeilen 4 und 5: Osterdatum und Montag von Ostern im 2. 19-Jahre-Zyklus.

Zeilen 6 bis 8: Osterdatum und Montag von Ostern im 3. 19-Jahre-Zyklus.

Zeilen 9 bis 11: Osterdatum und Montag von Ostern im 4. 19-Jahre-Zyklus.

Zeilen 12 bis 14: Osterdatum und Montag von Ostern im 5. 19-Jahre-Zyklus.

Zeile 15: Angabe, ob das betreffende Mondjahr ein Schaltjahr („EB“ für *annus embolismalis*, ein Jahr mit 13 Mondmonaten.) oder ein normales Jahr („CM“ für *anno communis*, ein Jahr mit 12 Mondmonaten) ist. (Dies hat nichts mit den Julianischen Schaltjahren – Sonnenjahren – zu tun).

²⁹ Der astronomische Frühlingsvollmond kann dem gegenüber um ± 1 bis 2 Tage schwanken und kommt in Folge der Ungenauigkeit der Berechnung im Laufe der Jahrhunderte immer später. Dieser Fehler wurde erst mit der Gregorianischen Kalenderreform korrigiert.

Umrechnung auf moderne Tagesdaten

Zur Umrechnung der Daten verwende ich für den relevanten Zeitabschnitt folgende kleine Tabelle, um nicht alle Feinheiten der Kalendenrechnung kennen zu müssen:

<i>Modern</i>	<i>Antik</i>	<i>Modern</i>	<i>Antik</i>
21. März	XII Kalendae Aprilis	8. April	VI Idus Aprilis
22. März	XI Kalendae Aprilis	9. April	V Idus Aprilis
23. März	X Kalendae Aprilis	10. April	IIII Idus Aprilis
24. März	IX Kalendae Aprilis	11. April	III Idus Aprilis
25. März	VIII Kalendae Aprilis	12. April	pridie Idus Aprilis
26. März	VII Kalendae Aprilis	13. April	Idus Aprilis
27. März	VI Kalendae Aprilis	14. April	XVIII Kalendae Maii
28. März	V Kalendae Aprilis	15. April	XVII Kalendae Maii
29. März	IIII Kalendae Aprilis	16. April	XVI Kalendae Maii
30. März	III Kalendae Aprilis	17. April	XV Kalendae Maii
31. März	pridie Kalendae Aprilis	18. April	XIII Kalendae Maii
1. April	Kalendae Aprilis	19. April	XIII Kalendae Maii
2. April	IIII Nonae Aprilis	20. April	XII Kalendae Maii
3. April	III Nonae Aprilis	21. April	XI Kalendae Maii
4. April	pridie Nonae Aprilis	22. April	X Kalendae Maii
5. April	Nonae Aprilis	23. April	IX Kalendae Maii
6. April	VIII Idus Aprilis	24. April	VIII Kalendae Maii
7. April	VII Idus Aprilis	25. April	VII Kalendae Maii

Damit erhalten wir die folgende Tabelle, deren Zeilen den Sektoren des Kalendersteins entsprechen:

Mondjahr	Jahr	Ostermond	1. Zyklus		2. Zyklus		3. Zyklus		4. Zyklus		5. Zyklus	
17	1	5.4.	11.4.	20	9.4.	18	6.4.	15	10.4.	19	7.4.	16
18	2	25.3.	27.3.	16	31.3.	20	29.3.	18	26.3.	15	30.3.	19
19	3 (S)	13.4.	16.4.	17	20.4.	21	17.4.	18	15.4.16	16	19.4.	20
1	4	2.4.	8.4.	20	5.4.	17	9.4.	21	6.4.	18	4.4.	16
2	5	22.3.	23.3.	15	28.3.	20	25.3.	17	29.3.	21	26.3.	18
3	6 (S)	10.4.	12.4.	16	16.4.	20	14.4.	18	11.4.	15	15.4.	19
4	7	30.3.	4.4.	19	1.4.	16	5.4.	20	3.4.	18	31.3.	15
5	8 (S)	18.4.	24.4.	20	21.4.	17	25.4.	21	22.4.	18	20.4.	16
6	9	7.4.	8.4.	15	13.4.	20	10.4.	17	14.4.	21	11.4.	18
7	10	27.3.	31.3.	18	28.3.	15	2.4.	20	30.3.	17	3.4.	20/21
8	11 (S)	15.4.	20.4.	19	17.4.	16	21.4.	20	19.4.	18	16.4.	15
9	12	4.4.	5.4.	15	9.4.	19	6.4.	17/16	10.4.	20	8.4.	18
10	13	24.3.	27.3.	17	25.3.	15	29.3.	19	26.3.	16	30.3.	20
11	14 (S)	12.4.	16.4.	18	13.4.	15	18.4.	20	15.4.	17	19.4.	21
12	15	1.4.	8.4.	21	5.4.	18	2.4.	15	7.4.	20	4.4.	17
13	16	21.3.	24.3.	17	28.3.	21	25.3.	18	22.3.	15	27.3.	20
14	17 (S)	9.4.	12.4.	17	10.4.	15	14.4.	19	11.4.	16	15.4.	20
15	18	29.3.	4.4.	20	1.4.	17	30.3.	15	3.4.	19	31.3.	16
16	19 (S)	17.4.	24.4.	21	21.4.	18	18.4.	15	23.4.	20	20.4.	17

Die Angabe des Mondschaltjahrs wurde aus der letzten Zeile des Originals als (S) in die zweite Spalte übernommen. Für die fünf Zyklen sind jeweils das Osterdatum und der Mondtag aufgelistet. Die beiden Einträge mit zwei Werten für die Mondtage (17/16 im Jahr 12 des 3. Zyklus und 20/21 im Jahr 10 des 5. Zyklus) zeigen zuerst den aus der Abbildung von Noris übernommenen fehlerhaften Wert und nach dem Schrägstrich den korrekten.

Überprüfung der Daten

„Im Mondzyklus sind der Tradition genmäßig [sic!] das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Jahr Schaltjahre und haben je 13 Mondmonate“ [Metz]. Die genannte (alexandrinische) Tradition zählte die Mondjahre also genauso wie die dionysische AN(no)-Zählung und nicht nach der byzantinischen LU(na)-Zählung.

Das Datum des Ostermonds berechnet sich einfach aus der Goldenen Zahl (=Jahr in Spalte 2):

OM = 21 + GZ; wenn OM ≤ 31, dann ist OM das Datum im März, sonst ist OM - 31 das Datum im April.

Die Berechnung des Osterdatums ist ein wenig aufwändiger. Voigt [2003] gibt ausführliche Anleitung, wie das Osterdatum im Kopf (!) errechnet werden kann. Ich bin jedoch Mathematiker und vermeide deshalb das Rechnen, so weit es geht. Überdies überlasse ich als Softwareentwickler das Rechnen lieber den Maschinen und habe deshalb Voigts Formeln in ein Tabellenkalkulationsprogramm übertragen, das damit alle Osterdaten der obigen Tabelle bestätigte. Um sicher zu gehen, dass dies die korrekte Berechnung ist, habe ich zwei weitere Tabellenkalkulationen mit den von [Knuth] und der [wikipedia] (Stichwort „Osterdatum“) beschriebenen Algorithmen durchgeführt, mit übereinstimmendem Ergebnis: **Die Osterdaten des Kalendersteins sind korrekt und stimmen mit unserer Zeitrechnung genau dann überein**, wenn das 1. Jahr auf diesem Stein (AN I) das Jahr 0 oder 532 oder ein anderes Vielfaches von 532 ist. Der Algorithmus aus Wikipedia ist der kürzeste und eignet sich bestens sowohl für programmierbare Taschenrechner als auch für Tabellenkalkulationsprogramme. Hier die Variante für die Tabellenkalkulation:

- | | |
|------------------------------|--|
| A1: | Eingabefeld für die Ausgangsjahreszahl - 1 |
| A2: =A1+1 | die Jahreszahl |
| B2: =MOD(A2;19) | das ist die GZ - 1 („Silberzahl“ [Voigt 2003]) |
| C2: =MOD(A2+INT(A2/4)+B2);7) | |
| D2: =B2-C2 | D2 kann negativ werden. Deshalb blieb den antiken und mittelalterlichen Komputisten dieser einfache Algorithmus versagt. |
| F2: =3+INT((D2+40)/44) | Ostermonat (deshalb eine Spalte übersprungen) |
| E2: =D2+28-31*INT(F2/4) | Ostertag (wieder eine Spalte zurück) |

Wer es selbst nachprüfen will, sollte die Zeile 2 in die Zeilen 3 bis 97 kopieren und in A1 die Zahl 531 eintragen; dann erscheinen in den Spalten E und F sämtliche Osterdaten aus der obigen Tabelle.

Schlussfolgerung

Die Behauptung Voigts kann anhand der Daten auf dem Kalenderstein nicht widerlegt werden. Wenn dieser Stein tatsächlich im 6. Jh. angefertigt wurde, dann ist das auf ihm dargestellte Jahr 1 (AN I) erstens ein Jahr im 6. Jh. und zweitens gleich dem Jahr 532 unserer Zeitrechnung. Anders sähe es nur aus, wenn nachgewiesen werden könnte, dass dieser Stein aus dem 11. Jh. stammt. (Dann nämlich wäre AN I = 1064.) Das jedoch kann meine Aufgabe leider nicht sein.

Der Beweis bleibt allerdings ein mathematischer. Historisch betrachtet ist er ein starkes *Indiz gegen* eine Phantomzeit. Dagegen stehen zahlreiche historische Indizien *für* eine Phantomzeit, wie sie in dieser Zeitschrift und weiteren Veröffentlichungen der hier schreibenden Autoren aufgezeigt wurden. Ich selbst kann nach Studien zu Trier, der Heimatstadt meiner Schulzeit, nachweisen, dass in Trier während der Phantomzeit weder gebaut noch beerdigt (und daher auch nicht gelebt) wurde, und werde darüber berichten. Wie aber fundleere Zeiten mit der mathematisch korrekten Annahme einer durchgehenden Jahreszählung seit der Antike zusammen passen, bleibt vorerst ein Rätsel.

Literatur

- Bär, Nikolaus A.: Osterstatistik; <http://www.nabkal.de/osterstatistik.html>
Knuth, Donald (1962): The Calculation of Easter; Communications of the ACM (CACM) Vol. 6 (4) 209
Metz, Herbert (o.J.): Die Ostertafel aus dem Codex Zwettl. 255, Bl. 7V;
<http://www.computus.de/menton/osterkal.htm>
Noris, Henricus (1691): Dissertatio de paschali latinorum cyclo, Ravenna (zitiert nach Voigt, 2003)
Voigt, Ulrich (2000): Zeiteinsparungen und Kalenderrechnung; ZS XII (2) 206
- (2003): Das Jahr im Kopf, Beiträge zur Mnemotechnik, Band 2; Likanas; Hamburg
- (2005a): Thesen zur spätantiken Komputistik; Thesenpapier zum Zeiteinsparungen-Jahrestreffen in Zürich
- (2005b): Über die christliche Jahreszählung, ZS XVII (2) 420-454
wikipedia (2005): Stichworte „Komputistik“ und „Osterdatum“;
<http://www.wikipedia.de> oder <http://www.wikipedia.com>

Karl-Heinz Lewin, Karl-Heinz.Lewin@t-online.de
Der Autor ist Mathematiker und arbeitet als Software-Entwickler.

Das porphyrene Fundament der Mittelalterthese

Andreas Birken

$19 \times 4 \times 7 = 532$: Mondzyklus mal Schaltjahreszyklus mal Siebentagewoche gleich großer Osterzyklus, daran besteht kein Zweifel. Voigt hat es uns vorgeführt und Lewin hat es nachgerechnet: Da man mit vorphantomzeitlichen Ostertafeln die heutigen Osterdaten vorwärts richtig berechnen kann und ebenso rückwärts mit modernen Tafeln spätantike Osterdaten, ist eindeutig, dass man vor wie nach – und auch während – der Phantomzeit ungestört mit denselben Tafeln gerechnet hat, die auf dem 532-jährigen Osterzyklus beruhen. Daraus folgt, dass ein Einschub von Phantomjahren nur die Größe von $n \times 532$ haben kann. Dabei interessiert uns nur $n = 1$ und $n = 0$. Der erste Fall ergibt für die Illigsche Mittelalterthese einen zu langen Zeitraum, der zweite erledigt sie ganz und gar – allerdings unter einer Bedingung: Die überlieferten vorphantomzeitlichen Ostertafeln und -daten sind echt und stammen tatsächlich aus der Zeit vor Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos (913–59, Alleinregierung ab 945) und seiner „blühenden“ Geschichtsschreibung [Ploetz]. Wann und von wem der große Osterzyklus gefunden oder eingeführt wurde, kann dabei gleichgültig sein; faktisch entstand er mit Einführung der vierjährigen Schaltperiode des julianischen Kalenders.

Das Szenario, unter dem die Mittelalterthese bestehen kann, wird aber immer komplizierter und ruht ganz und gar auf dem Fundament des Porphyrogennetos. Erinnern wir uns zunächst daran, dass ein Grundbaustein von Illigs These [Illig 1999, 175 ff.] die Annahme ist, Kaiser Konstantin VII. habe unter dem Vorwand, eine besser lesbare Schrift einzuführen, alle Texte des Reiches (nicht nur Konstantinopels) eingezogen und neu schreiben lassen. Diese Umschreibaktion diente der Füllung der drei neuen Jahrhunderte und hatte politische und sicherlich auch theologische Motive. Diese Motive kennen wir im einzelnen nicht, weil die Originalversion der Geschichte unterdrückt wurde. Einer der Texte, die dabei entstanden, ist die Chronik des Theophanes Confessor, die bezeichnenderweise nicht erst um 600 einsetzt, sondern schon 284 n. Chr. Das heißt, sie diente möglicherweise auch der Korrektur der Darstellung des Konzils von Nicäa.

Konstantin war ein gebildeter Mann und hatte, bis er endlich an die Regierung kam, viel Zeit zum Nachdenken. Die astronomischen Bezüge seiner Zeiterfindung waren ihm sicherlich klar. Über die Fälschung des Almagest z. B. wurde in den Zeiteinsparungen schon einiges geschrieben. Wir dürfen annehmen, dass Konstantin auch das Problem der Osterrechnung bekannt war. Bei der Einführung einer neuen Jahreszählung musste auf jeden Fall der

19er- (Mond) und 4er-Zyklus (Schaltjahre) berücksichtigt werden, weil sonst der Vollmond am Himmel sichtbarlich andere Daten zeigen würde als die Ostertafeln. Eine Durchbrechen des 19er-Zyklus kam also nicht infrage, und man konnte ohne öffentliches Aufsehen auch kein Schaltjahr (4er-Zyklus) verschieben oder überspringen. Bei einem Einschub von $n \times 19 \times 4 = n \times 76$ war dieses Problem gelöst. Damit kämen wir auf die von Illig schon selbst angesprochene Zahl von 304 (4×76). Mit diesem Einschub bekäme man mit den alten Ostertafeln zwar das korrekte Monatsdatum für den Ostervollmond, aber offensichtlich einen falschen Wochentag und damit ein falsches Monatsdatum für den Ostersonntag.

Man brauchte natürlich keine Ostertafel, um den auf den Ostervollmond des nächsten Jahres folgenden Sonntag zu berechnen. Tatsächlich gab es bis in die neueste Zeit hinein Ostertafeln ganz ohne Angabe von Wochentagen [Piper 1858]. Aber die meisten Ostertafeln enthielten nun einmal Wochentage für den Vollmond oder Sonntagsbuchstaben. Deshalb mussten die in Umlauf befindlichen Ostertafeln durch korrigierte ersetzt werden. Dies war nicht all zu schwierig, weil man ohnehin etwas dafür tun musste, um zu gewährleisten, dass alle Christen Ostern zum gleichen Termin feierten. In Aquitanien z. B. war eine Tafel in Gebrauch, die in manchen Jahren zu falschen Osterdaten führte (Die konventionelle Geschichtsschreibung vermeldet Streit um das Osterdatum bis ins 8. Jh.) Theoretische Schriften zum Thema gab es nur wenige, und von ihnen nur wenige Abschriften, weil die Osterrechnung kein Thema für das allgemeine Publikum war, sondern eigentlich – zwischen den Konzilien – nur die Kirchenführung (insbesondere die Patriarchen von Rom und Konstantinopel) und den Kaiser betraf. Alexandrien spielte keine große Rolle mehr, seit 389 die berühmte Bibliothek abgebrannt war.

Der wichtigste Schritt war das Umschreiben des Textes von Dionysius Exiguus – falls dieser nicht überhaupt eine Erfindung Konstantins ist. Um die richtig gestellte Osterrechnung überall bekannt zu machen, wurden Ostertafeln in Stein gehauen und in den wichtigsten Provinzhauptstädten aufgestellt; von diesen ist uns leider nur die am damaligen Sitz des italischen Exarchen in Ravenna erhalten. Das Konstantinopler Exemplar hat die verschiedenen Erdbeben, Großbrände und Plünderungen nicht überstanden. Leider gelang es nicht, den Dionysius-Zyklus mit dem Jahre 1 der neuen Ära beginnen zu lassen; das wäre elegant gewesen, aber dem standen arithmetisch-astronomische Hindernisse entgegen.

Man sieht, es ist einfacher, den großen Osterzyklus in die Illigsche These einzupassen, als eine Lösung für die Frühgeschichte des Islam zu finden. Es bleiben aber erhebliche Schwierigkeiten, die zu lösen sind. Auch wenn man daran zweifeln kann, dass es über Jahrhunderte fortgeführte Aufzeichnungen der äthiopischen Kirche mit Osterdaten tatsächlich gibt, so wäre z. B. zu prü-

fen, ob die jüdischen Grabsteine mit Mond-, Wochen- und julianischen Datum richtig interpretiert sind. Die meisten der antiken Ostertafeln existieren aber offenbar nicht wirklich, sondern sind aus der Literatur „erschlossen“.

Jedoch muss man sich klar darüber sein, dass die Umschreibaktion des Pophyrogennetos sich nicht nur auf einige Geschichtswerke beschränkt haben kann, sondern dass auch Konzilsakten, Papstbriefe und anderes Material zumindest zu vernichten waren.

Zu den bislang beiseite geschobenen Problemen gehört auch die Geschichte des Langobardenreiches und das Ende der oströmischen Herrschaft in Mittelitalien. Das Exarchat Ravenna wurde nämlich nach konventioneller Darstellung bis 751 von den Langobarden erobert, die ihrerseits 773/4 vom großen Karl unterworfen wurden. Oder anders ausgedrückt: Vor der Phantomzeit haben wir ein oströmisches Exarchat im Kampf mit den Langobarden, nach der Phantomzeit ein Königreich Italien unter einem fränkischen König. Offenbar ging also Ravenna zu Lebzeiten des Porphyrogennetos verloren – aber an wen? Ist uns die Wahrheit über das frühe 10. Jh. im Osten wirklich bekannt? Im Westen sieht es jedenfalls dunkel aus: Wir wissen nicht einmal genau, wer eigentlich 987 Hugo Capet zum König gemacht hat !

Angenommen man fände für alle diese Probleme eine Lösung – einschließlich der byzantinischen Münzen, die bislang nur Phantomkaisern zugeordnet werden können, und einschließlich der Islamfrage –, so bleibt als neues Ergebnis der Diskussion, dass die Phantomzeit nicht 297, sondern 304 Jahre gedauert haben muss. Für den Westen bedeutet das, dass man zwar im Prinzip am Jahr 911 als Endpunkt festhalten muss, weil das das Jahr ist, in dem die Karolingerherrschaft im Ostreich endete, der Anfang jedoch von 614 auf 607 vorzurücken ist. Das bedeutet z. B., dass die Einigung des Frankenreiches unter Chlothar II. im Jahre 613 ebenfalls phantomzeitlich ist, womit wir eine Situation hätten, die in der Tat viel besser zu den Verhältnissen von 911 mit einem dreigeteilten Frankenreich (West, Ost, Burgund – ohne Italien) passt.

Voigts Tricks mit den Nullen sind mathematisch einsichtig und praktisch; die Astronomen rechnen schon lange mit einem Jahr 0 statt 1 v. Chr., weil man damit leichter mit den ‘negativen’ Jahrhunderten rechnen kann. Dieses ist aber eine reine Konstruktion ohne Basis im wirklichen Leben und in der Geschichte. Es gab kein Jahr Null und auch kein Basisjahr Null. Man kann natürlich ein Nuller-Jahrhundert definieren und es von 1 v. Chr. bis 99 n. Chr. dauern lassen, aber es handelt sich dabei nicht um das 1. nachchristliche Jahrhundert. Wenn man nun feststellt, dass die Angaben auf dem Kalenderstein von Ravenna genau und nur für Jahre 0 bis 94 gelten sowie für entsprechende Jahre + 532 (532–627, 1064–1159 usw.), ist dies zwar mathematisch befriedi-

gend, der Historiker aber stutzt: Was soll der praktische Zweck dieses Steines ohne Jahreszahlen sein? In der ersten möglichen Zeit gab es das uns bekannte Christentum noch gar nicht, und niemand brauchte dafür die Osterdaten auszurechnen. Für das 11./12. Jh. wäre er banal, deshalb meint man, er stamme aus dem 6. Jh. Vielleicht soll er aber nur diesen Eindruck erwecken. Der Stein dient ohne Jahreszahlen offenbar nur der Demonstration des Prinzips. Solch eine Demonstration war allerdings im Mittelalter auch bitter nötig, denn diejenigen, die mit den Ostertafeln arbeiten mussten, waren keine Komputisten, sondern Bischöfe mit denkbar geringer Bildung, die in der Sache überfordert waren.

Das lehrt und ein Blick in das so genannte Evangeliar Karls des Großen [Piper 1858], das für unsere Zwecke gleich wertvoll ist, ob es nun echt oder gefälscht ist. Solche Evangeliare waren Handbücher für die Arbeit des Bischofs. Das Karl zugeschriebene enthält als Anhang ein Kalendarium und eine Ostertafel. Das Kalendarium zeigt die Monate von Januar bis Dezember, wobei die Tage nach dem römischen Kalender datiert sind. Die Wochentage sind nur durchlaufend von I bis VII nummeriert, sodass das Kalendarium für jedes beliebige Jahr verwendet werden kann. Die Wochentage ergeben sich von selbst, nachdem Ostern und Pfingsten, die den Sonntag festlegen, eingetragen sind. Das Kalendarium ist also ein Blankoformular, das keine beweglichen Feiertage enthält. Dagegen sind alle fixen Festtage eingetragen, darunter Mariä Empfängnis (= Tag der Inkarnation) am 25. März, die Geburt des Herrn am 25. Dezember. Zum ersten Datum ist hinzugefügt: In (i)psa die aequinoc, und zum 24. Juni lesen wir: Solstitium. Das heißt, den Frühlingspunkt bestimmt nicht die Sonne, sondern die Menschwerdung Gottes. Mit anderen Worten: Die Tagundnachtgleiche wird angesetzt wie bei Caesar und Isidor von Sevilla und nicht wie bei Dionysius und Beda am 21. März.

Die Ostertafel enthält zweimal 19 Jahre von 779 bis 816 und weist 13 Spalten auf:

1. Kennzeichnung der Schaltjahre
2. Jahre mit Schaltmonaten für das Mondjahr (fast alle falsch), die für den jüdischen Kalender von Bedeutung sind.
3. Jahreszahl Anno Domini.
4. Die Indiktion (I bis XV).
5. Die Epakte (von I bis XVIII oder Null), Mondalter am 22. März.
6. Den Konkurrenten (I bis VII = Wochentag des 1./24. März); dabei wird das Schaltjahr berücksichtigt.
7. Wochentag des 1. Januar.
8. Mondalter am 1. Januar, I–XVIII (zum Teil falsch).
9. Mondzyklus, I–XXVIII (oft falsch), ein Alexandrinischer Zyklus, der gegen den des Dionysius um drei Jahre verschoben ist.

10. Beginn der Fastenzeit – mit einigen Fehlern (römische Tagesdaten).
11. Ostergrenze (römische Tagesdaten) = Ostervollmond.
12. Osterdatum (römische Tagesdaten).
13. Mondalter an Ostern, XV–XXI, da der Ostervollmond das Alter XIV (ab Neumond) hat (zwei Fehler).

Mit anderen Worten, die hochkarätigen Fachleute an Karls Hofakademie – respektive die Fälscher im Hochmittelalter – waren nicht einmal in der Lage, auch nur einen fehlerfreien Osterzyklus zu Pergament zu bringen. Das war das Klima, das die Kalendermanipulation erst möglich machte.

Zur Indiktion genügt eine kurze Bemerkung, weil dieser 15-jährige römische Steuerzyklus fest an die Jahreszahl gebunden ist: Der Rest der um 3 vermehrten Jahreszahl ergibt bei der Teilung durch 15 die Indiktion. Interessant ist die Indiktion dann, wenn keine Jahreszahl genannt ist. Dann kann man mit Hilfe des Zyklus $532 \times 15 = 7980$ aus den anderen Angaben wie Datum und Wochentag das Jahr errechnen. Das peinliche ist nur, dass jedenfalls in mittelalterlichen Urkunden die Indiktion häufig fehlerhaft ist, was daran liegt, dass sie einen eigenen Jahresanfang hatte:

- | | |
|---|-----------------------------|
| 1. Indictio Graeca (Constantinopolitana) | 1. September |
| – in der päpstlichen Kanzlei bis 1087, in der kaiserlichen bis 832; | |
| 2. Indictio Bedana (caesarea) | 24. September |
| – Kaiser und französische Karolinger ab 850 | |
| 3. Indictio Romana | 25. Dezember oder 1. Januar |
| – ab Hochmittelalter | |
| 4. Indictio Senensis (nur in Siena) | 8. September |

Nach Christi Geburt (A. D.) wurde bekanntlich erst recht spät datiert; die Kaiser und Päpste datierten lieber nach ihren Amtsjahren mit jeweils anderem Anfangstag (nie das Kalenderjahr). Die nächste Fehlerquelle war der Jahresanfang der christlichen Ära. Auch hier herrschte das Chaos. Bei Kalendermachern, Komputisten und im bürgerlichen Leben scheint man seit Cäsars Edikt, das den Jahresanfang vom 1. März auf den 1. Januar verschob, stets mit einem Jahr von Januar bis Dezember gerechnet zu haben – obwohl die Monate September bis Dezember nach wie vor der Siebte, Achte, Neunte und Zehnte heißen. Diese Praxis war aber mit dem Prinzip der Jahreszählung nach einer Ära, die mit einem bestimmten Ereignis an einem bestimmten Tag beginnt, unvereinbar und war juristisch-diplomatisch irrelevant.

Ären zur Jahresbezeichnung haben kein Startjahr, sondern ein Startereignis, das auf einen bestimmten Tag datiert ist (Epoche):

- | | |
|------------------------------|-----------------------|
| Ab urbe condita (varronisch) | 21. April 753 v. Chr. |
| Alexandrinische Weltära | 25. Mai 5492 v. Chr. |

Byzantinische Weltära

1. September 5509 v. Chr.

Diokletianische Ära

29. August 284 n. Chr.

Christliche Ära des Dionysius (ab incarnatione) 25. März 754 a. u. c.

Die Gleichung „29. Februar 248 der diokletian. Ära = 29. Februar 532 ab incarnatione Domini“ soll offenbar garantieren, dass die ohne Rest durch vier teilbaren Jahre Schaltjahre sind, was sie in der ab-urbe-condita-Zählung noch nicht waren.

Die christliche Ära rechnete zunächst „ab incarnatione“ (Fleischwerdung), das heißt ab Mariä Empfängnis, bzw. Verkündigung am 25. März des Jahres, das wir heute als 1 n. Chr. zählen. Die Umstellung auf „a nativitate Domini“, die Geburt des Herrn, bedeutet eigentlich die Verschiebung der Epoche der Ära um 9 Monate (Schwangerschaft). Damit aber nicht genug; wir haben im Mittelalter – örtlich verschieden – sechs, bzw. sieben verschiedene Jahresanfänge:

1. Circumcisionsstil: 1. Januar
2. Vorcäsarischer Jahresanfang: 1. März (nach dem 1. Januar)
3. Annunciationsstil 25. März
 - a) vor dem 1. Januar (logisch richtig, weil Empfängnis 9 Monate vor der Geburt stattfindet)
 - b) nach dem 1. Januar (falsch, aber in besserer Übereinstimmung mit den übrigen Kalendern)
4. Osteranfang: Ostern
5. Byzantinischer Jahresanfang: 1. September (vor dem 1. Januar)
6. Weihnachtsanfang: 25. Dezember (vor dem 1. Januar).

Diese Buntheit bereitet manche Schwierigkeiten. Auch die Autoren der *Reichsannalen* blickten nicht durch und ließen das Jahr in bunter Folge abwechselnd an Weihnachten oder Ostern beginnen.

Nur in den Fällen 1, 3a, 5 und 6 waren die durch 4 teilbaren Jahre Schaltjahre. Die Fälle 3 a und b zeigen im Übrigen, dass es alles andere als klar ist, ob bei der Umstellung von Empfängnis auf Geburt des Herrn der Jahresanfang um 3 Monate zurück- oder um 9 Monate vorgerückt wurde. Die Tatsache, dass beide Termine heute im Jahre 1 n. Chr. gesehen werden, beweist keineswegs, dass es nie eine Konfusion bei der Jahreszählung gegeben hat. Es könnte im Gegenteil ein Hinweis darauf sein, dass Konstantin Porphyrogenetos die Sache überhaupt erst passend gemacht hat.

Literatur

- Grotefend, Hermann (1960): Taschenbuch der Zeitrechnung, 10. erweiterte Auflage hgg. v. Theodor Ulrich, Hannover
- Illig, Heribert (1996): Hat Karl der Große je gelebt? Gräfelting

- (1998): Das erfundene Mittelalter, Taschenbuchausgabe, München
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht? München
- Lewin, Karl-Heinz (2005): Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum?; in: ZS 17 (2) 455-464
- Piper, Ferdinand (Nachdruck 1974): Karls des Großen Kalendarium und Ostertafel, Wiesbaden (¹1858 Berlin)
- Voigt, Ulrich (2003): Das Jahr im Kopf – Kalender und Mnemotechnik, Hamburg
- (2005): Über die christliche Jahreszählung; in: ZS 17 (2) 420-454

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3
A.Birken@t-online.de

Antwort auf Ulrich Voigt

Heribert Illig

Ulrich Voigt bringt die mathematisch saubere Rückrechnung seit 1996 gegen meine These vor und sprach schon damals in seinem Leserbrief davon, dass einem möglichen Zeiteinschub die Kalenderrechnung entgegenstehe. Er vertiefte das dann [2000], um nun eine umfassende Betrachtung vorzulegen, die er gleichwohl erst als Essay sieht. Er hat den Mechanismus des Computus paschalis neuerlich geprüft und für gut befunden. Das ist beachtlich genug, waren doch zuständige Spezialisten wie Anna-Dorothee von den Brincken [2000] oder Thomas Vogtherr [2001] dazu nicht in der Lage.

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn eine Debatte nach 14 Jahren zu dem Punkt kommt, den man selbst ebenso lange für sich bereits entschieden hat. Als ich mir im Dezember 1990 klar geworden war, dass die Kalenderreform Gregors nicht bis Cäsar zurückgriff, obwohl der Fehler des julianischen Kalenders seit Anbeginn aufließ, war die nächste große Frage: Ist es vorstellbar, dass das Räderwerk unseres Kalenders eine Veränderung von mehreren Jahrhunderten zulässt? Ich war mir rasch klar darüber, dass dies nicht möglich sein wird, sofern alles mit rechten Dingen zugegangen ist.

Das kleinste gemeinsame Vielfache, bezogen auf Schaltjahre, Wochentage und metonischen Zirkel beträgt 532 Jahre, gekoppelt mit der Indikationszählung bereits 7.980 Jahre; bei Berücksichtigung des Halleyschen Kometen (Umlaufzeit rund 77 Jahre) käme gar noch eine Multiplikation mit 11 auf 87.780 Jahre hinzu. Es zeigte sich [Illig 2/1991], dass Halley rückgerechnet anno 837 der Erde so nahe kam, dass bereits eine nur um zwei Stunden falsch kalkulierte Position seine Bahnkurve drastisch verändern würde. So erledigten sich alle weiter zurück reichenden Rechnungen, wie Hermann Hunger 1985 klargestellt hat.

Trotz Wegfall des Kometen habe ich mich aber bereits vor dem ersten Beitrag [1/1991] dafür entschieden, das „kleinste gemeinsame Vielfache“ zu ignorieren, weil ihm und dem dahinterstehenden Räderwerk sehr schwer beizukommen ist, sofern alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Uwe Topper [1997, 234 f.] hat dann versucht, nur auf die Abfolge der Wochentage und das Osterdatum abzustellen, ich selbst [1997, 513] habe auf die Einwendungen von Werner Bergmann [1997, 485] darauf verwiesen, dass die Römer – auf deren Kalender wir aufbauen – nicht Wochentage zählten, sondern die Tage mit ihrer seltsamen Rückwärtszählung nach Kalenden, Nonen und Iden bezeichneten. Deshalb schien mir die Bedingung mit den 7 Wochentagen nicht zwingend, weshalb ich nur das Produkt $4 \times 19 = 76$ [Jahre] sehen wollte, woraus

sich über vier Intervalle hinweg eine Intervall-Länge von 304 Jahren ergibt [ebd.], die nun Andreas Birken (S. 466) als Alternative gegen Voigt vorbringt. Doch mein Argument griff zu kurz, weil es Ostertafeln mit Wochentagen gibt, auch wenn Ravennas Kalenderstein keine nennt (Lewin, S. 459 f.). Am systemgerechtesten wäre wohl eine Phantomzeit von 532 Jahre, wie sie Gerhard Anwander [2004, 624] wieder angeregt hat und mit der Peter Winzeler liebäugelt (s. S. 487). Weil aber weder 304 noch 532 Jahre wirklich befriedigen und bei einem Fehler im Getriebe der Kalenderrechnung ohnehin jede Intervall-Länge möglich ist, habe ich heuristisch gefundene 296, dann präzierte 297 Jahre vorgeschlagen [4/1992].

Aber ist beim Kalender alles mit rechten Dingen zugegangen? Faktum ist, dass dieses Räderwerk äußerst mühsam entwickelt und mehr schlecht als recht überliefert worden ist. Von Anfang an kämpften die Computisten mit dem Problem, das Zusammenspiel von Sonne und dem wahrlich unberechenbaren Mond zu bewältigen. Spätere Generationen korrigierten rückwirkend immer wieder nach, wie ja auch *Beda Venerabilis* seine Ostertafeln nicht nur voraus, sondern fast zwei Jahrhunderte zurückrechnete. *Hermann der Lahme* musste erleben, dass der Mond weder Bedas noch seinen eigenen Berechnungen folgte, als er die Mondfinsternis des 15. 8. 1049 beobachtete:

„Er begann zu vermuten, das gesamte System der bisherigen Komputistik, die Lehre von der langfristigen Übereinstimmung des Laufes von Sonne und Mond, könne falsch sein“ [Borst 685].

1049 verbesserte dieser Mönch vom Bodensee seine eigene Mondaltertafel von 1042 und verfasste seine *Prognostica*.

„Jedenfalls schrieb er zum Schluß, wenn jetzt noch Unstimmigkeiten blieben, lägen sie nicht mehr bei Rechenfehlern, sondern in der Voraussetzung des ganzen Systems, der angeblichen Übereinstimmung von beobachteter und errechneter Zeit, der Gleichförmigkeit von Sonnenlauf und Mondbahn. Damit wurden Harmonie und Rationalität der Schöpfung in Frage gestellt und die Fundamente des Kalenderwesens erschüttert“ [Borst 333].

Erschreckt merzte Hermann grundsätzliche Fehler Bedas aus, dessen

„Berechnungsgrundlage irrig war, weil sie ganzzahlige Näherungswerte benutzte. In Wahrheit dauerte ein synodischer Mondmonat nicht $29 \frac{1}{2}$ Tage, sondern mehr als eine halbe Stunde länger, ein Mondjahr nicht 354 Tage, sondern fast 9 Stunden darüber hinaus“ [Borst 330].

Borst [427] gibt noch genauere Werte an und stellt sie den früher verwendeten gegenüber:

Synodischer Mondmonat:	$29 \frac{1}{2}$	29,5306 Tage
Synodisches Mondjahr:	354	354,672 Tage

Tropisches Sonnenjahr: 365 $\frac{1}{4}$ 365,2422 Tage
Mondjahr hinter Sonnenjahr: 11 10,8750 Tage

Das ergab binnen 19 Jahren (metonischer Zyklus) einen Rückstand des Mondjahres um 209 Tage, die per Mondscharttage und Mondsprung ausgeglichen wurden. Moderne Rückrechnung ergibt dagegen 206,25 Tage [ebd.]. Das sind fast 3 Tage gegenüber dem nur 1-tägigen Mondsprung. Wenn man sich binnen 19 Jahren beim Mond um fast 3 Tage vertut, dann braucht es nicht zu wundern, dass zumindest bis ins 11. Jh. hinein der 'bleiche Geselle' alle Berechnungen ad absurdum führte.

Ungefähr seit 1000, seit *Abbo von Fleury* (s.u.) läuft im Abendland – in der islamischen Welt fast 50 Jahre länger – der Versuch, mit Hilfe astronomischer Beobachtungen die Berechnungen zu prüfen und zu verbessern. Einer der ersten Vorkämpfer für eine Kalenderreform, *Robert Grosseteste*, befand 1220 nach gründlicher Prüfung aller Rechengrößen:

„Die Grundlagen des christlichen Kalenders seien historisch überholt; die arabische Zeitrechnung übertreffe mit ihrem 30jährigen Mondzyklus die christliche bei weitem; die herkömmlichen Goldenen Zahlen gäben völlig falsche Daten an; bei ihrer Korrektur richte man den Kalender am besten nach dem 76jährigen Mondzyklus Gerlands“ [Borst 340].

Doch 1606 musste *Joseph Justus Scaliger* in *Thesaurum temporum* fordern, „daß alle wissenschaftliche Zeitrechnung auf astronomische Beobachtung zum einen, auf philologische Quellenkritik zum andern gegründet werden müsse; nur so lasse sich für die Vergangenheit ein festes Gerüst gesicherter Zeitpunkte errichten“ [Borst 108].

Werner Frank [2005] hat uns letzthin davon unterrichtet, dass dies bei der Debatte vor der Kalenderkorrektur von 1582 noch keineswegs der Fall war. So wird klar, dass erst mit Keplers *Rudolfinischen Tafeln* (gedruckt 1627) die Astronomie ihre belastbare Basis erhielt.

Im 19. Jh., genauer bis 1914, erfolgte eine Großoffensive. Die Großen ihres Faches – wie *Ludwig Ideler* [ab 1826], *Benno Krusch* [ab 1880], *Hermann Grotefend* [ab 1891] bis hin zu *Friedrich Ginzler* [bis 1914] – setzten allen Ehrgeiz daran, aus den oft so widersprüchlichen Quellen ein homogenes Ganzes zu schaffen, indem sie umfassend edierten und emendierten. So bearbeitete *Ferdinand Kaltenbrunner* 1876

„die Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform und untersuchte die allmähliche Reifung der Einsicht, daß der Festkalender des kirchlichen Frühmittelalters auf Rechenfehlern beruhte“ [Borst 128].

Das war auch die Zeit, als die Sonnen- wie Mondfinsternisse von *Theodor Ritter von Oppolzer* [1887] und dann von Ginzler [1899] zurückgerechnet und damit die antiken Angaben endlich in ein astronomisch unterfüttertes System

gebracht wurden. Die Arbeit wurde damals so gut erledigt, dass plötzlich Sonnenfinsternisse, für die weder Stunde, Tag, Monat oder Jahr überliefert waren, ein präzises Datum samt Uhrzeit zugewiesen bekamen und ein solches Datum dann zur Stütze einer ganzen Epoche wurde. (Das Paradebeispiel dafür ist die Schlacht am Halys, die über die schlachtentscheidende Thales-Sonnenfinsternis den 28. Mai -585 zugewiesen bekam). So wurde eine astronomische Harmonie für die Weltgeschichte errichtet.

Seitdem ging die Forschung weiter, wo aber sind die Arbeiten, die nachvollziehen, wie der Konsens zwischen astronomischem Himmel und irdischer Berechnung geradezu erzwungen worden ist? Arno Borst, 1925 geboren, aber richtungsmäßig noch der Garde vor 1914 zugehörig, bringt in seinem Werk über *die karolingische Kalenderreform* [1998] zahlreiche Indizien, die ich mit Voigts Hinweisen auf stillschweigende Voraussetzungen [jeweils Voigt 2005; Hvhg. H.I.] kontrastiere. So nennt Voigt die

„**mutmaßliche** Mondtafel des Anatolius von Laudicea“ [Voigt 2005, 425] sowie die rekonstruierte Ostertafel dieses Bischofs und seine Äquinox, die auf den 19., 20., 21. oder 22. März fallen konnte [ebd. 445]. Borst [49] spricht hingegen vom „vielgefälschten Bischof Anatolius“ und vom Gelehrtenstreit, ob seine Äquinox auf dem 19. oder auf dem 22. März lag.

„Eine Vielzahl von Ostertafeln der Spätantike lässt sich **aus schriftlichen Quellen erschließen**, Tafeln unterschiedlicher Länge, unterschiedlicher Kopfjahre und unterschiedlicher Konstruktion. Aber alle hängen sie eng zusammen und bilden insgesamt ein stimmiges Geflecht“ [ebd., 444].

Es muss betont werden, dass wir keineswegs beliebig viele Mondtafeln, Osterfesttafel oder sonstige Kalender in sauberer, ursprünglicher Form vorliegen haben. Ein Großteil von ihnen ist aus Zitaten erschlossen und rekonstruiert, was natürlich immer – siehe 19. Jh. – unter dem Aspekt geschah, das gesamte Räderwerk am Laufen zu halten, also entsprechend nachzubessern, wo es nötig erschien. Und fast überflüssig zu sagen: All die spätantiken und frühchristlichen Tafelwerke und Berechnungen stehen nicht auf Originalpapyrus, sondern auf Pergament, dessen Beschriftung frühestens der karolingischen Renaissance zugewiesen wird. Die Editoren haben bei sämtlichen Texten zu entscheiden, was ist ursprünglicher Text, was sind spätere Einschübe und Korrekturen. Gerade bei computistischen Texten sind in den Abschriften (oder wären es Originale?) viele Korrekturen aus späteren Nachrechnungen eingearbeitet worden. Ebenso oft sind allerdings alte Werte stehen gelassen, doch mit dem Datum des späteren Kopisten versehen worden, was zwar aufdeckbar ist, aber sehr viel Mühe macht.

Und der Kalenderstein von Ravenna? Er ist sicher nicht nachgebessert worden, aber ist er nur deswegen dem 6. Jh. zugewiesen worden, weil er den dionysischen Berechnungen des 6. Jh. entspricht?

„Von Dionysius Exiguus sind Ostertafeln aus dem 6. Jahrhundert A.D. überliefert, die alle drei Größen für die 114 Jahre 523 - 627 A.D. enthalten. **Wenn** diese Ostertafeln also **keine nach-phantomzeitliche Fälschung** darstellen, würde aus ihnen $\Delta = 0$ folgen“ [Voigt 2005, 441].

„**Vorausgesetzt**, der Stein sei tatsächlich ein **vor-phantomzeitliches Produkt**, so ließe sich allein aus dieser Tatsache erschließen, dass das System der Osterberechnung in der Vor-Phantomzeit genauso funktioniert hat wie heute. Der Stein bestätigt insofern die Ostertafel des Dionysius Exiguus“ [ebd., 442].

Voigt gibt keinen Hinweis darauf, ob der Forschung klar ist, wo der Stein herkommt, wo er seit dem 6. Jh. aufbewahrt wurde und wann er schließlich ins *Museo Arcivescovile* zu Ravenna gekommen ist. Es ließe sich nicht nur das 11., sondern sogar das späte 16. Jh., also die Zeit der gregorianischen Kalenderreform, als seine Entstehungszeit postulieren ($3 \times 532 = 1596$), ging es doch damals erneut um Osterregelung und Kalenderrechnung.

“Auf keinen Fall wäre es möglich gewesen, die beiden Beine der Reform, Basis und Anfangswert der Mondtafel, auf dasselbe Jahrhundert zu stellen. Die Reformer entschieden sich dafür, die Basis (21. März) auf das dritte Jahrhundert, den Anfangswert (5. April) auf das erste Jahrhundert n. Chr. zu gründen [...] und **hatten dann Glück**“ [ebd., 432].

Die Äquinox am 21. März schlankweg dem 3. Jh. zuzuschreiben, geht nur bei Ausklammerung vieler Probleme [vgl. Illig 3/1997]. Sie neuerlich dem Konzil von Nicäa zuzuschreiben und dazu auch noch einen “5. april als Datum des ersten Ostermonds” (Voigt S. 427), entbehrt der historischen Realität. Und das 1. Jh.? Abbo von Fleury änderte 1004 die Jahreszählung nach Christi Geburt in seiner Ostertafel um 21 Jahre [Borst 327], Gerland von Besançon veränderte zu Ende des 11. Jh. die Startposition der Ostertafel von Dionysius um 7 Jahre [Borst 336].

Beda, der die Geburt seines Herren aus dem zeitlosen Zustand vor dem Jahr 1 n. Chr. ins Jahr 1 n. Chr. herüberhob, kam dagegen kalendarisch nicht mit Christi Geburt, Tod und Auferstehung (Ostern) zurecht. Bei ihm „las man am Schluß seiner Abwägungen sogar grundsätzliche Zweifel: Es sei ihm wie jedem anderen zuvor mißlungen, die historischen Tage, Monate und Jahre dieser Ereignisse festzustellen. Offenbar habe Gott selbst ihre Feier in eine höhere als die kalendarische, in die liturgische und kosmische Ebene entrückt sehen wollen“ [Borst 419].

Oben ging es bereits um die Wochentage, die im Altertum römisch rückwärts, bei den Griechen von 1 bis 31 durchgezählt und bei den Juden meist als Wochentage genannt wurden (die Bibel kennt auch die Durchzählung).

„Beda zählte die Alternativen auf: Die Hebräer begannen den Tag am

Morgen, die Ägypter am Abend, die Athener am Mittag, die Römer um Mitternacht" [Borst 414].

Fehlerträchtige Umrechnungen waren ständig vonnöten. Doch für Voigt:

„**Unvorstellbar**, dass sich die Menschheit hier plötzlich vertan hätte. **Unvorstellbar** auch, dass ein Machtspruch sie zu einem solchen Schritt hätte veranlassen können, ohne Turbulenzen zu erzeugen, die man erinnern würde. Die Gregorianische Reform wäre gescheitert, wenn man mit den 10 Tagen zugleich die Woche zerrissen hätte" [Voigt, 2005, 435].

Hier sollte die Möglichkeit beachtet werden, die Veränderung nicht wie 1582 oder bei den Faschisten gewissermaßen vor aller Augen durchzuführen, sondern z.B. über fast 100 Jahre rückwirkend festzulegen (Otto III. bis über das Geburtsjahr seines Großvaters – 912 – zurück).

„Die Praxis, auf der die Datierung nach Indiktionen beruht, ist ebenfalls so breit, dass die **Vorstellung schwer fällt**, man habe sich irgendwann einmal in der fortlaufenden Zählung geirrt" [ebd., 437].

Borst belehrt uns dagegen, dass die Indiktion von Dionysius Exiguus schlecht erklärt, von seinen Nachfolgern unverstanden benutzt, dann aber mehrmals geändert worden ist. Dionysius

„setzte stillschweigend voraus, daß Christus im 3. Jahr eines 15jährigen Indiktionszyklus geboren worden war. Daß im Jahr 525 die 3. Indiktion des 33. Indiktionszyklus herrschte, wußte gewiß nicht jeder. Und mit 33 durfte man nur multiplizieren, solange dieser Indiktionszyklus währte, also nur bis ins Jahr 537" [Borst 489].

„Wozu sie die Indiktion der alten Römer benutzen sollten, wußten noch Isidor und sein irischer Schüler [7. Jh.; HI] nicht zu sagen. Erst Beda [8. Jh.; HI] erklärte es seinen Lesern: Wenn ein Herrscher nach der Jahresmitte starb, wurde ihm sonst womöglich das ganze Jahr zugerechnet, seinem Nachfolger aber auch, was die ganze Chronologie der Annalistik erschüttert hätte. Um eine Kontrollzahl zur Jahresrechnung zu erhalten, schlug Beda vor, die Indiktion eines Jahres nicht schon am 1. Januar, sondern erst am 24. September zu wechseln, dort, wo andere (nicht Beda selbst) die herbstliche Tagundnachtgleiche annahmen" [Borst 438 f.].

Andreas Birken nennt (S. 469) weitere Details zur Indiktion.

„Da hier durch den Bezug zum wirklichen Mond noch eine zusätzliche Kontrolle besteht, **ist es ganz und gar ausgeschlossen**, dass man etwa irgendwann den Zyklus geknickt hätte" [Voigt 2005, 437].

Gerade die Kollision zwischen beobachteten und errechneten Monddaten führte schon 50 Jahre vor dem Konzil von Nicäa zu der Aufforderung durch Anatolius von Alexandria, bei Bestimmung des Frühlingsbeginns auf die astronomische Beobachtung kein Gewicht mehr zu legen [Illig 1999, 55], worauf

sie offenbar bis ins 10. Jh. ganz eingestellt und erst von den islamischen Gelehrten wieder aufgenommen worden ist. Voigt (S. 445) merkt dagegen für die Zeit bald nach 268 und damit für dieselbe Zeit an:

„*erscheint es mir zwingend*, dass Anatolios von Laodicea bei der Festlegung des Äquinoktialdatums auf astronomische Genauigkeit geachtet hat“
Doch eben das ist mehr als fraglich, zumal es sich nur um eine Person handelt: Anatolios von Alexandria, ab 268/69 Bischof von Laodicea, † um 280.

Nur der erste Frühlingsvollmond blieb für alle sichtbar und – wegen des leidigen Mondsprungs – ein permanentes Ärgernis für alle Computisten, die möglichst ganzzahlige Tabellen anstreben. Nachdem selbst der große Ptolemaios im +2. Jh. astronomische Daten nicht durch eigene Beobachtung gewann, ist zu befürchten, dass seine Nachfolger daran verzweifelten, seine angeblichen und ihre tatsächlichen Beobachtungen in Einklang zu bringen und die Himmelsbeobachtung deshalb einstellten.

„Wie könnte es denn auch geschehen sein, dass die Christenheit irgendwann in ihrer Osterberechnung *den Faden verloren hätte*“ [Voigt, 438].
Angesichts der jahrhundertlang konkurrierenden Osterdaten in Ost, West und in Irland wären durchaus Kompromisse vorstellbar, mit denen die weiteren Berechnungen für alle zerstrittenen Parteien akzeptierbar wurden. Es war sogar vorgesehen, wegen der strittigen Voraussetzungen bei den Extrempunkten des Osterintervalls Entscheidungen ‘ex cathedra’ zu treffen, die mit der Präzision der Berechnungen nichts zu tun hatten. So stellte Victorius von Aquitanien als Vorgänger von Dionysius zum Osterstreit von 455 fest:

„Alles hänge von der Zählung des Ostermondes im Sonnenjahr ab, doch eben sie sei umstritten. In den beiden Grenzfällen des 15. und des 22. Tages solle der Papst entscheiden. Für Dionysius hatte das Konzil von Nicaea im Jahr 325 alles schon im alexandrinischen Sinn entschieden“ [Borst 667].

Borst weist in seinem Buch immer wieder darauf hin [ebd., z.B. 86, 641, 647], dass diese angeblichen Entscheidungen von Nicaea nirgends belegt seien. Dionysius bewegt sich deshalb wie hinter einer Nebelwand, aus der rätselhafterweise die Null hervortritt, die er nicht kennen sollte. Wieso bekommt er nun von Voigt (S. 449) ein „trickreich“ eingeführtes Jahr Null, wieso weiß er:

„die Äquinox ist am Tag 0, ein weiterer Hinweis auf den kundigen Umgang mit der Zahl 0 bei Dionysius Exiguus“ [Voigt 2005, 429, Fn. 7].

Wir hatten schon mehrfach das Problem mit der Null. Es gibt tatsächlich Bestrebungen, schon der Antike ihre Entdeckung und Verwendung zu unterstellen; plausibler bleibt die Entwicklungslinie jedoch, wenn wir bei einer Erfindung der Null nicht nur als Platzhalter bleiben, die erst nach 1100 Europa erreicht. Damit würde der Schrift des Dionysius ‘automatisch’ ein viel

späteres Jahrhundert zugewiesen, mit ihr auch dem Stein von Ravenna, der ja vor allem wegen seiner Dionysius-Ähnlichkeit ins 6. Jh. datiert worden ist.

Waren wir 1991 nicht schon weiter? Damals schrieb ich über Dionysius Exiguus und 'seine' christliche Zeitrechnung:

"Diese Art des Datierens tritt erstmals in den Ostertafeln des Dionysius Exiguus auf, die aus dem Jahre 525 stammen, doch ihre weitere Verbreitung im frühen Mittelalter ist schütter und widersprüchlich. Im 8. Jahrhundert ist sie schon in Privaturkunden Frankreichs vertreten, seit der ersten Hälfte des 9. Jahrh. in solchen Deutschlands, während die Karolinger vor der Regierung Ludwig III. [876; H.I.] sich ihrer in ächten Urkunden niemals bedienen' [Grotefend 1891, 'Christliche Zeitrechnung']. Hier wird eine gründliche Prüfung ebenso notwendig wie schwierig. Davon wird es abhängig, ob sich nicht eine noch einfachere These verifizieren läßt: Die a.d.-Datierung[en] sind überhaupt erst zur Jahrtausendwende eingeführt worden, um die neue Friedenszeit anzuzeigen' [Illig 1991c, 87].

An dieser gründlichen Prüfung ist leider kaum weitergearbeitet worden. Arno Borst [42] hat den im Lateran arbeitenden Philocalus beige-steuert, der schon 354, also 171 Jahre vor Dionysius die Zeitrechnung nach Geburt Christi verwendete. Aber es ist dunkel geblieben, warum Philocalus' Idee gerade von seinen Auftraggebern, den Päpsten, überhaupt nicht beachtet und später allgemein nicht mehr erinnert wurde, und warum Dionysius Exiguus ebenso einflusslos geblieben ist, obwohl auch er im Auftrag eines Papstes handelte.

Sehr nachdenklich stimmt mich der Umstand, dass Lewin einen lediglich siebenzeiligen Algorithmus (S. 463) präsentiert, um die Ostertermine des Kalendersteins zu bestätigen. Angesichts der Tatsache, wie oft hier im Lauf der Jahrhunderte falsch gerechnet, falsch beobachtet, von verfeindeten Parteien nachgebessert und konstatiert wurde (wann werden z.B. volle, wann hohle Monate eingesetzt) und der Mondlauf bis ins 11. Jh. ohnehin in keine stimmige Regel gekleidet werden konnte, muss ich schließen, dass die modernen Rechenmethoden lediglich bestätigen, was das 19. Jh. harmonisierend fixiert hat. Es wäre also dieselbe Situation wie im Falle der Sonnenfinsternisse entstanden, als der Archäoastronom Dieter B. Herrmann [1999] mit Hilfe des Computers die Berechnungen des späten 19. Jh. bestätigte, aber nicht bemerkte, dass es nicht an Rechenfähigkeiten gebricht, sondern an der nötigen Genauigkeit der antiken und mittelalterlichen Überlieferung.

Ausblick

Für Ulrich Voigt ist es ganz und gar ausgeschlossen, dass irgendeine Kalendermanipulation durchgeführt hätte werden können. Für mich ist die archäologische Fundsituation in der Alten Welt so, dass ihr Gleichklang mit der

Geschichtsschreibung ganz und gar ausgeschlossen ist. Um Abhilfe zu schaffen, benütze ich den relativ kleinsten Hebel, auch wenn er oft als unangemessen groß empfunden wird: Als fiktiv erkannte Zeit wird mitsamt den Berichten über diese Zeit gestrichen, die wenigen ihr zugeordneten Funde neu datiert.

Würde der Kalender diese Korrektur auf keinen Fall zulassen, wovon mich auch eine so geglättete Version wie die von Voigt nicht überzeugt, dann müsste der Hebel entsprechend vergrößert werden: Nun hätte es die Zeit mit ihren allzu wenigen Funden doch gegeben, also müsste die gesamte Schilderung z.B. der karolingischen Renaissance erfunden worden sein, um den jahrhundertelangen Zusammenbruch von Geldwirtschaft und Handel, von Städten, Verkehr etc. etc. grandios zu kaschieren. Was geschieht dann mit den Ausnahmereischeinungen „karolingischer Kultur“: mit dem Lorscher Kalender von 797, den Borst so hochhält, mit den Elfenbeinschnitzereien und den Zimelien europäischer Handschriftenkunst oder mit der Aachener Pfalzkapelle? Unwillkürlich denkt man an das hier im Heft vorgestellte Kultgelände auf dem Göbekli Tepe (S. 275): Nomaden ohne Geld oder Keramik treffen sich einmal im Jahr, um zwischen ihren Tipis, Jurten oder Wigwams einen steinernen Wunderbau zu errichten und die schönsten Illustrationen aufs Pergament zu bringen.

Die Forschung zur Phantomzeit wird auch bei den Wurzeln des Kalenders weitergehen müssen.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2004): Auvergnatische Impressionen. Reiseindrücke aus einer 'karolingischen' Provinz; in: ZS 16 (3) 595-624
- Bach, J. (1907): Die Osterfestberechnung in alter und neuer Zeit. Ein Beitrag zur christlichen Chronologie; Straßburg
- Bergmann, Werner (1997): Osterfestrechnung und Kalender; in: Ethik und Sozialwissenschaften: Antwort auf die Anfrage: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? 8 (4) 484 f.
- Birken, Andreas (2005): Das porphyrene Fundament der Mittelalterthese; in: ZS 17 (2) 465-471
- Borst, Arno (1998): Die karolingische Kalenderreform; Hannover
- Brincken, Anna-Dorothee von den (2000): Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen. Eine Einführung; Stuttgart
- Frank, Werner (2005): 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in: ZS 17 (1) 4-14
- Ginzler, Friedrich Karl (1899): Spezieller Kanon der Sonnen- und Mondfinsternisse für das Ländergebiet der klassischen Altertumswissenschaften und den Zeitraum von 900 vor Chr. bis 600 nach Chr.; Berlin
- (1906-1914): Handbuch der mathematischen und technologischen Chronologie. Das

- Zeitrechnungswesen der Völker. 3 Bände; Leipzig
- Grotefend, Hermann (1891/98): Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 2 Bände; Hannover
- Herrmann, Dieter (1999): Die Jahrhundertfinsternis 11. August 1999; Berlin
- Hunger, Hermann et al. (1985): Halley's Comet in History; London
- Ideler, Ludwig (1826-1834): Handbuch der mathematisch-technischen Chronologie, Berlin
- Illig, Heribert (1991a): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in: VFG 3 (1)
- (1991b): Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt; in: VFG 3 (2) 33-42
- (1991c): Väter einer neuen Zeitrechnung: Otto III. und Silvester II.; in: VFG 3 (3) 69-91
- (1992): 614/911 - der direkte Übergang vom 7. ins 10. Jahrhundert; in: ZS 4 (4) 79-103
- (1997a): Sonnenwenden - Äquinoktien. Ein weiteres Kapitel 'Kalenderrechnung'; in: ZS 9 (3) 344-357
- (1997b): Drei Jahrhunderte bleiben fragwürdig; in: Ethik und Sozialwissenschaften. Replik auf die Antworten zur Anfrage: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? 8 (4) 507-520
- (1999): Wer hat an der Uhr gedreht?; München
- Krusch, Bruno (1880): Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie. Der 84jährige Ostercyclus und seine Quellen; Leipzig
- Lewin, Karl-Heinz (2005): Komputistik contra Phantomzeitthese. Führt der Computus Paschalis die Phantomzeitthese ad absurdum?; in: ZS 17 (2) 455-464
- Mommsen, August (1883): Chronologie. Untersuchungen über das Kalenderwesen der Griechen, insonderheit der Athener; Leipzig (Reprint 1975, Hildesheim)
- Mommsen, Theodor (1850): Über den Chronographen vom Jahr 354; in: Abh. Leipzig, Bd. 1, 547-668 [und andere einschlägige Editionen]
- (1858): Die römische Chronologie bis auf Caesar; Berlin
- Mucke, Hermann / Meeus, Jean (²1992): Canon of Solar Eclipses -2003 to +2526; Wien (¹1983)
- Sickel, Theodor (1861): Die Lunarbuchstaben in den Kalendarien des Mittelalters; Sitzungsberichte Wien Bd 38, 1, 153-201
- Topper, Uwe (1999): Erfundene Zeitrechnung; München
- Vogtherr, Thomas (2001): Zeitrechnung. Von den Sumerern bis zur Swatch; München
- Voigt, Ulrich (1996): [Leserbrief]; in: ZS 8 (2) 242 f.
- (2000): Zeitensprünge und Kalenderrechnung; in: ZS 12 (2) 296-309
- (2005): Über die christliche Jahresrechnung; in: ZS 17 (2) 420-454

Zwinglis Beitrag für eine anamnetische Chronologierevision

von Peter Winzeler

Auf der Zürcher Jahrestagung standen mehrere Fragen zur Phantomzeitdebatte im Raum.

1. Haben die Phantomjahre im naturwissenschaftlich strengen Sinn gar nie existiert, so dass also in einem korrekten Sonnenkalender alle Kalenderjahre kontinuierlich durchgezählt werden könnten (ab Geburt Christi bis A.D. 1000)?

2. Oder markiert die Phantomzeit eine 'unscharfe' Zäsur, die auf einen gestörten Zeitfluss schließen lässt oder auf unvereinbare Kalenderekalküls, sofern etwa im byzantinischen Osterzyklus nach lunisolaren Inkarnationsjahren gerechnet wurde (Jahr 525 = ADi 532), während im Westen eine millenarische A.D.-Rechnung des Heiligen Römischen Reiches sich durchsetzte (Jahr 614 = A.D. 911) ? Welche Auswirkungen würde dieser 2. Sachverhalt für die Christianisierung der Schweiz haben, die nach herrschender Lehre in zwei Wellen erfolgte (a: spätrömische Helvetier und Burgunder; b: irisch missionierte Kelten und Alamannen)? Reichen die 297 Phantomjahre aus, um die heidnische Symbolwelt des romanischen Kirchenbaus zu erklären? „Oder sollte man gar 532 Jahre streichen und den Abgang der Römer mit dem Aufgehen der Romanik verbinden?“, wie Gerhard Anwander auf Grund seiner auvergnatischen Impressionen fragte [2004, 624], die sehr in die Nähe des rätselhaften „Chorherrenstiftes“ am Grossmünster kommen.

3. Bestanden karolingisch gestiftete Basiliken in Zwinglis *Tigurum* (Zürich) seit der spätrömischen Pfalz? Oder sollten sie, nach herrschender Lehre, ottonisch eingeordnet werden? Je nach Standpunkt klafft vor oder nachher eine Christianisierungslücke, bis der römische Katholizismus sich in der deutschen Schweiz etabliert (s. unten).

4. Welches Gewicht kommt der jüngeren Zeitfälschung zu, die mit Egon Friedells „letzten großen Ruck“ (1350) einsetzte, insbesondere in den Konzilien von Konstanz und Basel. Um 1450 – so Topper [33 f.] – beginne eine „echte Wiedergeburt“ der Antike in einer *ersten Phase* von einer „gewissen Ehrlichkeit“, die ohne „festen Zeitplan“ operiert, aber die „ältesten“ Qumranrollen ab 1000 rekonstruiert [ebd., 167, 184 f.]. Selbst Erasmus und Luther hätten noch „unübersehbaren Anteil an der Bibelschöpfung“ gehabt [ebd., 18]. Erst 1540 (d.h. nach Zwinglis Tod) beginne eine zweite Phase direkter „Fälschung und Verschwörung“, welche die zeitfüllenden „Ottonen, Karolinger, Völker-

wanderung" erfunden habe. Kaum zufällig bleibt in diesem Schema der nahezu unbekannte Zürcher Reformator unbeachtet, der sich als zeitkritischer Renaissancetheologe entpuppt. Was könnte seine „Anamnese“ zur Wahrheitsfindung beitragen? Ohne Anspruch eines Gesamtporträts [vgl. Winzeler 1986; 1998], folgt hier eine stark gekürzte Fassung meines Vortragsmanuskriptes.

I. Zur Quellenlage

Geburt (1484) und Kindheit Ulrich Zwinglins (oder ähnlich) sind nur vage zu dokumentieren. In Wien wird der Student im Schwabenkrieg relegiert (1499) und – nach einem Abstecher nach Paris? – in Basel zum Magister promoviert (1506). Seit Teilnahme an den oberitalienischen Feldzügen 1512–1515 bis zu Zwinglis Tod 1531 kennen wir fast Jahr für Jahr die Bücher, die er liest, glossiert oder schreibt, d.h. Autografen, Druckfahnen, Froschauers Urdrucke (ab 1522), Staatsakten, Korrespondenzen, posthum edierte Predigt-nachschriften und seine beachtliche Privatbibliothek, die er für 200 Pfund dem Stift vermachte [s. Köhler, ZB]. Sein Freund Leo Jud hat u.a. Zwinglis *Anamnema*, seine krönende Vorsehungsschrift verdeutscht (1530/32) [s. H 2, 1941,79]. Der Schwiegersohn Gwalther legte 1539-45 eine lateinische Werk-ausgabe vor. Zwinglis kühne Synthese von „Gott oder Natur“ wurde von Luther und Calvin abgelehnt und erst von Spinoza und Schleiermacher rehabilitiert, hatte er doch Mose und Platon [op. Venedig 1513], Paulus und Seneca, auch Pythagoras, Plinius (1518), Plutarch (1502), Picus [Strassburg 1504] und Athanasius [Paris 1520] rezipiert: in einer ostkirchlichen Orthodoxie (bzw. nestorianischen Geistchristologie), die ihn vom Augustinermönch Luther schroff unterschied – denn dieser grase „wie eine Sau im Blumenbeet“ der Trinität [Locher, *Theol.*, 104].

Gleichwohl zeigt sich auch ein scholastischer Zug, denn wo Luther an die „via moderna“ Occams anschließt, die Glaube und Denken in zwei getrennte Reiche teilt, greift Zwinglis Fidei Ratio (die dem Glauben gemäße Vernunft) auf die „via antiqua“ von Thomas v. Aquin und Duns Scotus zurück. Von Anselm von Canterbury [EA Nürnberg 1491] ist nur ein „lügenhafter“ *Dialog mit Maria* belegt [ZB *2 Nr. 5; * = ed. Anm.]. Gleichwohl beharrt Zwingli anselmianisch auf der „sündlosen“ Mariengeburt, da Christus als unschuldiges Opfer-lamm „der Gerechtigkeit Gottes Genüge getan“ habe [ZwS II,42 f; Locher 134 ff; Campi 84 f.,138].

Der Zwingliverein besorgte erst im 20. Jh. eine textkritische Edition [Z]. Zwinglis Randglossen weisen in der reformatorischen Wende (1516–19) eine deutliche Veränderung des Schriftbildes auf. Von 400 benutzten Werken der Kirchenväter oder Josefus [1499], Varro, Sueton [1518] oder Sallust [1513] sind die meisten zu seinen Lebzeiten erschienen (so auch Aesop [1518], Appian

[1526], Aristoteles [1495], Augustin [1506 ff.], Basilius [1520] etc.). Der Basler Verleger Froben widmete ihm die *Germania* des Tacitus [1519], als der Leutpriester noch päpstliche Gelder bezog (um all diese Bücher zu kaufen!), aber erfolgreich gegen das Soldbündnis mit Frankreich auftrat (1521).

Zürich stand im Zentrum der päpstlichen Diplomatie, bis Zwinglis Mentor Kardinal Schiner bei der Papstwahl von Hadrian (1522/23) ausgestochen wurde. „*Helvetii autem inter Germanos non censeantur*“ (wir sind keine Deutschen) [Z 1,270], so lobt Zwingli seine *Tiguriner* (Zürcher), die dem Papst die Stirn boten – wie einst Divico dem Cäsar! Aber das sind humanistische Anleihen aus *De bello Gallico* [Venedig 1513]. Denn schon Julius Caesar riet den Helvetiern, „ihr Land wieder zu bebauen“ – warum sollte es nach „sechzehnhundert Jahren“ nicht mehr fruchtbar sein [Z 1,94]?

Meine weiteren Stichproben zum Zeitbild orientieren sich an den Registern der repräsentativen neuen Zwingli-Schriften-Auswahl [ZwS I-IV*; 1995].

Die Christianisierung der Schweiz

Eine erste Fehlanzeige betrifft den Hunnen Attila und den gallorömischen Statthalter Avitus (443), der die Burgunder nötigte, sich in Savoyen niederzulassen [R. Pfister 28], von wo sie mit den Freiheitsbünden der „Alamannen“ verschmolzen [Im Hof 112 f.]. In St. Maurice sind noch Mauerreste einer Gedenkstätte der Märtyrer der Thebäischen Legion (4./5. Jh.) zu sehen, wo die Burgunder sich krönen ließen – mit dem Anbau eines *romanischen Turms* des 10. Jhs. [SS 42.50], konform mit der ältesten cluniazensischen Abtei von Romainmôtier. Die ersten Chorherrenstifte in St. Maurice und Zürich werden auf zwei karolingische *Ludwige*, den Frommen und den Deutschen zurückgeführt [Pfister 149 f.], als die Diözese von Konstanz an die Ostfranken (Deutschen) fiel [63.198].

Zwingli nennt aber nur Theodosius als „frommen“ Regenten, der wohl die Diözesenverwaltung einführte, denn Großkarl sei nur ein religiöser „Zeremonienmeister“ (kein Rex), der u.a. die *vita canonica* vorschrieb [III.403. 464/475*; Locher, NS 100]. Den „frommen Ludwig“ setzt Zwingli mit Ludwig dem Heiligen gleich (13. Jh.). Mit dem „andern Ludwig“ (dem Bayern) hätten die Tiguriner den Bann ertragen, bevor sie sich den Eidgenossen anschlossen (1351) [III 403, 475*]. Dieser erste Befund weist auf größere Gedächtnislücken hin.

Das frühe Taufchristentum

Archäologisch spricht manches dafür, dass die spätrömische Pfalz Zürichs „schon im 7. Jh. eine christliche Kirche“ hatte [Z V 601*], aber St. Peter gilt als die „einzige“ Kirche, die 857 „zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt“ sei [SS 257]. Zwingli berichtet, dass unter dem 1526 enträumten Altar der Wasserabfluss eines Baptisteriums freigelegt wurde und dass von allen tigurinischen

Tempeln und Basiliken keine Gründungsurkunde „älter als 300 Jahre“ sei [ZwS IV 79]. Der Hochaltar des Grossmünsters wurde 1278 geweiht, darunter befand sich das „Pflaster“ des lombardischen Neubaus (1100–1230). Also wurden die Altäre des Hochsakramentes erst nach Abschluss des romanischen Kirchenbaues eingeführt. Dies würden die ältesten Kirchenagenden in Glarus (Mollis) bestätigen, wo man 250 Jahre zuvor noch keine Sakramente feierte [II.158 f.]. Nach einer Kirchentrennung (um 1300) wurde den Kleinkindern die Taufkommunion „in beiderlei Gestalt“ gereicht – dieser Brauch der Waldenser und Hussiten kam aus dem Osten („seit dem 5.Jh.“) und hat in der Diözese Konstanz auch das 4. Laterankonzil 1215 überlebt [Z V,601*], da man zu *Ostern* (albae) den Kleinkindern „nicht-konsekrierte Hostien“ reichte. Hier rekurriert Zwingli auf ein frühes (essenisches) Taufchristentum, das in Südgallien erst im 11./12. Jh. belegt werden kann, wo evangelische Wanderapostel, sog. „Weber“ (textores) und „Albigenser“ (Osterleute) eindringen [s. Grundmann 13-38. 477 ff.]. Ihre asketischen Tendenzen wurden von den Cluniensern und Hildebrand „zunächst aufgefangen“ [ebd., 483], aber seit 1215 blutig verfolgt. Der helvetisch populäre Jan Hus wurde in Konstanz (1414) verbrannt.

Die alte Eidgenossenschaft und Burgund

Seit 1100 lebte in Bern die Idee einer „Burgundischen Eidgenossenschaft“ wieder auf [Felber 30], als die Waldstätten sich von den Klosterherrschaften Zürichs und Einsiedelns lösten (1315) und die Zürcher und Glarner zu Schutzbündnissen gegen Habsburg nötigten (1351/2). Der Beitritt Berns (1353) war militärisch motiviert. Zwingli sieht die glorreichen Siege bei „Morgarten und Sempach“ (bzw. Näfels 1388) in Parallele zu den alten Bünden Israels [ZwS I,86 f.]. Nach einem Erdbeben in Basel (1456) wurde in Bern das spätgotische Münster und in Zürich wenigstens die „Monumentalstatue“ Großkarls errichtet (1470). Der Karlsmythus gewinnt also erst im letzten Burgunderkrieg seine heutigen Konturen.

Habsburg verlor seine Stammlande (1474), und Karl d. Kühne von Burgund verlor in Grandson sein Gut, in Murten den Mut und in Nancy sein Blut (1475/76). Kein Ritterheer schien den gemieteten Hallbardieren gewachsen, bis französische Geschütze in Marignano den Rückzug erzwangen (1515). Vom Zürcher Kommandanten und Bürgermeister Röist wurde Zwingli ans Grossmünster geholt. Die Zünfte konnten die Macht der Konstaffel brechen (der Constables oder alten Wachtmeister der Pfalz). Auf dennoch viel zu starken Rückhalt der Rentenbezüger in Zürich und Bern führte Zwingli aber seinen Tod in den Kappeler Kriegen (1531) zurück, nachdem zu Laurentius (10. August) ein furchtbarer Komet ihm dies angekündigt hatte [s. Bullinger].

Das Kalenderproblem

Im „Heumonat“ (karoling. Hewimanoth) brach Zwingli mit Rom (Juli 1522). Der Julianische Kalender hatte sich im Basler Konzil noch kaum durchgesetzt. Zwingli weiß von apokalyptischen Kalenderwirren des rivalisierenden Sacerdotiums und Imperiums [Borst 88-99; Meyer 247-56]. Zwar wurde der Osterzyklus sanktioniert, den Beda von 532 A.D. i auf das virtuelle Jahr 1063 hochgerechnet hatte [Borst 44 f.; 108 f.], aber die Verknüpfung der Geburt Christi mit dem Nulljahr blieb prekär. Als skandalös tadelt Zwingli die Legalisierung des Zinskaufes, der die Zehnten, das kirchliche Armengut, in ein privates Raubgut der Reichen verwandelte: eine „ewige Gülte“ (Rentenkapitalanlage), ungeachtet, ob der Ackerbau Ertrag bringe oder nicht [ZwS I, 353 ff. 409]. Auch wegen dieser *Zerrüttung* oder „Pest“, die Zwingli den *Prästen* nennt – alamannisch ein Mauerriss oder (Treue-)Bruch – erstrahle „die reine Lehre Christi heute klarer als in den 1300 Jahren zuvor“ [II, 489] ! Da diese 1.300 Jahre des Sacerdotiums hinter Nicaä (324) zurück reichen und mit Cäsars Imperium (1550 J.) sich nicht zusammenreimen, interpolierten die Editoren „1400 Jahre“ seit dem *Apostelkonzil* [Z II, 553*].

Aber nach diesem Urbild haben die Zürcher Räte ihr eigenes „Konzilium“ abgehalten (1523). Hier wird Zwingli als Stadtpfarrer approbiert (mit einer Chorherrenpfründe von 60 Pfund), die Zehnten werden in eine gemeinnützige Ertragssteuer umgewandelt, die Gerichtsbefugnisse der Chorherren an den Rat übertragen, das Messopfer abgeschafft (1525). „Binnen 10 Jahren“ wollte Zwingli die Zinsverträge ablösbar machen, beim Zinsfuß von 5 % des Kapitals oder der realen Ertragswerte – was der Rat 1529 nur teilerfüllte. Das hätte die Böden massiv entlastet und den Ackerbau attraktiver gemacht [s. ZwS I, 322. 407 f.].

Die apostolische Sukzession

Im Apostelkonzil hatte *Jakobus* das Sagen – nicht Petrus, nicht schon der Bischof von Rom. Auch nach Platinas erster Geschichte der römischen Päpste [Venedig 1479] verspottet Zwingli den römischen „Messkanon“. Dieser gehe ja auf „zwei Gregore“ (I./III. ?), „zwei Alexander“ (I./ ?), „Sergius und Leo“ zurück, die alles besser als Ambrosius wissen wollten und jeder zufügte oder wegließ, was sie wollten [Z II, 564 f. 565*]. Die Urkirche kannte kein Messopfer. Das Wort Messe stamme von der hebräischen „missa“ (= etwas aus der Hand lassen), die alsdann die gottesdienstliche „Entlassung“ (lat. mita, missio) mit einem Segensgebet bezeichnet habe. Zwingli anerkennt Benedikt und Bonifaz, aber keine Päpste diesen Namens. Als Päpste „und Pöpstin“ [ZwS II, 335] veräppelt er Zeitgenossen wie „Alexander (VI.), Julius (II.), Leo (X.) und Hadrian (VI.)“ [III, 217. 465f*]. Mit der von Laurentius Valla entlarvten Kon-

stantinischen Schenkung verfallt auch das Recht der Päpste, „mit der Zeit das ganze römische Reich zu beherrschen“ [II,286, 512*], woran schon Cäsar und Alexander scheiterten [I,121]. Auf keine Weise verbürgt Zwingli eine lückenlose apostolische Sukzession.

Das Kirchenrecht

Das von Luther vermeintlich verbrannte *Corpus Juris Canonici* wird erst von Gregor XV. so benannt [II.72, 508*], das grundlegende *Dekretum Gratiani* [EA 1471] erst 1582 in Rom vereinheitlicht. Für Zwingli aber waren die alten *canones* noch freie Übereinkünfte der Synoden, keine „regula“, keine päpstlichen Dekretalien. Im Zweifelsfall sollten die Kirchenväter der hlg. Schrift und „nicht die Schrift den Vätern weichen“ [Belege: I,293].

Ein begnadeter Mönch hätte nur zu *Lehrzwecken* eine *Concordia discordantium canonum* zusammengestellt. Daher legt sich ein Vergleich mit dem Talmud nahe (250-700). Denn die „dicta“ Gratiani (um 1140) geben nur die Meinung des letzten Lehrers wieder, sei es des *Rabbenu* (wie jüdisch: Raschi) oder karolingisch/arabisch: des *Hrabanus Maurus*, des *praeceptor Germaniae*. Dessen Schüler Lupus, meint Zwingli, sei eine gefälschte Messlitanei unterschoben worden [II.250. 512*]. Auf Gregor [d. Gr.] stützt Zwingli den Nachweis, dass die Zehnten der *Chilchhöri* gehörten, bzw. den „Hörigen“ der Parochie (Kerke/Kyriake). Außer Hildebrand (Gregor VII.) [II,517*] führt er das *Liber Extra* Gregors IX. an [I.201.293.352-54: II.506*]. Das sind *Extravaganzen* wie die ausgesonderten Stoffe (Baraita) oder Zusätze der Mischna, die konvent. 500 Jahre vor Gratian datieren, so dass dessen „unmittelbare Quellen“ bis heute rätselhaft im Dunkeln bleiben [s. Theol. Realenzyklop, Gratian 126].

Fazit: Bei all diesen Stichproben reicht die Phantomzeit von 297 Jahren kaum aus. Zwingli bezweifelt nicht die historische Existenz von Cäsar, Theodosius und Großkarl, aber verweigert sich jeder überhöhenden konspirativen Aktion. Sein Schrifttum bildet somit einen Brückenkopf ins unverfälschte Zeitbild des frühen 16. Jhs., bevor das mechanistische Weltbild aus seiner „frühneuzeitlichen Aufklärung“ hervorging [s. Krolzik 55 ff., 68]. 1538 wurde am St. Peters-Turm das erste mechanische Uhrwerk Europas montiert. Aber Zwingli hat die moderne astronomische Chronologie (des Uhrmachersgottes) nicht anerkannt.

II. Der Zeiteinsparer und die antiken Juden und Heiden

Zwingli hat die Antike als „Fundgrube“ und als Spiegel seiner Zeit benutzt [s. Locher NS, 75-103.97]. Die 1.500 Jahre seit Christus werden geteilt in 500 Jahre Urkirche (Jakobus), wo das Evangelium in Geltung stand, und 1.000 Jahre des römischen Papsttums, die einer millenarischen Verderbnis entsprechen.

Da Gottes Wort stets in der Gegenwart „erschallt“ [ZwS III,39 f.], lässt es die „ungezählten Jahrhunderte“ dieser Finsternis „überspringen“ [NS 82 f.]. Auch die Seelen von spätantiken Heiligen bleiben präsent, denn „was für uns lange dauert, ist für die Geister der Verstorbenen alles Gegenwart“ [II,472]. Von daher litt Christus für alle Juden und Heiden, „die je waren, sind und sein werden“ [3. Artikel 1523]. Mit Abraham, Mose und David, die den Messias erhofften, würden also auch „Herkules, Theseus, Sokrates“ oder die Catonen und Scipionen die Seligkeit erlangen [IV, 340]! Von Giovanni Picus und dem christlichen Neffen Gian Francesco de la Mirandola hat Zwingli offensichtlich auch einen guten Schuss Kabbala übernommen [Zürcher 182 ff.].

Nachdem Abrecht Dürer sein Selbstporträt mit der mystischen Jahrzahl „A.D. 1500“ geziert hat [Topper 32], soll er auch Zwingli als rotblonden „jungen Mann“ in Basel porträtiert haben: „A.D. 1516“ [Locher NS 147]. Zwingli schrieb damals das griechische Neue Testament des Erasmus ab, das er mit Hieronymus, Origines und Augustin glossierte. Dieser „Urtext“ war miserabel, aber Zwingli lernte Hebräisch und übernimmt die AT-Professur der Zürcher Prophezei (1525), wo er den griechischen am hebräischen Urtext überprüft – denn man solle „zu den Hebräern laufen“ [s. Detmers 158 f.]. Zwingli verteidigt die Juden, die ein „fleischliches“ Essen des Sakramentes verabscheuen [Joh 6; ZwS III, 263]. Das lat. „sacramentum“ war eine Bürgschaft oder Eidesverpflichtung, der Fahneneid der Legionäre. Die Worte Jesu erinnern vielmehr an die Einsetzung des Passah – „Dies ist das Vorüberschreiten“ – zur Verschonung von blutiger Rache [Ex 12,11; ZwS IV, 12]. Jesus gab den Jüngern nicht seinen Leib zu essen, aber verpflichtete sie auf den (essenischen) Neuen Israelbund, der weiteren Blutgenuss untersagt. So gewinnen auch Zwinglis schon genannte archäologische Beweise an Konsistenz, die er Luther im Abendmahlsstreit entgegen hält [Berner Credopredigt ZwS IV,79; vgl. *Amica exegesis...ad Martinum Lutherum 1527: Z V 601 ff.*]. Zusätzlich führt er an:

a) „Auf der ganzen Welt findet man kein Sakramentshäuschen, das älter als 200 Jahre wäre“ (*cis Rhenum* datieren diese Art von Tabernakeln im 14. Jh.). „Die alten Kirchen hatten keine Sakristeien“ (im Osten seit dem 5. Jh. [IV 126f*]).

b) „Weiter Mitteilungen, von denen es viele gäbe, müssen wir der Kürze halber übergehen“. Dazu gehören irische *Pönitentiarien*, deren drakonische Strafen erst durch die römische Ohrenbeichte, Geldbußen, Spenden und Messen abgelöst wurden, ebenso die privaten Kaplaneienpfründe (*Capellania, Vicaria*), die seit dem 12. Jh. zur Lesung der Messe verpflichtet waren [Z V,601*], wo Zwinglis Angabe „also ungefähr“ korrekt erscheine.

Im Täuferstreit vertrat Zwingli die Säuglingstaufe, die er auf die urchristliche Ablösung der jüdischen Beschneidung zurück projizierte. Gleichzeitig verwirft er die Erbsündenlehre. Denn das Grundübel sei der Prästen (Gebres-

ten), eine Todkrankheit (morbus) wie die Pest. Kleinkinder begehen keine Sünde, solange sie in der Thora nicht unterwiesen sind. „Wo kein Gesetz, ist keine Übertretung“ [Röm 4,16], noch eine verdiente Strafe (sine lege nulla poena) [IV,105-109]. Kein ungetauftes Juden- oder Heidenkind muss also fürchten, ewig in der Hölle zu schmoren! Es kann die „Sünde der Väter“ den Kindern nicht seit Adam angerechnet werden. Weit besser wäre es, Erwachsene zu taufen und Kleinkinder zu unterweisen [II, 146]. Nur die zwanghafte *Wiedertaufe* sei dem Evangelium *zuwider* (=Katabaptismus), genauso wie eine magische Wiederholung des Messopfers. Daher verlegt Zwingli das apostolische Taufbekenntnis in die Eucharistie. Denn in der *erinnernden Vergegenwärtigung* (anamnesis) des einmaligen Passahleidens Christi solle die mündige Gemeinde sich in den irdischen Leib des Auferstandenen verwandeln und sich tätig zum kommenden Herrn bekennen: „Das tut zu meinem Gedenken!“

III. Zwinglis *Anamnema* und der letzte große Ruck

Denselben Begriff greift Zwingli im *Anamnema* seiner Marburger Predigt auf, die er für Philipp von Hessen aus dem Gedächtnis (zur Erinnerung) aufschrieb. Dieses Meisterstück erinnert symptomatisch an den letzten großen Ruck, den Friedell als die letzte „schwere Erkrankung“ des Abendlandes beschrieb. Daraus erwuchs die Geißlerbewegung als einer massenhaften Bußbewegung, welche die Klöster verließ. Es musste dem antiken Götterzorn kein neues Menschenopfer dargebracht werden, denn die Himmelsplagen gelten als Zuchtrute des liebenden Vaters, der „uns mit langwährendem Unglück“ plagt, „bis wir unsere Schuld im Lande unserer Feinde erkennen“ [ZwS III,40]. Durch Abbüßen von Sünden oder Abtöten der bösen Triebe galt es, Genugtuung zu leisten, um am Verdienste Christi teilzuhaben, was aber Zwingli in eine evangelische Schuldenbefreiung konvertiert. Denn im Christus ist die Erlösung vollbracht, alle Schuld schon bezahlt. Schon als Jesus gekreuzigt wurde, tobten die Naturgewalten, es entbrannte Gottes Zorn, die Sonne verbarg sich, die Erde zerbarst, um ihre Toten wieder herzugeben [III 162 ff.]. Also hat Jesus mit seinem Passahleiden „genug getan“, um den Gotteszorn zu stillen (= Satisfaktion). Neuer Opferwahn würde die Gottheit erst recht beleidigen.

Als eine neue Pest (1519) ein Fünftel der Stadtbevölkerung wegraffte, hatten die Sterndeuter auf das Jahr 1524 wohl eine Sintflut und den Weltuntergang angedroht [IV, 248 ff.]. Der Rhein trat über alle Ufer, aber Gottes Vorsehung hat uns „genug Land zum Bewohnen übrig gelassen“. Jetzt drohe „ein ganzer Haufen von Übeln über uns herein zu brechen – die Unterdrückung der öffentlichen Gerechtigkeit, Prunksucht, Luxus und Schamlosigkeit, das schlimmste aller Übel, eine Überschwemmung, die viel schädlicher ist, als wenn Menschen und Tier ertrinken“ [ebd.]!

Das natürliche Übel wird von Zwingli auf das Gesellschaftliche rückbezogen; auch psychoanalytisch hat seine theologische Angstbewältigung die anderen Reformatoren überragt, weil sie „analytisch“, nicht zwangsneurotisch argumentierte und Hexen- und Täuferjagden weitgehend widerstand [O. Pfister].

In die ptolemäische Himmelsmechanik setzt Zwingli kein Vertrauen, denn ohne die göttliche Urkraft, die „alles erhält, alles regiert“ [II,61], würde das All sogleich in Nichts zerfallen. Es wäre vergeblich, auf sekundäre Ursachen – wie die Rattenpest [s. Hagmann] – zu rekurrieren: „die [sog.] Zweitursachen werden zu Unrecht Ursachen genannt“ [IV,151]. Wenn Gestirne aus den Bahnen fahren und ihre Macht „den Menschen zornig erscheint“, dann nicht aus eigenem Antrieb, sondern „als Werkzeuge der göttlichen Urkraft“ [IV 250 f.]. Also haben jene Sterndeuter sowohl die Naturgesetze verkannt, durch welche Gott die Weltordnung passiv aufrechterhält, wie die göttliche Vorsicht, die aktiv „auch außer der Ordnung“ interveniert. „Denn Gott wirkt Wunder außer der Ordnung“, damit die Sterndeuter (Astrologi) und Titanen, die gegen die Alleinherrschaft der Gottheit kämpfen, gezwungen sind,

„eine Energie anzuerkennen, die größer ist, als das Sichtbare sie hat. Sie sollen sehen, wie Feuer aus dem Himmel hervorging und plötzlich fünf Städte auslöschte [vgl. Weish 10,6] oder wie die Sonne mitten in der Bahn stehen blieb“ [vgl. Jos 10,12 f.].

Ein mechanischer Determinismus ist Zwingli fremd.

„Wenn ein Astronom sieht, dass die Sterne ernsthaft drohen, sollte er sich zugleich über die *Weisheit* der Gottheit verwundern, die den Lauf der Himmelskörper seit Erschaffung des Firmamentes so gelenkt hat, dass auch von den Sternen her ein schicksalhaftes Unglück über eine Zeit droht, in der alles verbrecherisch ist.“

Das spricht weniger für eine prästabilisierte Harmonie, als für eine vorprogrammierte Disharmonie, welche die Menschheit wachrütteln soll (vgl. „warum die Weisheit nicht gefehlt hat...“ [IV, 198-206]).

Daher rückt der *Präventionsgedanke* ins Zentrum. Die Astronomie wäre allein nie in der Lage, die Bedeutung der Sternzeichen natürlich zu erfassen. „Was also die Astronomen wegweisend in den Sternen lesen, liest der Prophet aus der heiligen Schrift, wo Gott klar seinen Willen kund gibt.“ Wenn andererseits die Prediger die „maßlose“ Astrologie zu Recht tadeln, sollten sie doch deren Nutzen sowenig missachten „wie die Gestirne selbst“. Die Revolutionen, „durch die die Welt nun erschüttert wird, geschehen nicht zufällig“, sondern „aus göttlicher Vorsicht“, so dass „sowohl die Prediger Gottes Rache androhen als auch die Astronomen bevorstehende Übel früherkennen können“. Beide Methoden haben komplementäre Bedeutung, „damit uns der Weg zur Umkehr [politisch!] und zum Heil besser zugänglich werde“. Auf diese

Komplementarität stützt Zwingli auch seine Relativitätstheorie: „Es wäre weit gefehlt, anzunehmen, dass sich die Gestirne ohne Bezug zu den unteren Dingen bewegen.“ Denn wenn da auch ‘nur’ irgend etwas zufällig einträte, ohne die Vorsicht Gottes, könnte mit selbem Recht gesagt werden, dass alles zufällig geschieht; denn wenn die Vorsicht ein einziges Mal aussetzt, hebt dies (Manko) sie gänzlich auf [alles frei nach ZWS IV,246-250 und Leo Jud 1532].

Zwingli vertraut in die Güte des Schöpfers, nicht der Sphärenharmonie, die aus dem Ruder laufen müsste. Mit einer Gravitationskonstante ist es nicht getan. Selbst Isaac Newton bedurfte des Eingreifens einer unsichtbaren Hand. Erst Edmond Halley (1705) hat Zwinglis Kometen als „regulären“ berechnet (1305 - 1378 - 1456 - 1531- 1607 - 1682 - 1758), auf den sich die konstante Zeitrechnung gründet. Demnach erschien 1337 aber ein irregulärer Komet:

„Berge versanken in der Erde [...] Die Luft wurde dick und stickig. Es gab dichten und furchterregenden Nebel. Der Wein gor in den Fässern. Feuerrige Meteoriten erschienen am Himmel. Hunderte beobachteten eine riesige Feuersäule, die sich auf das Dach des Papstpalastes von Avignon herabsenkte“ [s. Velikovsky 101 f.].

Zwingli weiß davon: Denn auch der Erdmantel sei ja eine prekäre Mischung von Erde, Feuer, Wasser und Luft, so dass die Konstellationen „Winde, Erdbeben und Stürme erzeugen“ und „alles, was von oben oder von unten durch die Kraft der Himmelskörper [...] geschieht“, allein durch die „gegenwärtige Kraft der Gottheit“ gelenkt sei [IV, 250 f.]. Zwingli ist von Velikovskys Kosmos „without gravitation“ nicht so weit entfernt.

Zur Prävention bedarf es schließlich der tatkräftigen Weisheit Josefs in Ägypten, der hebr. CHOKMA („Herrin der Maat“) [IV,147 f.]. Denn wenn Gott die himmlischen Chaosmächte in Schranken hält, soll der Mensch auf Erden „um Gottes willen“ das Menschenmögliche tun. Gottes Allmacht ist keine Despotie, wie Luther sie sah, sondern *von der Weisheit gelenkt* (Leo Jud: die „herrliche Frau“), die dafür sorgt, dass der Zorn mit der Liebe, die Gerechtigkeit mit dem Erbarmen ausgesöhnt werden [IV, 204 f.213-15]. Weder der jüdische Gedanke der *Einheit* Gottes, noch auch die (in Christus erwiesene) *Güte* Gottes können letztlich zulassen, dass die Welt zum Teufel gehe. Eher muss Gott selber das tun, wovon Abraham verschont blieb – und seine Vernichtungswut sozusagen am eigenen Sohn ertönen.

Es bleibt die Frage, inwiefern wir dieses anamnetische Denken noch reproduzieren können. Die Geografen vor Zwingli „untersuchen das Sintflut-Problem nicht“, „nur im reformierten Westeuropa“ wird es in der Geografie wie in der emanzipierten Geologie behandelt [Büttner Anm. 30]. Aber in der modernen Rationalität ist der innere Zusammenhang mit dem „verschonenenden“ Passahopfer Christi längst erloschen. Es fällt dann schwer, von einem Tsunami auf die menschheitliche Ethik und Gottes Vorsicht zurück zu schlie-

Ben. Gleichwohl steht Zwinglis *Anamnema* am Anfang jeder neuzeitlichen Anamnese und Prävention.

Literaturhinweise

- Bornkamm, Heinrich, 1983, „Kopernikus im Urteil der Reformatoren“, in ders., Das Jahrhundert der Reformation, Frankfurt, 230-240
- Bullinger, Heinrich, 1985, Reformationsgeschichte III, 46; zit. bei Markus Griesser, Die Kometen im Spiegel der Zeiten, Bern, 129
- Büttner, M., 1975, Regiert Gott die Welt? Vorsehung Gottes und die Geografie, Stuttgart
- Campi, Emidio, 1997, Zwingli und Maria, Zürich
- Cohn, Norman, 1961, Das Ringen um das tausendjährige Reich, Bern
- Detmers, Achim, 2001, Reformation und Judentum, Stuttgart
- Felder, Pierre et alii, 1998, Die Schweiz und ihre Geschichte, Lehrmittelverlag des Kantons Zürich
- Friedell, Egon, ⁷1976, Kulturgeschichte der Neuzeit München
- Grundmann, Herbert, ⁴1977, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, ¹1935
- Hagmann, Michael, 2003, Der schwarze Tod, Sonntags-Zeitung (Zürich) 28.9.2003 (Widerlegung der Rattenpest)
- H = Zwingli Hauptschriften 11 Bde, hg. von Fritz Blanke et alii, 1940 ff., Zürich
- HZ s. Köhler
- Illig, Heribert, 1985, Egon Friedell und Immanuel Velikovsky, Basel
- Im Hof, Ulrich et alii (dt. Red. Beatrix Messmer, 1982), Geschichte der Schweiz – und der Schweizer, Bd 1, Basel · Frankfurt a.M.
- Köhler, Walther, 1984, Huldrych Zwingli, Nachdruck der ²1954, Leipzig [= HZ] - 1921, Zwinglis Bibliothek, Neujahrsblatt des Waisenhauses 143, Zürich [= ZB]
- Krolzik, Udo, 1988, Säkularisierung der Natur. Providentia-Dei-Lehre und Naturverständnis der Frühaufklärung, Neukirchen-Vluyn
- Locher, Gottfried W., 1952, Die Theologie H. Zwinglis im Licht seiner Christologie, Zürich (ein „deutlicher Anklang“ zu Anselm liege im Epilog des *Anamnema* vor: „nos autem de summo loquimur, supra quod nihil est neque esse cogitari potest“, 47 Anm. 47)
- 1969, Huldrych Zwingli in neuer Sicht [=NS], Zürich
- Marx, Christoph, 1996, „Der (bislang) letzte Große Ruck“, in ZS 8 (3) 339-356
- Meyer, Walter E., 1987, Huldrych Zwinglis Eschatologie, Zürich
- NS s. Locher
- Pfister, Oskar, 1944, Das Christentum und die Angst, Zürich
- Pfister Rudolf, 1964, Kirchengeschichte der Schweiz, Bd 1, Zürich
- Speich, Klaus / Schläpfer, H.R., ³1982, Kirchen und Klöster in der Schweiz, Zürich
- SS s. Speich
- Topper, Uwe, 2003, Zeit-Fälschung. Es begann mit der Renaissance, München
- Velikovsky, Immanuel, 1987, Das kollektive Vergessen, Frankfurt/M. [Mankind in Amnesia]
- Winzeler, Peter, 1986, Zwingli als Theologe der Befreiung, Basel
- 1985, „Wer Ursache zum Aufruhr gibt“ (1524), in: ZwS I, 331-426

- 1998, „Losend dem Gotzwort!“, G.W. Lochers Bedeutung für die Zwingliforschung,
in: Zwingliana XXV, 1998, 43-63
Z = Huldreich Zwinglis Sämtliche Werke, hg. Emil Egli et alii (= Corpus Reformato-
rum LXXXVIII-CI), 1905-1959 usw., Berlin · Leipzig · Zürich
ZB s. Köhler
Zürcher, Christoph, 1975, Konrad Pellikans Wirken in Zürich 1526-1556, Zürich
Zwingli, Huldrych: Werke s. H, Z, ZB, ZWS
ZWS = Huldrych Zwingli Schriften, im Auftrag des Zwinglivereins hg. von Thomas
Brunschweiler et alii, 4 Bde, 1995, Theol. Verlag, Zürich

H.Prof. Dr. phil. Peter Winzeler, CH-2503 Biel, Blumenrain 22
Tel./Fax: 032 : 389 21 50 / 365 06 73
Email (geändert!): pjwinzeler@mysunrise.ch

Korrektur zu Peter Winzellers Artikel Wo das Geld die Zeit regiert [1/2005, S. 125]

Die Passage zwischen [...] ist bei einem Programmabsturz fälschlicherweise, doch unbemerkt in den nächsten Absatz nach || gelangt. Berthold Giese war der erste, der dies dankenswerterweise reklamierte (s. S. 259).

Das lukianische Geschichtswerk stellt die Zeitenspringer vor ein Doppelproblem: hinsichtlich seiner historischen Grundlage, seiner biografischen Einheit wie seiner literarischen Komposition. Es vereinigt ja zwei Werke, die zwei grundverschiedenen Welten anzugehören scheinen. Die essenische Grundschrift muss in Qumrannähe gesucht werden, als der Tempel des Herodes „im Jahr 46“ vollendet und gesäubert wurde (29/34) [Joh 2,20; Thiering 241], kurz bevor Stephanus starb (Lukaspescher). Das Evangelium wurde vor 70 beendet, und in Fragmenten des 2./3. Jhs. sind auch die Apostelakten belegt.

Aber die Apostelgeschichte liegt posthum in zwei konträren Versionen vor (5./6. Jh.). Der „westliche“ Hauptzeuge ist der von Th. Beza (16. Jh.) aufgestöberte Codex Bezae (nebst altlat. und syr. Übersetzungen) und sollte die Autorität des byzantinischen Mainstreams erschüttern. Zweifel bestehen an der biografischen Identität de||s Reisebegleiters Pauli wie an seiner Konstruktion der „apostolischen Zeit“ überhaupt. Das um den Lukasprolog erweiterte Doppelwerk dient der Abwehr Markions (2. Jh.) und kommt in die Nähe der „augustäischen“ Kirchengesch||ichte des Eusebius, wie auch berühmter Doppelwerke von Cäsar und Josefus Flavius. Für die Einheit des NT ist das Werk unverzichtbar, da es die scheiternde Israelmission der „zwölf Apostel“ mit der siegreichen Völkermission des „Ketzers“ Paulus verknüpft, so auch das Corpus Paulinum „zu Füßen der Apostel“ [Apg 5,2] akkreditiert. Hier aber gebricht es an stratigrafischer Kontrolle der „Textgeschichte“ und an einer evidenten Chronologie, die nicht von christlichen Axiomen abhängig wäre. Am Ende stehen auch die Methoden auf dem Prüfstand, mit denen das lukianische Problem gelöst werden solle.

I. Münzen, Bau- und Textgeschichte

Seit die Bibelarchäologie die „v||orhellenistische“ Eisenzeit Beth-Scheans an das alte Israel (Omriden) und die frühjüdische Perserzeit vergab und sich in Antiochia kein neuer Schichtenbefund vor der Christlichen Archäologie (der Bauten Justinians) gezeigt hat [ZS 2/01, vgl. 2/03], kann von einer Stratigrafie der lukianischen Mittenzeit kaum gesprochen werden. Die Zeitenwende ist ersatzweise von den Nabatäern und dem antiken Münzengerüst bestimmt, da Christi Geburt durch die erste Kaiserzeit monetär „solide“ belegt erscheint

*

Leserbriefe und anderes

Zu Meinhard Hoffmanns Replik: Erwiderung auf Dr. Armin Wirsching [1/2005, 208 f.].

In seiner Erwiderung auf meinen Aufsatz „Nofretete – falsifiziert und identifiziert?“ schreibt Meinhard Hoffmann, ich hätte beim Nachweis des altägyptischen Doppelschiffs, mit dem schwere Steine bis hin zu Obeliskten auf dem Nil transportiert wurden, Oskar Riedl nicht erwähnt. Hoffmann irrt, und ich möchte hiermit seine Aussage im Punkt 4 berichtigen. Die Erstveröffentlichung der Erkenntnisse zum Doppelschiff wird von Hoffmann richtig benannt: SAK - Studien zur altägyptischen Kultur 27/1999. Auf Seite 3 des Aufsatzes heißt es im Anschluss an die Feststellung, dass vom Gewicht des im Wasser hängenden Steines wegen des Auftriebs jedes der beiden Teilschiffe nur rd. 30 % zu tragen hat, wie folgt: „Auf die Vorteilhaftigkeit, schwere Steine im Wasser zu transportieren, ist mehrfach hingewiesen worden: O. Riedl, *Die Maschinen des Herodot*, o.J (1986); H. Pitlik, in: *GM (Göttinger Miscellen)* 127, 1992, 81; H. Illig/F. Löhner, *Der Bau des Cheops Pyramide. Seilrollen an der Pyramidenflanke*, 1994, 33-39.“

Dr. Armin Wirsching, wirsching@hotmail.com

Hinweis der Redaktion: Im Wissen darum, dass er nicht alle Artikel von Armin Wirsching kannte, sondern nur das *Welt*-Interview, wollte Meinhard Hoffmann als Schlusssatz seiner Erwiderung: „Bei so hart erarbeitetem öffentlichen Gehör war vielleicht trotzdem schon Gelegenheit, Oskar Riedls Namen mit einfließen zu lassen und klarzustellen, wo seine Arbeit ergänzungs- und änderungsbedürftig ist.“ Diese Änderung ist leider dem technischen Versehen (s. S. 259) zum Opfer gefallen.

Zur Mittelalter-Phantomzeit-Diskussion:

Der interessanteste Beitrag der letzten *Zeitensprünge* war für mich der Artikel: „Aachen: alt, ganz alt oder noch älter?“ in Heft 2/2004, in dem auf den Vortrag von Prof. Dr. Volker Hoffmann eingegangen wird, nach dem die Aachener Pfalzkapelle erheblich älter wäre als bisher angenommen, etwa aus dem Jahre 520 stammen und auf damalige byzantinische Baumeister zurückzuführen sein soll. Einerseits bestätigt das natürlich die von Heribert Illig vorgebrachten Argumente, wonach dieser Bau ein Fremdkörper in der früh-deutschen Baugeschichte ist bzw. keine direkten Nachfolge-Bauten hinterlassen hätte, andererseits ist zur Erklärung dieser Besonderheiten dann nicht unbedingt eine erfundene Phantomzeit erforderlich. Die Pfalzkapelle könnte dann theoretisch auch von Karl dem Großen in Aachen, das er vor allem wegen sei-

ner warmen Quellen schätzte, vorgefunden, lediglich für sich benutzt und eventuell dafür nur etwas aus- und umgebaut worden sein.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Zu Klaus Weissgerbers Artikel *Hellenica II* [1/2005, 143]:

Die angeblich fehlenden Achämeniden-Gräber befinden sich in Persepolis.

Die mehrfach zitierte Ansicht, dass es nur vier Königsgräber der Achämeniden ab Darius dem Großen geben würde, trifft nicht zu: Zwar gibt es in Naqsh-e-Rustam wirklich nur die vier Felsengräber von Darius I., Xerxes I., Artaxerxes und Darius II., aber drei weitere Königsgräber der gleichen Art und Dekoration befinden sich in Persepolis selbst bzw. am Hang des Berges, an dem Persepolis erbaut worden ist. Dementsprechend muss es auch drei weitere Herrscher ab Darius II. geben. Bei zweien der Gräber belegen auch Reste von Umfassungsmauern, dass eine Belegung stattgefunden hat. Ich habe die Gräber mehrmals besucht und kann sie durch Dias bezeugen.

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Antwort auf Otto Ernst:

Wegen der gebotenen Seitenzahl bin ich in *Hellenica II* [145] nicht näher auf die Herrschergräber von Persepolis eingegangen, obwohl mir die Problematik aus der Literatur [DuMont-Kunstreiseführer Iran, Werke von Eduard Meyer, Heidemarie Koch und Josef Wiesehöfer] bekannt war. Ich wiederhole, dass selbst von den Gräbern in Naqsch-i Rustam nur eines, das des Dareios I., beschriftet ist. Die Zuordnung der weiteren drei Gräber der „Grabanlage des Xerxes“ kann deshalb nur spekulativ sein (z.B. Xerxes I. mit Frau und Sohn; X. I. mit Scheingräbern für Kyros und Kambyses). Ebenso unbeschriftet sind die Gräber von Kuh-i Rahmut. Ich halte es für möglich, dass in den beiden fertiggestellten Gräbern, auf die O. Ernst Bezug nimmt, die m.E. realen Herrscher Artaxerxes I. und III. bestattet wurden und dass das dortige dritte (unvollendete) Grab Dareios III. vorbehalten wurde. Sicher ist dies aber nicht.

Ich achte Otto Ernst als kritischen und problemorientierten Autor der *Zeitensprünge*, betrachte aber seine Hinweise auf die Gräber von Persepolis, deren Zuordnung nur spekulativ ist, nicht als Widerlegung meiner Achämeniden-Konzeption. (Näheres zu den den Gräbern in *Hellenica V.*)

Dr. Klaus Weissgerber

Römer in Hedemünden

Am 20. 1. 2005 nahmen einige Freunde der karolingischen Baukunst die Gelegenheit wahr, dem Vortrag des Chefarchäologen des Kreises Göttingen, Dr. Klaus Grote, über seine Funde in Hedemünden zu folgen. Eine kleine

Sensation war versprochen, räumt doch die 'Amtsarchäologie' entschieden ein, dass es weit jenseits anerkannter Rhein- und Limeslinien eindeutige Spuren römischer Präsenz gibt, die über Zufallsfunde und einfache Marschlager deutlich hinausgehen – das erste akzeptierte Römerlager in Niedersachsen.

So keimte bei Zeitenspringern schwache Hoffnung, dass hier ein kleiner Schneeball eine Lawine auslösen könnte, fand dieser Vortrag doch im Lippischen Landesmuseum statt, einem Ort, an dem sonst eher überaus konservative Auffassungen bei solchen Themen vertreten werden. Weitere Nahrung erhielt diese Hoffnung durch die Aussage des Vortragenden, dass er mit seiner Fundtheorie im Widerstreit zu seinen Fachkollegen stehe, sich aber dank eindeutiger Evidenz seiner Entdeckungen nicht beirren lasse.

Eine symptomatische Fundgeschichte: Örtlichkeit und Funde waren bereits mehrfach untersucht worden und daher dem Amt altbekannt: mit Sicherheit „germanisch“, mit römischen Beifunden. Doch raubgrabende Sondengänger ließen das Amt aufhorchen und aktiv werden, was zu der neuen Einschätzung führte: römisch mit „germanischen“ Beifunden.

Wer nun aber gehofft hatte, diese Drehung um 180° könnte einen weitergehenden Denkprozess ausgelöst haben, sah sich schnell enttäuscht. In der anschließenden, eher monologisierenden Diskussion wies Dr. Grote jedwede weitere Vermutungen zu möglichen römischen Hinterlassenschaften weit von sich, ausgenommen solche, die sich in seine These einfügten. Speziell in Sachen römisches Corvey verunglimpft er Heribert Klages und sein Umfeld als wunschdenkende Laienforscher, die sich „Beweise nach ihren eigenen Vorgaben zurechtbiegen“, obwohl er auf Nachfrage zugeben musste, noch nie etwas von Klages gelesen zu haben. Als Begründung genügte ihm, dass er unmöglich immer wieder „bei Adam und Eva anfangen“ könne und sich hundertprozentig auf Kompetenz und wissenschaftliche Redlichkeit der Fachkollegen verlassen müsse und könne. Erstaunliche Worte aus dem Munde eines Fachmannes, der kurz zuvor seine eigene, abweichende Theorie der Kompetenz seiner Kollegen entgegengestellt hat.

Es erschien aber doch auch wieder symptomatisch, weil sich dieser Archäologe in der Rolle eines 'kleinen Schliemanns' zu gefallen schien, der wirkte, als sei ihm die Selbstdarstellung wichtiger als die Sache. Über persönliche Befindlichkeiten hinaus war es ein weiteres frappierendes Beispiel, wie Blindheit aus Willen und Denkvermögen eines Sehenden resultieren kann.

Als positives Fazit für Zeitenspringer bleibt die Empfehlung, sich Hedemünden anzusehen. Es gibt bereits jetzt Interessantes zu besichtigen: 2 gesicherte und 2 mutmaßliche Römerlager oberhalb der Werra-Furt auf dem Burgberg, eine über 10 Hektar große Fläche; Wälle und Gräben von Profilschnitten durchzogen, Gesamthöhe der einstigen Befestigung 3,5 m. Nach über 100 römischen Metallobjekten, dazu Münzen zielt die Datierung auf die

Kaiserzeit unter Augustus und Tiberius. Weitere aufschlussreiche Funde können erwartet werden. Informationen dazu bietet
www.grote-archaeologie.de/roemer.html

Dieter Helbig, 32760 Detmold, Adlerweg 15

„Das Schlimme ist: Die Leute, die an der Macht sind, sehen genau, dass es so nicht mehr lange weitergehen kann – was sie auch offen sagen, wenn man privat mit ihnen spricht oder wenn sie entlassen worden sind. Aber solange sie ihre Positionen besetzen, hoffen sie, dass es wenigstens noch ein bisschen weiterfunktioniert.“

Jakob von Uexküll, rief 1980 den Alternativen Nobelpreis ins Leben,
taz-Interview vom 11.6.2005

„Noch ist Bayern ein Kulturstaat, auch wenn seine Grundpfeiler Kunst, Kultur und Geschichte bereits bedenklich wanken. Nicht ausgeschlossen, dass sie unter dem Druck der Wirtschaft und der Standortnützlichkeit bald komplett einstürzen.“

Hans Kratzer zum 80. Geburtstag von Gertrud Diepolder,
Grande dame der Geschichtsforschung in Bayern [SZ, vom 27.6.2005]

Die Absicht ist schlicht Aufklärung - aus dem Vorwort des letzten Buches, 2005 von Carl Amery (9.4.1922 - 24.5.2005) „Briefe an den Reichtum“.

Todesanzeige in der *Süddeutschen Zeitung*

Wenn in diesem Heft schon Anagramme
und Palindrome auftreten, dann soll auch
der kürzeste Schüttelreim nicht fehlen.

Du bist
Buddhist.

Gunnar Heinsohns Neuauflage von *Die Sumerer gab es nicht* wird im Dezember ausgeliefert werden können.

Die stark erweiterte Neuauflage von *Heribert Illig: Die veraltete Vorzeit* wird vier Wochen nach Erscheinen dieses Heftes ausgeliefert. 240 S. gegenüber 174 S., zahlreiche Abbildungen, € 17,90. Die radikale Verkürzung von Alt- und Neusteinzeit samt Megalithikum, drastisch bestätigt durch die Funde von Göbekli Tepe in Südostanatolien.

Das Schwert aus Pergament von *Werner Thiel* liegt seit Ende Mai zum Kauf bereit. 200 S., 7 Abbildungen und ein archäologischer Nachtrag. Romanhafte Darstellung, wie man sich Erfindung und Erfälschung eines Bistumsgründers, hier am Beispiel des Hl. Liudger aus Münster, vorstellen kann. Zum 'Kampfpreis' von € 7,90

Mantis Verlag (Abonnentenpreise *inklusive* deutschem Porto)

Heribert Illig (²2005): Die veraltete Vorzeit

240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für ZS-Abonnenten (= f. Abo.) 15,- €

Werner Thiel (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Specht K. Heidrich (2004): Mykenische Geschichten. Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troja. Griechisch-archaische Geschichte auf dem Prüfstand; 416 S., 24,50 €, 21,50 €, f. Abo. 21,50 €

Volker Friedrich (2004): Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451. Ca. 75 S., Brosch., 7,50 €, f. Abo. 7,- €

Andreas Birken (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients
Karten und Regentenlisten. CD, f. Abo. 17,50 €

Klaus Weissgerber (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte

Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken

325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, f. Abo. 17,50 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide

270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen?

503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, f. Abo. 24,- €

Gunnar Heinsohn (⁴2003): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit

158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, f. Abo. 12,- €

Georg Menting (2002): Die kurze Geschichte des Waldes

Plädoyer für eine drastische Kürzung der nacheiszeitlichen Waldgeschichte

170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, f. Abo. 13,- €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände

958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, f. Abo. 25,- €

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung

240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; 17,90 €, f. Abo. 15,- €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, f. Abo. 18,- €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyreerkönige gleich Perserherrscher!

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, f. Abo. 16,- €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, f. Abo. 10,- €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, f. Abo. 5,- €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, f. Abo. 11,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 17, Heft 2, August 2005

- 260 Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen Mai 2005
in Zürich
- 270 Birgit Liesching: „Anomalous Eras - Best Evidence:
Best Theory.“ Konferenz in Toronto, Juni 2005
- 275 Heribert Illig: Göbekli Tepe - die Altsteinzeit war vor-
gestern
- 287 Werner Benecken: Die plankonvexen Ziegel Meso-
potamiens
- 307 Otto Ernst: Das Moses-Rätsel. Ein Ägyptologe reißt
die Bibel auf
- 319 Klaus Weissgerber: Bemerkungen und Fragen zu
Troia (Ia). Die „Hethiter“ und Troia I
- 348 K. Weissgerber: Die Vorsargoniden II (Asiatica III/2)
- 378 Armin Wirsching: Stürmten die Wikinger 400 Jahre
zu spät in die Normandie ?
- 395 Roland Welcker: Der tote Bonifaz reist nach Fulda
- 405 Werner Thiel: Schliemanns Fluch II oder Münsters
Fundament aus Wunsch und Hoffnung
- 420 Ulrich Voigt: Über die christliche Jahreszählung
- 455 Karl-Heinz Lewin: Komputistik contra Phantomzeit-
these. Führt der Computus Paschalis die Phan-
tomzeitthese ad absurdum?
- 465 Andreas Birken: Das porphyrene Fundament der Mit-
telalterthese
- 472 Heribert Illig: Antwort auf Ulrich Voigt
- 482 Peter Winzeler: Zwinglis Beitrag für eine anamneti-
sche Chronologierevision
- 494 Korrektur zu Winzellers Artikel 1/2005, S. 125
- 258 Impressum
- 259 Editorial
- 495 Leserbriefe und anderes
- 499 Verlagshinweise

ISSN 0947-7233